

Wickede

<36637800350014



Memoiren

eines

Legitimisten.

Dritter Band.

Memoiren

eines

Legitimisten

von

1770—1830.

Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B..........

herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Motto: A Dieu mon âme,
Mon épée au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Dritter Band.

Potsdam, 1858.

Verlag von August Stein (Riegel'sche Buchhandlung).


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Seite

Seite



Erstes Capitel.

Gnädiger Empfang bei dem Könige Ludwig XVIII. in Hartwell. Einschiffung nach Cadix. Seegefecht mit einem französischen Kaper. Ankunft in Cadix. Verwirrung bei der Regentschaft. Der General Marquis de la Romana. Anstellung als Volontair-Stabsoffizier in der spanischen Armee. Guerillas. Vertheidigung von Ciudad-Rodrigo. Heftige Kämpfe. Gefahrvolle Sendung in das Hauptquartier des Lord Wellington.

In England angekommen, eilte ich alsbald nach dem Schlosse, in dem Se. Maj. König Ludwig XVIII. damals residirte, und wurde von diesem mit huldvoller Gnade empfangen. Seit ich meinen Königlichen Herrn zuletzt in Mitau gesehen hatte, war der Einfluß der Zeit nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Er hatte jetzt schon eine Corpulenz, die nicht gesund sein konnte, und litt dabei stark an der Gicht, die besonders seine Füße oft so stark aufschwellte, daß er nur mit Hülfe

eines Stocks mühsam sich fortzubewegen vermochte. Ich glaube, die leidige Gewohnheit, die Se. Majestät von Jugend an hatte, sich viel zu wenig körperliche Bewegung im Freien zu machen und namentlich auch gegen die Ungunst der Witterung zu empfindlich zu sein, trug die Hauptschuld dieser körperlichen Hinfälligkeit; denn im Uebrigen hat selten ein Monarch eine frugalere Lebensweise geführt, als Ludwig XVIII. in allen Lagen seines Lebens. Unverändert war übrigens die Lebendigkeit des Geistes, die Milde des Urtheils, die ungemeine Anmuth und vor Allem die tiefe und wahre Religiosität, die mich stets begeistert hatten, wenn mir die Ehre ward, in der Umgebung meines Königlichen Herrn und Gebieters weilen zu dürfen. Auch jetzt, im Frühling 1810, als Napoleon Bonaparte auf dem Gipfel seiner Macht stand, und sogar eine Tochter des uralten Hauses Habsburg-Lothringen seine Gemahlin werden mußte, zweifelte König Ludwig XVIII. keinen Augenblick an dem endlichen Siege des Rechts und der Rückkehr der Bourbons auf ihren rechtmäßigen Thron von Frankreich. Wie sehr richtete mich diese stolze Zuversicht meines Königlichen Herrn auf, da ich wirklich, besonders nach dieser Verheirathung mit einer Kaiserstochter Oesterreichs, mitunter die Hoffnung zu verlieren begann, daß Bonaparte noch gestürzt werden könne. Mit einer unbeschreiblichen Würde ertrug mein Königlicher Herr

auch die Leiden seiner Verbannung und die vielen Bedrängnisse und Entbehrungen, denen er unverschuldet ausgesetzt war. Es gab Hunderte von Edelleuten und Bankiers in England, die augenblicklich weit größere Einkünfte besaßen und in üppigerem Wohlstande lebten, wie der rechtmäßige Herrscher Frankreichs, des schönsten Reiches der Welt. Die Lebensweise in dem Königlichen Schlosse war fast mehr wie einfach zu nennen, und so bestand z. B. der ganze Marstall nur aus 4 alten abgenutzten Wagenpferden, die zusammen keine hundert Louisd'ors werth gewesen wären, und in gleichem Verhältnisse war auch fast alles Uebrige. Bonaparte hatte noch kürzlich mehrere Millionen geboten, wenn Se. Majestät der König Ludwig XVIII. für sich und sein Haus auf den Thron Frankreichs verzichten wolle; ja er hatte ihm das Anerbieten gemacht, ein anderes kleines Reich für ihn zu gründen, war aber ohne jegliche Antwort auf solchen unverschämten Antrag geblieben.

Ich hatte die Ehre, wiederholt zur Königlichen Tafel befohlen zu werden, die zwar ungemein einfach war, bei der man aber doch den vollen Eindruck empfand, am Tische eines geborenen Herrschers zu sitzen. Auch mehrere Privataudienzen gewährte mir die Gnade meines Monarchen, in denen ich meine bisherigen Feldzüge von 1799 an umständlich vortragen mußte. Gerechte Bewunderung erregte bei mir die genaue Kenntniß, die

Se. Majestät von dem zusammenhängenden Gang aller Kriegsoperationen besaß, und das richtige Urtheil, welches er über die Charakteristik aller hervorragenden Persönlichkeiten fällte. Auch er war der Ansicht, daß in der Uneinigkeit und den sich entgegenstehenden Wünschen der einzelnen Cabinette und somit auch wieder der Heere, welche bisher Coalationen gegen das revolutionäre Frankreich gebildet hatten, gerade die Hauptschuld aller so häufigen schlechten Erfolge liege. Dem glänzenden militairischen Genie Napoleon Bonaparte's schenkte Se. Maj. der König volle Anerkennung, und war auch mit mir der Ansicht, daß von allen Feldherren, die von 1792—1810 gegen das revolutionäre Frankreich gekämpft hatten, der seitdem schon verstorbene russische Feldmarschall Suworow unbedingt der bedeutendste und jedenfalls der energischste sei.

Ungefähr 10—12 Tage blieb ich jetzt in England und erhielt dann durch die Gnade des Königs Ludwig XVIII. mehrere gewichtige Empfehlungen an die oberste spanische Junta in Cadix, an den Marquis de la Romana und noch einige andere bedeutende Persönlichkeiten der legitimistischen Partei in Spanien. Als mein angeborener Fürst mir beim Abschied seine Rechte zum Abschiedskuß reichte, durchdrang tiefe Wehmuth mein Herz.

Es war damals nicht ganz leicht, von England aus eine passende Schiffsgelegenheit nach Spanien zu finden,

da fast nur Fahrzeuge der Englischen Flotte, die keine Privatpersonen mitnahmen, dahin absegelten; die Kauffahrer, die den spanischen Handel vermittelten, warteten gewöhnlich, bis zahlreiche Convois, die dann von Kriegsschiffen eskortirt wurden, beisammen waren, da die zahlreichen und kühnen französischen Kaper im Canal und im Golf von Biscaya die Fahrt gefährlich machten. Ein englischer Kaper in Bristol, der im Mittelländischen Meere kreuzen und vorher in Gibraltar anlegen wollte, war das einzige Fahrzeug, auf dem ich die Reise nach Spanien machen konnte. Hätte ich eine Wahl gehabt, so wäre dies Schiff sicherlich nicht von mir bestiegen worden, denn es sah ungemein unheimlich am Bord desselben aus. Es blieb mir jedoch nichts Anderes übrig, wenn ich mich nicht nutzlos einige Wochen in dem theuren England noch aufhalten wollte. Dazu fehlte es mir aber an Geld wie Zeit, denn ich sehnte mich dringend nach Thätigkeit und besonders nach Kampf gegen die Schaaren Bonaparte's.

Ich habe als Chouans-Führer in der Bretagne manche wilde Kerle unter meinem Befehle gehabt, eine Bande verwegenerer und roherer Gesellen aber, wie sie hier am Bord des englischen Kaperschiffes waren, sah ich in meinem ganzen Leben noch niemals beisammen. Es war förmlich, als ob man eine Auswahl aus dem ärgsten Gesindel der Londoner Hafenschenken getroffen

hätte, um die 25 Köpfe, welche die Bemannung der „Mary,“ so hieß komischer Weise der Kaper, bildeten, zusammen zu bringen. Verlorene Söhne fast aller möglichen Völker Europa's, mit Ausnahme der Franzosen, waren darunter, und um die Buntscheckigkeit möglichst vollständig zu machen, hatten wir auch einige Malayen mit am Bord. Alle Kerle aber schienen schon dem Galgen ziemlich nahe gekommen zu sein, und wenn dies zufällig nicht der Fall gewesen, so war es sicherlich wenigstens nicht ihre Schuld. Der Capitain der Mary war einer solchen Bande werth. Es war ein kleiner, rothhaariger, unverschämter Irländer, der in irgend einer wüsten Prügelei einmal ein Auge verloren hatte, mehr fluchte, wie andere vernünftige Worte sprach, die Branntweinflasche fast den ganzen Tag nicht aus der Hand brachte, dabei aber große Energie und verwegene Kühnheit, und auch, wenn er zufällig einmal nicht betrunken war, viele seemännische Geschicklichkeit besaß. Ein trefflicher Seemann war auch unser erster Steuermann, ein langer, hagerer Nordamerikaner, ein Kerl, der aussah, als könne er die Seele seines eigenen Vaters verkaufen, wenn er bei einem solchen Handel nur einen guten Gewinn erzielte. Sowohl Capitain wie Steuermann zeigten sich aber niemals anders, als mit scharfgeladenen Pistolen im Gürtel ihrer zerlumpten Kleidung. Bei dem rebellischen Geiste unserer Mannschaft war solche Be-

waffnung auch nothwendig, denn wiederholt kamen einzelne Meutereiversuche vor und Unordnungen und Zwistigkeiten aller Art waren fast eine tägliche Erscheinung am Bord der schönen „Mary.“ Besonders in den ersten Tagen, als die Branntweinvorräthe, welche die Matrosen mitgenommen hatten, noch nicht geleert waren, herrschte ein wüstes Treiben in allen Räumen des kleinen Schiffes, und ich wußte kaum, wohin ich mich flüchten sollte, um den rohen Scenen, die mein Auge mit ansehen, und dem gotteslästerlichen Gefluche, was mein Ohr mit anhören mußte, zu entgehen. Ich habe selten so widerwärtige Tage verlebt, als am Bord dieses Kapers und die unbeschreibliche Brutalität der unteren englischen Volksklassen dabei wieder so recht verachten gelernt. Bei all' diesen Scenen der Brutalität und Unordnung war das eigentlich Seemännische auf diesem Schiffe dennoch gut, und man sah recht, daß treffliche seemännische Anlagen den meisten Engländern im Blute liegen müssen. Um mir übrigens keine Unannehmlichkeit auf dieser Seereise zu ersparen, war das Wetter abscheulich, ein Sturm wüthete auf dem Meere und die hohen Wellen des Golfs von Biscaya schlugen häufig über das Verdeck des niedrigen Schooners und rissen Alles, was nicht stark befestigt war, mit fort. Ich ließ mich oft an den Mast festbinden, um so das unbeschreiblich imposante Schauspiel eines Sturmes auf dem Meere desto

besser genießen zu können, und achtete dabei weder der Spritzwellen, noch der Regenschauer, die mich ganz durchnäßten. Der Sturmwind war uns sonst sehr günstig und mit großer Schnelligkeit durchflog unser scharf gebautes Schiff die schäumenden Wellen.

Es war förmlich, als ob das Schicksal mich dazu zwingen wollte, in jeglicher Art des Kampfes thätig zu sein, denn ich mußte bei dieser Fahrt sogar noch an einem Seetreffen theilnehmen. Wir waren gerade im Biscayischen Golfe und unter scharfgerefften Segeln tanzte unser Schiff auf den hochgehenden Wellen, als plötzlich der Matrose im Mastkorbe ein auf uns zukommendes Schiff signalisirte. Wie fast täglich, so hatte gerade auch jetzt unsere Mannschaft ein rohes Trinkgelage begonnen, als dieser Ruf sie unerwartet in ihren Vergnügungen unterbrach. Eine große Veränderung ging sogleich bei den meisten Matrosen vor, ihre Trunkenheit verschwand, sie wurden nüchtern und thätig und gehorchten mit Schnelligkeit allen Anordnungen des Capitains und Steuermannes. Einigen Kerlen, die schon zu betrunken waren, wurden mehrere Eimer Wasser auf die Köpfe gegossen und sie erhielten so heftige Püffe und Schläge, daß auch sie bald wenigstens so weit in den Zustand der Nüchternheit zurückkehrten, um ihre Arbeiten verrichten zu können.

Eine gewisse Spannung ergriff auch mich jetzt bei

der Nachricht, daß ein verdächtig aussehendes Schiff in Sicht sei, und trotz des heftigen Windes kletterte ich mühsam in unsern Mastkorb, um so einen bessern Anblick zu gewinnen. Das angekündigte Fahrzeug war uns jetzt schon so nahe gekommen, daß unser im Erkennen von Schiffen sehr geübter Capitain es für eine ihm bekannte Kaperbrigg aus dem französischen Hafen St. Malo erkannte. Das war eine schlechte Nachricht, denn der feindliche Kaper sollte 10 Kanonen führen, während wir nur 4 am Bord hatten, und auch seine Bemannung mindestens die doppelte Stärke wie die unsrige besitzen. Besonders mich erschreckte diese Nachricht sehr, denn das Schicksal, jetzt vielleicht gefangen genommen zu werden und dann mein ganzes ferneres Leben in einem Gefängnisse Napoleon Bonaparte's zubringen zu müssen, dünkte mir furchtbar. Unser mir sonst so widerwärtiger Capitain zeigte aber jetzt, daß er ein kaltblütiger Seemann war, und auch die meisten Matrosen versöhnten mich durch Muth und Tüchtigkeit mit ihrem frühern rohen Benehmen. Es ward beschlossen, vorerst alle möglichen Mittel zur Flucht anzuwenden, dann aber, wenn diese nicht mehr angehe, den Kampf anzunehmen und bis auf das Aeußerste zu fechten. Trotz des heftigen Sturmes mußte unser Schiff jetzt so viele Segel, wie es irgendwie nur tragen konnte, aufsetzen. Wir flogen jetzt förmlich über

das wildtobende Meer und ich glaubte jeden Augenblick, daß wir in einen der sich vor uns aufthuenden Wasserschlünde hineinjagen müßten, so stürmisch war unsere Fahrt. Mit fester Hand und sicherem Blick stand aber unser Steuermann am Steuerruder, und der mir sonst so verächtliche Mensch erschien mir in diesem Augenblick durch seine Ruhe und Geschicklichkeit wirklich großartig.

Alle Matrosen, die nicht an den Segeln zu arbeiten hatten, rüsteten sich jetzt zum Kampf, und ich freute mich, daß ich dabei thätig und nützlich sein konnte, um dadurch die Spannung des Augenblickes zu verringern. Wir luden zuerst unsere Geschütze so stark als möglich, und da es uns an Kartätschen fehlte, so wurden kleine Säcke mit Nägeln und Flintenkugeln oben auf die Ladung gesetzt. Auch unsere Pistolen und Säbel wurden zum Kampf in den Stand gebracht und mehrere Pulverfässer aufgeschlagen, um sogleich frische Ladungen bei der Hand zu haben. Alle diese Scenen hatten übrigens etwas so ungemein Wildes und Aufregendes, wie ich es in all den vielen blutigen Kämpfen, denen ich schon mit beigewohnt, nur selten sah, wozu wohl die halbnackten Matrosen, die fast alle ihre Kleider abgeworfen hatten und trotz des Sturmes mit entblößten Brüsten und Armen arbeiteten, der düstere Himmel

und das schäumende Meer unter und um uns das Meiste beitrugen.

Die französische Kaperbrigg hatte unterdeß ebenfalls alle Segel beigesetzt, und da sie sehr schnell segeln zu können schien, kam sie uns ersichtlich immer näher. Die dreifarbige Flagge glänzte von ihrem Maste und mit einem zornigen Fluche zog unser kleiner Capitain jetzt ebenfalls die englische Flagge bei uns empor. Es war ein wildes Wettjagen jetzt, was mehrere Stunden anhielt, wobei der Franzose uns aber immer mehr überholte. Schon war die Brigg so nahe gekommen, daß ich mit einem kleinen Fernglas deutlich die einzelnen Gesichter ihrer zahlreichen Matrosen erkennen konnte, als plötzlich der erste Kanonenschuß gegen uns krachte. Leider war derselbe gut gerichtet gewesen, denn ein Stück der Rae flog zersplittert umher und ein Matrose stürzte in das Meer, um augenblicklich den Tod zu finden, da an seine etwaige Rettung gar nicht zu denken war. Mehrere Schüsse folgten schnell diesem ersten, ohne jedoch weiter sonderlichen Schaden bei uns anzurichten, und noch immer hielt unser ruhiger Capitain das Feuer unserer Geschütze zurück. Bis auf hundert Schritte mochten beide Fahrzeuge sich jetzt wohl nahe gekommen sein, als unser Capitain meinte, jetzt sei für uns auch der Augenblick da, das Feuern zu beginnen. Ich war zum Richtmeister der einen Kanone

ernannt worden, und suchte nun diese, so gut es bei dem heftigen Schwanken des Schiffes möglich war, genau zu richten. Wider Erwarten war mir dies gelungen, denn mein Schuß traf das Segelwerk des großen Mastes der feindlichen Brigg und richtete gar arge Verwüstungen darin an. Leider fegte aber auch ein feindlicher Kartätschenschuß über unser Verdeck, tödtete 2 Matrosen auf der Stelle und verwundete 3 oder 4 andere. Mir zerschmetterte eine feindliche Kugel den Richtkolben des Geschützes in der Hand, so daß ich Tage lang ein unangenehmes Dröhnen im ganzen rechten Arm nachempfand. Wir wechselten nun noch ungefähr ein Dutzend Schüsse von beiden Seiten und zerfetzten das Takelwerk unseres Gegners dabei derartig, daß seine anfängliche Ueberlegenheit im Segeln zuletzt ganz schwand. Dem Versuche der französischen Kaperbrigg, uns zu entern, wußte aber unser Steuermann mit seltener Geschicklichkeit stets auszuweichen, so daß dem Feinde seine bedeutende Ueberlegenheit an Mannschaft nicht sonderlich viel nutzte. Die immer zunehmende Dunkelheit machte endlich dem Kampfe ein Ende und es gelang uns, unter dem Schutze derselben zuletzt zu entschlüpfen, so daß wir beim wieder anbrechenden Morgen vom Feinde nichts mehr entdeckten. So hatte Gottes Gnade mich auch diesmal wieder aus einer drohenden Gefahr glücklich gerettet.

Ein günstiger Wind schwellte jetzt unsere Segel, und führte mich rasch an der portugiesischen Küste vorbei, nach Cadix, dem Ziel meiner Fahrt. Zahlreiche englische Kriegsschiffe begegneten uns in letzter Zeit und bewiesen deutlich, daß England jetzt die Herrschaft auf dem Meere besitze, wenn auch Bonaparte sich den größten Theil des europäischen Festlandes unterworfen hatte.

Die Zustände zu jener Zeit in Cadix gewährten mir ein eigenthümliches Interesse, wenn sie mich auch gerade nicht durchgängig befriedigten und ich mir Vieles in der Ferne ganz anders gedacht hatte, als ich es in der Wirklichkeit nun fand. Es war bei den meisten Spaniern viel Muth, eine unbeugsame Energie und eine feurige Begeisterung für die gerechte Sache, der sie sich geweiht hatten, zu finden, aber auch ebenso große militairische Ungeschicklichkeit, eine gänzliche Unwissenheit in Betreff selbst der gewöhnlichsten politischen Verhältnisse und ein schroffer Hochmuth gegen alle Fremde. Dabei herrschte eine große Uneinigkeit zwischen den hervorragendsten Persönlichkeiten, Jeder wollte befehlen, Keiner recht gehorchen und es fand zwischen den einzelnen Heerführern in den verschiedenen Provinzen fast nicht der allermindeste Zusammenhang statt. Auch die oberste Regentschaft in Cadix, in deren Händen eigentlich die erste Regierungsgewalt liegen sollte,

zeigte sich ziemlich ohnmächtig, denn die einzelnen Guerilla-Führer und Kriegscommandanten gehorchten ihr nur, so weit sie Lust dazu hatten. Ich hatte in den ersten acht Tagen meines Aufenthaltes in Cadix eine sehr harte Geduldprobe zu bestehen, die mich für die vielen anderweitigen Annehmlichkeiten, welche diese so reizend am Meere gelegene Stadt darbieten konnte, ziemlich unempfänglich machte. Alle bedeutende Persönlichkeiten, an die ich Empfehlungen theils aus Oesterreich, theils von S. M. dem König Ludwig XVIII. abzugeben hatte, nahmen mich zwar ungemein artig auf, lobten meinen uneigennützigen Entschluß, ohne Besoldung fortan in der spanischen Armee gegen die Schaaren Bonaparte's kämpfen zu wollen, auf das Aeußerste und versicherten mir ihre thätige Beihülfe zur Erreichung meiner Absicht, aber bei diesen leeren Versprechungen blieb es auch. Keiner konnte mir eine positive Anstellung, ja nicht einmal einen festen Rath geben, wo und als was ich mich am nützlichsten für die Sache, der ich dienen wollte, zeigen könne. Der Eine meinte, ich sollte in die alte Wallonische Garde eintreten, der Andere glaubte, daß ich bei den ehemaligen Schweizer-Regimentern am besten verwandt werden könne, der Dritte wünschte, ich möge ein Fremdencorps aus deutschen und französischen Deserteuren errichten, ein Vierter meinte, im Stabe des englischen

Heeres würde der beste Platz für mich sein. Man merkte es ihnen an, daß sie selbst in ziemlicher Unkenntniß über den ganzen Krieg und alle militairischen Angelegenheiten waren, und ihre Hauptthätigkeit im Verfassen von feurigen Proklamationen und Erlassen von allgemeinen Befehlen, die sich nur einer sehr zweifelhaften Geltung erfreuten, bestand. Der Unfähigste dieser ganzen Regentschaft schien mir der Bischof von Orense zu sein, der gewiß vortreffliche Messen las, übrigens aber von rein militairischen Angelegenheiten nicht mehr verstand, wie ich vom Sticken einer Damenhaube; ein Gleiches war bei Don Miguel de Lardizabal der Fall, einem eben so unwissenden wie eitlen Manne, der sich z. B. den Anschein gab, von der ganzen Schlacht bei Aspern kein Wort gehört zu haben. Und solche Herren sollten Instructionen für Armeen entwerfen. Es war daher kein Wunder, daß die spanischen Angelegenheiten trotz der Tapferkeit des Volks so schlecht gingen und Bonaparte sich fast der ganzen Halbinsel bereits bemächtigt hatte, bis Wellington der gefährlichste Gegner der Franzosen ward. Dieser kehrte sich auch nicht im Allermindesten um alle Anordnungen der Regentschaft, ja gab sich kaum die Mühe, ihre Depeschen nur zu lesen, wie ich 1812 selbst gesehen habe.

Ueber eine Woche war ich schon in Cadix von Thür zu Thür umhergelaufen, und hatte noch die frohe Aus-

sicht, dies zwecklose Treiben bis in das Endlose fortsetzen zu können, als endlich das Glück den General Marquis de la Romana dahin führte. Ich ließ mich sogleich bei ihm melden, gab mein eigenhändiges Empfehlungsschreiben Sr. M. des Königs Ludwig XVIII. ab, wurde sehr wolwollend empfangen, und erfuhr schon in der ersten halbstündigen Unterredung, was mir bisher kein Einziger dieser vornehmen Civilisten in Cadix hatte sagen können oder wollen. Der Marquis de la Romana, einem alten spanischen Geschlechte angehörend, war unbedingt der bedeutendste General, der über die legitime spanische Armee zu gebieten hatte. Gezwungen hatte er anfänglich dem Heere Bonaparte's folgen müssen, und war von diesem als Befehlshaber eines schönen spanischen Cavalleriecorps nach den dänischen Inseln beordert worden. Als der edle Marquis aber sah, daß sein unterdrücktes Vaterland den Kampf für seinen rechtmäßigen König und Herrn gegen die Usurpation Bonaparte's beginnen wollte, duldete es ihn und seine getreuen Reiter nicht mehr unter den fremden Fahnen. Er knüpfte eine Correspondenz mit den Engländern an, diese sandten heimlich zahlreiche Transportschiffe an die dänische Küste, und die spanischen Reiter opferten willig ihre schönen andalusischen Hengste, mit denen sie beritten waren, da solche nicht mit eingeschifft werden konnten. So segel-

über welche ganze feindliche Compagnien hinwegmarschirten. Die 10 Bauern, die mich geleiteten, waren geborene Andalusier, hübsche kräftige Gestalten mit dunklen blitzenden Augen und so wahrhaft vornehmen Gesichtszügen, wie ich solche nur in Spanien und dann hin und wieder bei den Bauern von echt magyarischem Stamme in Ungarn gefunden habe. Diese Andalusier waren ungemein mäßig in ihrer Nahrung und ausdauernd im Marschiren, sonst aber weder von besonders kühnem Muthe, noch nachhaltiger Körperkraft. Ein herzhafter Angriff bei Tage, Mann gegen Mann, Brust gegen Brust, den blanken Stahl in der Faust, war nicht recht ihre Sache, und in dieser Hinsicht zog ich meine plumpen, dickköpfigen, vierschrötigen Bretagner Chouans weit vor. Von allen spanischen Soldaten, die ich während der dreijährigen Kämpfe in Spanien kennen lernte, schätzte ich im Allgemeinen unbedingt die Basken am meisten, dann kamen die Arragonier und den dritten Rang nahmen die Catalonier und Castilianer ein, während die Andalusier, viele einzelne Ausnahmen natürlich abgerechnet, die schlechtesten waren. Letztere waren häufig große Fanfarons, und wenn man ihre prahlerischen Erzählungen, die sie mit unläugbarem oratorischen Talent vorzutragen verstanden, mit anhörte, hätte man wirklich glauben sollen, lauter Helden vor sich zu haben, während ich in der

Wirklichkeit niemals gesehen habe, daß eine Schaar Andalusier nur einen herzhaften Bajonnetangriff ausführen konnte.

Die zehn Guerillas, die mich eskortirten, waren im Anfang ziemlich mißtrauisch gegen mich, wie dies der Spanier stets gegen fremde Officiere, deren Autorität er nur höchst ungern anerkennt, sein wird. Zufällig sahen sie aber, daß ich einen geweihten Rosenkranz unter meiner Uniform auf der Brust trug, und alle Gebete und die übrigen religiösen Handlungen, welche uns unsere heilige Religion vorschreibt, womöglich mit noch größerer Andacht, wie sie selbst dabei bewiesen, verrichtete. Von dem Augenblicke an änderte sich ihr Betragen gegen mich merklich und sie wurden immer zutraulicher, ja, als sie zuletzt sahen, daß ich einen polnischen Lancier, der eben einen Guerilla mit seiner Lanze durchbohren wollte, ohne Weiteres zusammenhieb, hatte ich mir ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Der Andalusier ist in dieser Hinsicht ungleich leichter zu gewinnen als der stolze, finstere Catalone oder gar der Castilianer, freilich ist aber auch dafür mehr Flatterhaftigkeit bei ihm und seine Treue lange nicht so nachhaltig. Eine tiefe Religiosität bildete damals noch einen Hauptzug im Charakter der Spanier, besonders des Adels und Bauernstandes, der auch hier wie überall in der Welt den Kern des Heeres ausmachte. Der furchtbare Haß, den alle Spanier gegen die Soldaten

Bonaparte's hegten, kam wesentlich mit davon her, daß so viele der Letzteren in ihrer verruchten Freigeisterei, welche sie durch die scheußlichen Lehren der Revolution eingesogen hatten, sich erfrechten, alle möglichen Kirchenschändereien zu verüben. Wie häufig haben die Soldaten, ja selbst die Officiere Bonaparte's in Spanien Kirchen geplündert, mit Kirchengefäßen ihr freches Spiel getrieben, nach Bildern der heiligen Mutter Gottes wie nach Scheiben mit ihren Flinten geschossen und zahllose Crucifixe in ihren Bivouaksfeuern verbrannt, wenn sie gleich anderes Brennholz in der Nähe finden konnten. Wurden solche gotteslästerliche Handlungen den Spaniern bekannt, so entflammte dies aufs Neue ihren grimmigen Zorn, jedes Gefühl der Barmherzigkeit schwand aus ihrer Brust, und sie ermordeten ohne Weiteres alle Gefangenen, die in ihre Hände fielen, oft auf die grausamste Weise. Alle Vorstellungen, ja selbst Befehle der Officiere, waren in solchen Fällen nutzlos. Wie oft aber sind französische Gefangene, über deren Häuptern schon der Mordstahl schwebte, sogleich vom Tode errettet worden, wenn die Spanier einen Rosenkranz, oder ein geweihtes Amulett, oder ein Marienbild auf ihrer Brust fanden. Solchen Gefangenen, bei denen man Spuren ihrer wahren Anhänglichkeit an unsere hohe katholische Kirche bemerkte, geschah in den seltensten Fällen etwas. Zu meiner großen

Freude waren solche gerettete Gefangene in der Regel brave Bauernburschen aus der Bretagne und Vendée, die nur gezwungen für die Fahnen des Usurpators kämpften, und bei denen alle verderbliche Aufklärerei der Revolution noch nicht ihren guten, alten Glauben hatte erschüttern können. Es versteht sich von selbst, daß ich für meine Person mich aller solcher Gefangenen mit Rath und That auf das Wärmste annahm und kein Opfer deshalb scheute.

Trotzdem, daß meine Guerillas Weg und Steg sehr genau kannten und wir von der ganzen Bevölkerung, Alt und Jung, Mann und Weib, dabei auf jegliche Weise unterstützt wurden, wäre uns ohne die große Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der französischen Truppen im Vorposten- und Patrouillendienst unser heimliches Durchschleichen nach Ciudad-Rodrigo mitten durch die feindlichen Colonnen schwerlich gelungen; diese Sorglosigkeit in allen derartigen wichtigen Dingen grenzte oft an das Unglaubliche. Die Franzosen wußten, daß sie einem gewandten, der Gegend kundigen Feind gegenüberstanden und heimliche Ueberfälle zu den häufigsten Begebenheiten gehörten, und doch konnten sie sich nicht zu einem geregelten, sorgfältigen Vorposten- und Patrouillendienst, wie er in jedem anderen regulairen europäischen Heer betrieben wird, bequemen. Die Soldaten Bonaparte's waren im Allgemeinen in

Allem, was die Offensive anbetrifft, zu jener Zeit die besten in ganz Europa, dagegen in den Anstalten für ihren Sicherheitsdienst mit die schlechtesten. Sie verließen sich auf ihre große Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der sie bei plötzlichen Allarmirungen sich zu sammeln und alle nothwendigen Bewegungen auszuführen wußten, wie auf die kühne Energie, mit der ihre Führer sogleich zum kräftigen Angriffe vorzugehen pflegten, und vernachlässigten daher jeden Sicherheitsdienst auf das Unverantwortlichste. Wie viel Tausende französischer Soldaten sind in den langen blutigen Kriegen von 1792—1815 nutzlos geopfert worden, die bei einem nur einigermaßen geordneten Vorposten- und Patrouillendienst leicht hätten erhalten werden können. So war es denn auch hier wieder in Spanien, und wenn wir feindlichen Truppen, die wachsame Posten und regelmäßige Patrouillen hatten, gegenüber standen, konnten wir sicher darauf rechnen, daß dies entweder Polen oder deutsche Rheinbundskontingente waren. Freilich zeigten sich die Franzosen dafür bei plötzlichen Allarmirungen auch bei Weitem am gewandtesten und schnellsten und stürmten mit lautem „en avant" gewöhnlich schon vorwärts, bevor die Deutschen nur ihre Glieder geordnet hatten.

Auf diesem heimlichen Marsche nach Ciudad-Rodrigo überfielen meine Guerillas etwa 10—12 französische

Posten und kleine Patrouillen, was sie mit großer Schlauheit ausführten. Leider wurden alle dabei gemachten Gefangenen ohne Weiteres getödtet. Es war mir dies sehr peinlich, doch sah ich theils die Nothwendigkeit solcher grausamen Maßregeln ein, da wir unmöglich Gefangene mit uns umherschleppen konnten, theils war meine Autorität über diese Kerle nicht groß genug, um dagegen einschreiten zu können. Wenn solche Niedermetzeleien von Gefangenen geschahen, habe ich mich stets weggewendet, um diese Grausamkeiten nicht mit ansehen zu müssen. Wie oft gellte mir aber das verzweifelte Geschrei dieser Armen um Barmherzigkeit, die sie doch nicht fanden, in die Ohren.

Am 10. Juni des Abends kam ich glücklich in Ciudad-Rodrigo an, das schon von der einen Seite durch einige französische Batterien beschossen wurde. Ich meldete mich am andern Morgen sogleich beim General Herrasti, einem schon sehr bejahrten weißhaarigen Manne, aus dessen ganzem Gesichte aber große Energie sprach. Der erste Empfang dieses Generals, der künftig mein unmittelbarer Vorgesetzter sein sollte, war gerade nicht besonders freundlich und ermuthigend. Er las das Schreiben des Marquis de la Romana, musterte mich dann mit langem Blick von oben bis unten, und frug: „Sind Sie ein Ingenieur-

Officier und verstehen Sie Vertheidigungsarbeiten zu leiten?"

Der Wahrheit gemäß mußte ich antworten, daß ich kein Ingenieur-Officier von Fach sei, doch mich allerdings etwas mit den Arbeiten des Geniewesens beschäftigt und auch einige praktische Erfahrungen darin habe.

„Zum Teufel, warum hat man Sie dann von Cadix hierher gesandt, ich hatte doch ausdrücklich gebeten, mir nur einen möglichst geschickten Genie-Officier zu schicken; andere kann ich nicht gebrauchen."

Solcher Empfang war freilich nicht ermuthigend für mich und eine tiefe Röthe der Scham und zugleich des Zorns, überzog mein Gesicht. Der General Herrasti sah mir dies an und sprach dann einlenkend: „Nun, nehmen Sie sich meine Worte nur nicht so zu Herzen; mein Unwille galt nicht Ihnen, denn Sie mögen immerhin ein ganz braver Officier sein, sondern nur den Herren der Regentschaft in Cadix, die mir keinen Ingenieur-Officier, um den ich so dringend gebeten habe, schickten." Er ließ sich nun in ein weiteres Gespräch mit mir ein, und ich mußte ihm in aller Kürze meine bisherigen Feldzüge und Kriegserfahrungen berichten. Merklich artiger geworden, meinte er: „Ah, ich sehe, Sie sind ein alter Soldat und da Sie denn doch so gern möglichst bald in das feindliche

Feuer kommen wollen, so gehen sie in das Kloster Santa Cruz im Nordwesten der Stadt und übernehmen dort den Befehl über die Schanzarbeiter. An Beschäftigung wird es Ihnen daselbst nicht fehlen, dafür sorgt schon der Marschall Ney."

So hatte ich denn sogleich wieder eine Thätigkeit, wenn auch freilich keine sonderlich angenehme; denn ich selbst wäre lieber draußen im freien Feld, als hier hinter den Mauern eines alten Klosters beschäftigt gewesen. Ciudad-Rodrigo, eine wichtige Grenzfestung, die schon von alten Zeiten her eine bedeutende Rolle spielte, ist auf einem ziemlich hohen Bergabhang gelegen und hat durch ihre natürliche Lage große Festigkeit. Die Befestigungen selbst mochten in früheren Zeiten von gewaltiger Stärke gewesen sein, genügten aber jetzt einem Gegner, wie das Artillerie- und Geniecorps Bonaparte's, gegenüber nicht im Mindesten mehr. In aller Eile wurden jetzt die nothwendigsten Verschanzungen angelegt, wobei sowohl die 4000 Mann starke Besatzung, die aber nur wenige regulaire Truppen zählte, wie auch die Bürgerschaft selbst, mehr Eifer, als gerade Geschicklichkeit zeigten.

Das große Kloster Santa-Cruz, in dem man mir meinen Posten angewiesen hatte, war eins der wichtigsten Werke der ganzen Stadt, gegen welches voraussichtlich die Hauptkraft des feindlichen Angriffes ge-

richtet werden mußte. Es war ein altes, sehr festes Gebäude, mit Mauern und Thürmen versehen, und konnte schon ein tüchtiges feindliches Geschützfeuer ohne sonderlichen Schaden aushalten. Gegen Bomben war es jedoch nicht fest und wir mußten nun suchen, diesem großen Uebelstande möglichst bald abzuhelfen. Noch hatten die Belagerer kein schweres Geschütz, da dessen Transport von Salamanca aus durch die grundlos schlechten Wege sehr verzögert wurde; doch konnte es täglich eintreffen und dann mußten wir erwarten, daß der französische Artillerie-General Eblé, dessen Energie mir schon aus früheren Feldzügen bekannt war, uns mit einem tüchtigen Hagel feuriger Bomben überschütten werde.

Daß dies Kloster Santa-Cruz gerade einen besonders freundlichen Aufenthalt gewährte, kann ich nicht behaupten. Ungefähr 800 Mann, theils Andalusier, theils Portugiesen, bildeten die Besatzung desselben und lagen eng zusammengedrängt in den Gängen, Höfen und Hallen. Mir selbst ward eine kleine, düstere Mönchszelle, die nur eine Holzpritsche, einen Schemel und einen kleinen Tisch als Mobiliar enthielt, zum Quartier angewiesen. Zu meiner Freude hing ein großes und schön geschnitztes Krucifix an der einen Wand der Zelle, und mein Erstes war, daß ich mich vor demselben in langem und inbrünstigem Gebet auf

die Knie warf, um aus vollem Herzen meinem Erlöser für seine Gnade, die er mir bisher bewiesen hatte, zu danken. Wahrhaft gestärkt stand ich von diesem Gebete wieder auf, und hatte neue Kräfte zur Erfüllung meiner Pflichten gewonnen. Meine Lage war sonst wenig beneidenswerth, denn ich hatte keinen einzigen Bekannten in ganz Ciudad-Rodrigo, war der Sprache nicht mächtig und besaß weder Decken zum Lager noch Kochgeschirr, oder auch nur einen Diener, der mir Hülfe hätte leisten können. Ein alter freundlicher Artillerie-Officier, der etwas deutsch radebrechen konnte, nahm sich meiner hülfreich an und sorgte für die Abhülfe meiner dringendsten Bedürfnisse. Eine dicke wollene Decke, die ich kaufte, genügte mir als Lager vollkommen, einige Töpfe und ein kleiner Kessel reichten zur Bereitung der einfachen Speisen, die ich genoß, vollkommen aus und ein rothnasiger, versoffener Irländer, der ich weiß nicht wie, in spanische Militairdienste gekommen war, bildete bald meinen Koch und Kammerdiener in einer Person. So war ich denn für mein Belagerungsleben hinreichend ausgerüstet und konnte mich nun mit ganzer Kraft meinen neuen Pflichten widmen.

Sie waren unangenehm genug, denn ich erhielt 80—100 portugiesische Soldaten, größtentheils elendes Lumpengesindel, um mit ihrer Hülfe das Kloster Santa-

Cruz möglichst bombenfest zu machen. Die Kerle, die früher einem Strafbataillon angehört hatten, waren eben so feig wie faul und ungeschickt, ja selbst offenbar ungehorsam. Sie wollten in den ersten Tagen meine Autorität nicht recht anerkennen und es kam von ihrer Seite sogar zu einer offenen Widersetzlichkeit. Nur kräftige Energie von mir konnte hier das Uebel sofort ersticken. Ich hieb den ärgsten Rädelsführer sogleich mit dem Pallasch flach über den Kopf, daß er zusammenstürzte. Seine Kameraden wollten nun auf mich losstürmen, allein ich richtete meine doppelläufigen Pistolen gegen sie, und schwur zu schießen, sobald sie sich nicht auf der Stelle ruhig verhielten. Mehrere Spanier kamen mir nun zur Hülfe, General Herrasti schritt auch energisch ein, und so kam bald Zucht und Ordnung in diesen Arbeiterhaufen. Feiges, erbärmliches Gesindel, was kaum einen Schuß Pulver werth war, blieben diese Kerle jedoch immer.

Wir bemühten uns nun, die Dächer des Klosters mit einer dicken Erdschicht zu überdecken, um so das Durchschlagen der Bomben zu verhindern, und auch sonst möglichst viele Schanzen aufzuwerfen. Es war dies dringend nothwendig, denn das französische Belagerungsgeschütz war inzwischen eingetroffen und mit gewohnter Energie schritt der Marschall Ney nun sogleich zum ernsthaften Angriff.

Die Laufgräben wurden eröffnet und ein heftiges Bombardement begann. An der Schnelligkeit des Feuers und der guten Richtung der Geschosse konnten wir bald merken, daß die vielgeübte französische Artillerie, zu jener Zeit unbedingt die erste der Welt, mit vollem Nachdruck gegen uns thätig war. Ich hatte den General Herrasti gebeten, ob er mir nicht gestatten wolle, in einer dunklen Regennacht einen Ausfall gegen die am weitesten vorgeschobenen Belagerungsarbeiten der Franzosen zu unternehmen, und seine Einwilligung auch hiezu erhalten. Mit ungefähr 300 Mann, aus verschiedenen Corps zusammengesetzt, unternahmen wir diesen Ausfall. Der Regen goß in Strömen vom Himmel, es war dabei ungemein finster und so gelang es uns, unbemerkt die ersten französischen Posten zu überrumpeln und niederzustoßen. Bald aber entstand in der nächsten feindlichen Redoute Lärm, die Trommeln schlugen Allarm und einige Leuchtkugeln, die aufgeworfen wurden, erhellten trotz des Regens die Gegend. Zwei französische Voltigeur-Compagnien stürmten unter lautem „en avant" Rufe mit gefälltem Bajonnet im Laufschritt gegen uns vor. Von unseren Leuten floh ein großer Theil sogleich in feigem Schrecken davon, obgleich wir Officiere alles Mögliche thaten, sie zum Stehen zu bringen. Vor gerechtem Zorn meiner nicht mehr mächtig, zog ich meine

Pistolen und schoß zwei Schüsse mitten in den Haufen dieser fliehenden Kanaillen hinein und hatte auch die Freude, daß meine Kugeln nicht fehlten und zwei Portugiesen sogleich zu Boden stürzten. Hätten einige französische Kartätschenschüsse dies ganze Gesindel der fliehenden portugiesischen Milizen hinweggefegt, es wäre mir dies eine wahre Freude gewesen, so wüthend war ich in dem Augenblick. Der bessere Theil unserer Soldaten hielt dem Bajonnetangriff der Franzosen wenigstens einigermaßen Stand, und es kam zu einem Handgemenge, obgleich wir allmählich doch auch dabei zurückgedrängt wurden. Ich erhielt einen Bajonnetstich in den linken Oberarm, der aber das Fleisch nur streifte, so daß ich zwar den Arm einige Tage in der Binde tragen mußte, sonst aber nicht dienstunfähig wurde. Ein alter ehrwürdiger Mönch, der mitten in den Schrecknissen der Belagerung das Kloster Santa-Cruz nicht verlassen hatte und die erquickenden Tröstungen der Kirche uns Allen spendete, verband auch meinen Arm mit meisterhafter Geschicklichkeit. Er besaß einen köstlichen Wundbalsam, wie ich ihn früher niemals gekannt hatte, der eine ungemeine Heilkraft ausübte. Beim Abschied schenkte dieser alte, würdige Pater Antonio mir ein kleines Fläschchen dieses Wundbalsams, und sowohl ich als auch mehrere andere Kameraden haben später noch vielfachen Nutzen davon gehabt.

Daß zwei Marschälle wie Ney und Massena, die sich jetzt Beide bei dem Belagerungsheer vor Ciudad-Rodrigo befanden, sehr bald zur kräftigsten Offensive übergehen würden, war leicht vorauszusehen. Unser Kloster Santa-Cruz mußte seiner Lage nach mit der Hauptpunkt des Angriffes sein, und so hatte denn General Herrasti jetzt ein Elitebataillon, wohl das Beste der ganzen Besatzung, dahin verlegt. In der Nacht vom 21sten zum 22sten Juni unternahmen 2 Colonnen französischer Grenadiere, an deren Spitze starke Abtheilungen von Geniesoldaten marschirten, einen heftigen Sturm auf das Kloster. Die Feinde hatten starke Petarden mitgeführt und sprengten mit deren Hülfe bald die schweren Klosterpforten der äußeren Mauer an zwei Stellen, worauf sie in den Hof stürmten. Wir warfen uns ihnen mit voller Kraft entgegen, und es kam in dem engen Raum des Hofes und der offenen Gänge zu einem wüthenden Kampfe, wie ich ihn auf so kleinem Raum selten erbitterter gesehen habe. Die Spanier fochten diesmal brav, und wiederholt drängten wir die Feinde zurück und tödteten ihnen viele Leute und besonders auch Officiere. Der grelle Flammenschein einiger brennenden Klostergebäude, welche die Franzosen inzwischen angezündet hatten, beleuchtete hell diese nächtliche Metzelei; Pardon wurde von keiner Seite dabei gegeben noch genommen, und nur möglichst viele Feinde

zu tödten, war sowohl unser wie auch der Franzosen Bestreben. Meine Klinge fand volle Arbeit dabei und das Blut triefte förmlich an dem sonst so glänzenden Stahl. Theilweise war den französischen Grenadieren und Sappeurs, die mit meisterhafter Geschicklichkeit fochten, ihr Unternehmen geglückt und einen Theil der brennenden Vorhöfe des Klosters vermochten wir ihnen nicht wieder zu entreißen; das Hauptgebäude mit seinen Felsenmauern, die allen Aexten und Petarden trotzten, blieb aber in unserm Besitz.

Wir hatten bei diesem nächtlichen Gemetzel viele Menschen verloren, aber auch von den Feinden bedeckten gar Manche die blutige Wahlstätte. Mit welcher furchtbaren Erbitterung gegenseitig gefochten wurde, beweiset z. B., daß ich selbst mit meinen Augen sah, wie ein tödtlich verwundeter Spanier sich mitten in die feindlichen Reihen stürzte, in letzter Kraft einen französischen Officier um den Leib packte, und bevor noch dessen Soldaten hinzueilen konnten, mit seiner Beute mitten in die hochaufschlagenden Flammen sprang, wo Beide sogleich den Tod fanden. Mitten in den ersten Reihen der Kämpfenden war diesmal auch unser frommer Pater Antonio. Seine Mönchskutte hatte er weit aufgeschürzt, damit er im Kampfe nicht dadurch gehindert wurde, seine Linke hielt hoch in der Luft ein Krucifix, während er in der Rechten ein kurzes aber ge-

wichtiges Schlachtschwert schwang. So begeisterte er nicht allein durch sein Wort, sondern auch durch sein eigenes Beispiel unsere Soldaten zum Kampfe und konnte ein wahrer Streiter der verletzten Kirche genannt werden.

Tag und Nacht donnerten jetzt die französischen Batterien gegen Ciudad-Rodrigo, und es gab täglich Feuersbrünste zu löschen, und zerschossene Schanzen, oft mitten im feindlichen Kugelregen, wieder aufzubauen. Man spürte in Allem und Jedem die Anwesenheit Massena's, des rücksichtslosesten der vielen gewaltigen Heerführer Bonaparte's, gegen den ich selbst schon so oft in Italien wie in Deutschland gefochten hatte, im französischen Lager. Tag und Nacht war ich jetzt in Thätigkeit und kam einmal volle vier Tage und Nächte nicht aus den Kleidern, denn ich strebte danach, es dem General Herrasti zu zeigen, daß ich doch kein so ganz unnützer Officier sei, wie er anfänglich zu glauben schien. Ich hatte auch die Genugthuung, daß der alte wackere General, der selbst auch immer dort weilte, wo die Gefahr am größten war, mir eines Tages auf die Schultern klopfte und lächelnd sagte: „Nun, ich sehe, daß der Marquis de la Romana doch nicht so Unrecht hatte, Sie mir hierher zu senden. Sie erwerben sich um die Vertheidigung der Festung nicht geringe Verdienste.“ Bekennen will ich nur, daß solches

Lob meinem militairischen Ehrgeiz nicht wenig schmeichelte und meinen Eifer noch mehr erhöhte.

Bis zum 27. Juni hielten wir noch die Reste des Klosters Santa-Cruz, dann sanken die letzten Mauern desselben unter den Geschossen des schweren französischen Belagerungsgeschützes zusammen und wir mußten endlich die zerschossenen Trümmer räumen. Ungefähr dreihundert brave Spanier hatten bei der Vertheidigung ihr Leben geopfert.

Immer verheerender ward jetzt das feindliche Feuer, je näher die feindlichen Batterien gegen uns vorgeschoben wurden und bald war in Ciudad-Rodrigo kaum ein Haus mehr, was unverletzt geblieben. Mit unerschütterlicher Energie vertheidigte General Herrasti aber die ihm anvertraute Festung, und Dank sei es seinem Beispiele und den feurigen Reden, welche mehrere Mönche an das Volk hielten, auch die meisten Truppen und der große Theil der Bürgerschaft blieben standhaft.

Daß übrigens die schwachen Mauern nicht lange mehr dem concentrirten Feuer der feindlichen Belagerungsgeschütze würden widerstehen können, mußte vorausgesehen werden. Der Tag war zu berechnen, wo die Bresche geöffnet und Marschall Massena dann den Hauptsturm beginnen würde. Diesen abzuschlagen war geringe Hoffnung, denn die französischen Truppen waren

nicht allein kriegsgeübter, sondern auch mindestens dreimal stärker als die unsrigen. Konnte Wellington, der mit seinem mächtigen englisch-portugiesischem Heer unbeweglich in Portugal stand, nicht bewogen werden, in Eilmärschen zum Entsatz der Festung heranzurücken, so war Ciudad-Rodrigo in nächster Zeit entschieden verloren. Diese traurige Ueberzeugung mußte Jeder, der nur etwas vom Kriege verstand, von Tag zu Tag immer mehr gewinnen. Schon wiederholt hatte General Herrasti Officiere mit dringenden Depeschen um Hülfe an Wellington gesandt; der stolze Brite hatte sich aber kaum herabgelassen, auch nur eine Antwort hierauf zu geben, noch weniger aber sich in Marsch zu setzen.

Wir hatten jetzt einen wichtigen Punkt nach dem anderen verloren und besonders war der Verlust des großen, stark befestigten Klosters San Francisco, welches die Franzosen am 3. Juli nach blutiger Gegenwehr endlich erstürmten, von empfindlichem Nachtheil für uns.

Am Abend des 4. Juli ließ mich der General Herrasti, der mir in letzter Zeit stets ein ehrendes Vertrauen bewiesen hatte, zu sich kommen und theilte mir in wenigen klaren Worten die längere Unhaltbarkeit des Platzes mit. „Acht Tage kann ich die Festung vielleicht noch halten; kommt bis dahin kein Entsatz, so muß ich nothgedrungen die Capitulation eingehen,“

sprach der wankende Greis und man bemerkte dabei in dem Ausdruck seines Gesichts, welche harte Ueberwindung es ihm kosten müsse, dies verhaßte Wort auch nur auszusprechen.

„Sie als geborener Franzose würden bei dieser Kriegsgefangenschaft am schlimmsten fortkommen," fuhr der General fort, „und so mache ich Ihnen den Antrag, zu versuchen, ob Sie das Hauptquartier Wellington's, der an dem Flusse Coa steht, erreichen können, um ihm nochmals eine Aufforderung um Hülfe zu bringen."

Ich sah das Wohlwollende, was in dieser Aufforderung des Generals Herrasti für mich lag, ein, und nahm solche daher dankbar an. In Begleitung zweier sehr kühner und gewandter Guerillas trat ich am späten Abend meinen Weg in das Hauptquartier Wellington's an. Um unentdeckt durch die feindliche Belagerungslinie zu kommen, war es das Beste, wenn wir versuchten, den Agueda, der bei Ciudad-Rodrigo vorbeifließt, eine Strecke weit hinabzuschwimmen. Wir wickelten unsere Kleider in ein Stück Wachsleinwand, und zogen uns ganz nackt aus, um diese gefährliche Schwimmpartie mitten durch die feindlichen Vorposten zu unternehmen.

Die weiße Haut unserer Glieder hätte im Dunkel leicht aus dem Wasser hervorschimmern und uns den

Feinden verrathen können, und es war daher von der dringenden Nothwendigkeit geboten, uns vorher schwarz anstreichen zu lassen. So unangenehm dies auch war, es half nichts, und so ließ ich mich denn vom Kopf bis zu den Füßen ganz mit flüssigem Theer anstreichen, und ein Gleiches thaten auch meine beiden Gefährten. Ich kann nicht läugnen, daß mich doch trotz der Unbehaglichkeit, die mir dieser Theeranstrich verursachte, ein Lächeln überkam, als ich mich nun so in einen nackten Mohren verwandelt sah. Der Pater Antonio geleitete uns bis an den Fluß, gab uns den Segen der Kirche für unsere gefährliche Fahrt und so sprangen wir in die Wellen des vom Regen hoch angeschwollenen Agueda. Wir waren alle Drei sehr geübte Schwimmer, obgleich ich selbst durch meine Streifwunde im linken Arm etwas gehindert wurde, und so gelang es uns denn unter Gottes gnädigem Beistand, die gefährliche Stelle zu durchschwimmen. Einigemal schien es, als ob die französischen Vorposten auf uns aufmerksam wurden, doch tauchten wir dann sogleich unter und schwammen unterm Wasser fort, und da die Nacht sehr dunkel und regnerisch war, so wurden wir weiter nicht bemerkt, obgleich wir mitunter uns bis auf wenige Schritte dem feindlichen Posten nähern mußten.

Eine gute Meile unterhalb Ciudad-Rodrigo, wo wir sicher sein konnten, nicht mehr auf französische

Streifpatrouillen zu stoßen, stiegen wir ziemlich erschöpft an das Land.

Wir wollten uns die Kleider nicht mit dem Theeranstrich besudeln und liefen daher nackt auf ein nahe liegendes Bauernhaus zu, dessen Besitzer ein entfernter Verwandter des einen Guerilla war. Der Mann war nicht zu Hause, seine Frau und ihre zwei Töchter, die zusammen in einer Kammer schliefen, erhoben aber ein entsetzliches Zetergeschrei, als plötzlich drei nackte, vom Kopf bis zur Fußsohle schwarz bemalte Gestalten, von der soeben aufgehenden Morgensonne beleuchtet, an die Fenster klopften. Sie schienen uns anfänglich für Teufel zu halten und riefen alle möglichen Heiligen zu ihrem Schutze herbei. Nur mit vieler Mühe gelang es endlich dem einen Guerilla, die erschreckten Weiber zu beruhigen und von unserer Ungefährlichkeit zu überzeugen. Der anfängliche Schrecken der Spanierinnen verwandelte sich nun in lautes Gelächter über unsere sonderbare Maskerade, und ohne viele Prüderie, die überhaupt eine Spanierin nicht kennt, nahmen sie uns in Augenschein und machten scherzende Bemerkungen über unser Aussehen. Lange aber als mit Theer angestrichener Neger mich von den spanischen Bauermädchen bewundern zu lassen, war nicht nach meinem Geschmack, und ich trieb daher die Hausfrau an, ein Faß mit Olivenöl, wie man es in jedem andalusischen

Bauernhause hat, herbei zu holen, was auch geschah. Mit Hülfe des Oels befreiten wir uns von dem häßlichen Theeranstrich, wobei die eine Tochter, ein hübsches frisches Mädchen mit feurigen dunklen Augen, mir ganz unbefangen Hülfe leistete, wuschen uns dann nochmals mit Wasser ab und konnten dann völlig gereinigt unsere Kleider wieder anlegen, die freilich etwas feucht in dem Wachstuch geworden waren. Ein kräftiges Frühstück stärkte uns, dann mietheten wir für theures Geld die besten Maulthiere, die nur zu haben waren, und ritten eiligst dem Hauptquartier Wellington's zu, was wir auch am andern Tage ohne weitere Gefährnisse glücklich erreichten.

Zweites Capitel.

Charakteristik Wellingtons. Die englische Armee während der spanisch-portugiesischen Kriege und ihre Vorzüge und Fehler. Schlechter Zustand der portugiesischen Truppen. Siegreiche Schlacht bei Busaco. Energie des Marschalls Massena. Rückmarsch hinter die Linien von Torres-Vedras. Leben in Lissabon. Stürmische Seefahrt nach Gibraltar. Ablehnung des Commandos über ein neu zu formirendes italienisches Jäger-Bataillon. Adjutantendienst beim General Castaños und Schlacht bei Albuera.

Der Empfang, der mir bei Lord Wellington ward, vernichtete sogleich alle Hoffnungen, die ich auf einen etwaigen Entsatz von Ciudad-Rodrigo noch gehabt hatte. Mit trockener Kürze sagte Wellington mir, er könne der Festung nicht im Mindesten beistehen, und wenn sie sich nicht selbst zu helfen vermöge, so müsse sie fallen, was auch seiner Ueberzeugung nach gar kein so großes Unglück für den fernern Verlauf

des Krieges sein würde. Er könne mit einer Armee von einigen 40,000 Mann sich nicht so weit von seiner Operationslinie in Portugal entfernen und es sei ihm auch unmöglich, den nöthigen Proviant für seine Truppen dahin mitzuschleppen. Auch sonst zeigte der edle Lord ein so kühles Benehmen und schien so weit von jeglicher Begeisterung für diesen Krieg entfernt zu sein, daß ich mich gerade nicht sehr zu ihm hingezogen fühlte. Ebenso wenig gefielen mir die meisten englischen Stabsofficiere, mit denen ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts im Hauptquartier Wellington's in nähere Berührung kam. Sie waren zwar Gentlemen durch und durch, aber von einer eisigen Kälte und einer strengen Abgeschlossenheit, die mich, der ich in letzter Zeit an den freundlichen, gemüthlichen Ton in den Oesterreichischen Officiercorps gewöhnt war, nicht wenig befremdete. Glücklicher Weise kam schon am zweiten Tage meines Aufenthalts der junge englische Lord, mit dem ich, wie schon früher angeführt, auf der Insel Dieu ein Duell gehabt und darauf Freundschaft geschlossen hatte, und der jetzt ein Dragoner-Regiment befehligte, hier an. Er empfing mich mit ungekünstelter Herzlichkeit, stellte mich seinen näheren Freunden vor und ich konnte mich von nun an eines ungleich wärmeren Empfanges wie anfänglich erfreuen. So wohl und heimisch wie unter den Oesterreichischen Offi-

cieren habe ich mich übrigens niemals unter den englischen gefühlt.

Nach heldenmüthiger Gegenwehr war Ciudad-Rodrigo am 8. Juli gefallen, und der tapfere General Herrasti mit seiner Besatzung in Gefangenschaft gerathen. Bei nur einiger Kühnheit und Schnelligkeit hätte Wellington sowohl diese Festung, wie auch später die wichtige Festung Almeida, die ebenfalls von den Franzosen erstürmt wurde, entschieden retten können; dies ist noch heute meine feste Ueberzeugung, die durch keine englischen Vertheidigungsschriften erschüttert wurde. Wäre die englische Armee, statt unbeweglich bei Alverca zu lagern und nur eine schwache Avantgarde auf das rechte Ufer der Coa zu senden, die vom Marschall Ney mit seinem gewohnten Ungestüm leicht zersprengt wurde, in ihrer vollen Stärke dahin gerückt, so hätten die Franzosen die Belagerung von Almeida schon unterlassen müssen.

Ich begab mich nun wieder zu dem General Marquis de la Romana, der mit ungefähr 8000 regulairen spanischen Truppen bei Badajoz stand, und wurde von diesem mit großer Herzlichkeit empfangen. Zu meiner besseren Ausrüstung schenkte mir der General Romana auch einen sehr edlen andalusischen Hengst, der mir während aller spanischen Feldzüge treffliche Dienste leistete. Die Entrüstung aller Spanier

über die Langsamkeit und Unbehülflichkeit Wellington's und seiner Engländer war jetzt sehr groß und sie machten ihrem Zorn in den heftigsten Worten Luft und wollten fernerhin gar keine gemeinsamen Operationen mehr mit denselben unternehmen. Wäre dies wirklich geschehen, so hätte die gerechte Sache entschieden darunter am meisten leiden müssen, denn die Spanier, so vortreffliche Soldaten sie auch theilweise im kleinen Kriege waren, hätten allein nun und nimmermehr die Franzosen zu besiegen vermocht. In allen entscheidenden offenen Feldschlachten mußten die Engländer und Deutschen Wellington's doch immer den Hauptstoß abgeben. Die englische Armee allein hätte ebenfalls niemals die Franzosen aus Spanien vertrieben, denn dazu war sie zu unbehülflich und langsam und bedurfte nothwendig der stets unermüdlichen und schnellen leichten spanischen Truppen, und so gab gerade die Vereinigung dieser beiden so sehr von einander verschiedenen Elemente dem Ganzen eine Kraft, dem auf die Länge selbst die besten Generale und kriegsgeübtesten Soldaten Bonaparte's nicht Widerstand zu leisten vermochten.

Der General Marquis de la Romana, der stets mein besonderer Gönner blieb und dessen Talenten wie Charakter ich auch die aufrichtigste Verehrung zollte, benutzte mich nun wiederholt zu Sendungen in das

englische Hauptquartier. So kam ich sehr häufig mit Wellington in nähere Berührung, verweilte zuletzt oft Wochen lang in seiner unmittelbaren Umgebung, so daß ich wohl Gelegenheit hatte, ihn gründlich kennen zu lernen. Ich will es versuchen, in kurzen Umrissen hier den Charakter dieses Feldherrn anzudeuten. Wenn die Engländer ihren Wellington „den eisernen Feldmarschall" nennen, so haben sie Recht hierin, denn er war der eisernste oder vielmehr ruhigste Obergeneral, der mir jemals vorgekommen ist. Seinen Gleichmuth vermochte nichts zu erschüttern, und weder ein Sieg konnte ihn begeistern, noch eine Niederlage im Mindesten beugen. Ich habe ihn am Abend von gewonnenen wie aber auch verlorenen Schlachten gesehen und stets vollkommen gleich gefunden, und weder im Blick des Auges, in den Runzeln der Stirne, noch im Tone der Stimme war bei dem siegenden oder geschlagenen Feldherrn auch nur der allergeringste Unterschied zu entdecken. Ich glaube nicht, daß er großartige Operationspläne zu entwerfen vermochte, und kühne, gewagte Unternehmungen lagen nicht in seiner Art, wie er denn auch einen Sieg niemals mit dem gehörigen Nachdruck verfolgte. In dieser Hinsicht stelle ich Suworow, Erzherzog Carl, den französischen Marschall Massena und gar vor Allem Napoleon Bonaparte weit über Wellington. In nachhaltiger Zä-

higkeit, in unbeugsamer Willenskraft bei der Durchführung seiner Entwürfe nimmt aber Wellington — abgesehen von dem großen, wirklich oft wunderbaren Glück, was ihn zu seinem Liebling auserkoren hatte — einen sehr hohen Rang bei mir ein. Er wich und wankte nicht und weder Schwierigkeiten, noch gar Murren und Tadel seiner Umgebung vermochten ihn im Allermindesten von einem Plan, der sich nach langer reiflicher Ueberlegung einmal in seinem Innern ausgebildet hatte, abzubringen. Zu Allem, was er dachte und that, gebrauchte er eine gewisse Zeit, und von dem Talent, sich den plötzlich veränderten Umständen zu fügen und solche für sich zu benutzen, worin Bonaparte so Wunderbares leistete, habe ich niemals auch nur eine Spur bei ihm bemerkt. Eben so hatte er ungemein wenig taktische Fähigkeit — und selbst sehr geringfügige Truppen-Veränderungen während der Schlacht mußten stets von seinen ersten Generalstabsofficieren geleitet werden. Der berühmte Herzog von Wellington hätte nicht vermocht, 10,000 Mann verschiedener Waffengattungen ein nur irgend etwas verwickeltes Friedensmanöver auf einem schwierigen Terrain ausführen zu lassen, und wurde besonders hierin von gar vielen französischen Divisions- ja selbst Brigadegeneralen weit übertroffen; dagegen besaß er ein großes Talent, mitten in der heftigsten Schlacht den

Augenblick zu entdecken, wo seines Gegners Kraft sich gebrochen hatte und dann solchen auch kräftig zu benutzen. Eigentliche Kampfeslust hatte er nicht, und wenn er nicht mußte, suchte er niemals persönlich eine Gefahr auf; erforderte seine Pflicht dies aber, so blieb er auch mitten im heftigsten Kugelregen vollkommen unbeweglich. Ich habe bei Vittoria gesehen, daß er sein Schnupftuch, was er benutzt hatte, sehr langsam wieder in die gleichen Falten zurücklegte, damit es in der Tasche den kleinsten Raum einnehme, obgleich dabei die feindlichen Kugeln dicht um uns her einschlugen. Daß er aber selbst einmal von Kampfeslust hingerissen die Soldaten persönlich so recht in das Handgemenge geführt hätte, wie z. B. Erzherzog Carl bei Aspern, oder der alte Suworow, oder Blücher, und auch manche französische Generale, z. B. Ney und Murat, dies häufig thaten, konnte bei Wellington niemals vorkommen. Ich habe nie gesehen, daß er den Degen zog, wie überhaupt sein ganzes Aussehen gar nichts Militairisches hatte und er in der Regel nur Civilkleidung trug.

Für das ihm anvertraute Heer wachte Wellington mit großer Sorgfalt und hielt streng darauf, daß die Soldaten reichlich beköstigt, gut bekleidet und wo möglich auch pünktlich besoldet wurden. Unnütz strengte er seine Soldaten gewiß nicht an, und von starken

Märschen, welche die Regelmäßigkeit des Dienstes nur im Mindesten stören konnten, war er ein abgesagter Feind. Auch sonst behandelte er die Soldaten sehr menschlich und quälte sie in keiner Hinsicht, wie er denn überhaupt ein Feind jeglicher Rohheit und Grausamkeit war. Auf eine strenge Disciplin hielt er mit Recht ungemein viel, und alles Marodiren, unordentliches Umhermarschiren, oder gar Plündern war ihm ein Gräuel und wurde durch strenge Strafen geahndet. Ueberhaupt begnadigte Wellington niemals und ließ stets der Gerechtigkeit ihren Lauf, ohne daß sich weichherzige Gefühle bei ihm gezeigt hätten. Mußte es so sein, so konnte er Dutzende von Soldaten aufknüpfen oder bis auf das Blut peitschen lassen, ohne daß ihn dies sehr zu kümmern schien, aus Zorn oder gar Härte hat er aber sicherlich Niemandem auch nur die allermindeste Strafe zuerkannt. Unter den Truppen, die er befehligte, waren ihm die Portugiesen und Spanier ihres Mangels an Disciplin wegen die unangenehmsten und wenn es nicht dringend nothwendig war, verkehrte er niemals persönlich mit ihnen; sonst hegte er auch ein Vorurtheil gegen die Irländer, die ihm zu ungebunden und schmutzig waren, und auch gern plünderten, so daß er zum Dienst in seinem Hauptquartier nur selten irländische Regimenter auswählte. Die Hochschotten und dann einige so recht altenglische Regimenter, die schon

unter ihm in Ostindien gedient hatten, waren ihm die liebste Umgebung. Bei den deutschen Truppen der Legion ehrte er ihre große Brauchbarkeit, persönlich angenehm waren sie ihm aber nicht, und es schien ihm zu ungebunden bei denselben zuzugehen.

Zu begeistern vermochte Wellington seine Truppen nicht, denn dazu war er selbst zu ruhig, und ich habe niemals eine feurige Proklamation, ja nur einen lebhaften Ausruf von ihm gehört. Seine englischen Truppen mochten ihn gern, den deutschen war er ziemlich gleichgültig, die Spanier und Portugiesen konnten ihn aber gar nicht leiden, und wenn nicht die harte Nothwendigkeit sie dazu gezwungen, so hätten sie niemals seinem Befehle gehorcht. Gegen seine nähere Umgebung, wie überhaupt gegen alle Officiere, war Wellington stets von einer ruhigen, kalten, gleichmäßigen Höflichkeit. Ich habe ihn niemals heftig werden sehen, niemals eine verletzende Aeußerung von ihm gehört, wie z. B. Suworow an einem Morgen solche unzähligemal that; aber ebenso wenig wurde er herzlich, oder erfreute Jemanden durch einige warme, wirklich aus dem Herzen kommende Worte. Lob wie Tadel wurde bei ihm stets mit gleicher kalter Stimme und ruhiger Miene ausgetheilt. Alle seine Befehle waren klar, kurz und bündig und wurden mit einer solchen ruhigen Bestimmtheit gegeben, daß Niemand so

leicht den mindesten Einspruch dagegen machte. Ich habe selten einen Obergeneral kennen gelernt, der vom Größten bis zum Kleinsten herab sein Hauptquartier so vollständig beherrschte, wie gerade der Lord oder spätere Herzog Wellington dies that. Bei seinen Officieren sah er sehr auf vornehme Haltung und wahrhaft gentlemännisches Wesen, und wenn Jemand auch die glänzendste Tapferkeit entwickelte und die bedeutendsten militairischen Kenntnisse besaß, so durfte er nicht hoffen, von Wellington nur im Mindesten begünstigt zu werden, so wie er bei allen diesen Vorzügen nicht auch ein vollkommener Gentleman war. Vornehme Geburt galt in seinen Augen als ein großer Vorzug, und sobald er erfuhr, daß ich wirklich ein Marquis aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs war, stieg ich dadurch merklich in seiner Achtung. Er war ein zu tüchtiger General, als daß er nicht wirklich militairischen Werth auch bei Soldaten aus den unteren Volksklassen erkannt und belohnt hätte, und mancher verdiente Sergeant wurde von ihm zum Officier befördert. Zur persönlichen Dienstleistung oder nur in sein Hauptquartier nahm er aber solche von unten auf gediente Officiere fast niemals, sondern umgab sich absichtlich beinahe ausschließlich mit den Sprößlingen der vornehmsten Adelsfamilien Altenglands. Obgleich selbst zufällig in Irland geboren, war er doch

ein schroffer Anhänger der englischen Hochkirche durch und durch, und zog auch sonst die Engländer stets den Irländern, die er schon als Katholiken nicht recht leiden mochte, möglichst vor.

Dies ist die kurze Charakteristik Wellington's, wie ich solche in dem längeren Beisammensein mit ihm aufgefaßt habe. Persönlich hegte ich weder Vorliebe noch Abneigung gegen ihn, erkenne sehr gern seine großen Verdienste für die Herstellung der Legitimität an, habe aber mich auch niemals für seinen Ruhm zu begeistern vermocht, wie dies wohl bei Suworow und mehr noch bei dem Erzherzog Carl der Fall war.

Was nun das Heer, mit dem Wellington seine berühmten portugiesisch-spanischen Feldzüge vollführte, anbetrifft, so bildeten die von der englischen Regierung gesandten Regimenter den Kern desselben. Seit ich zuletzt auf der Insel Dieu englische Truppen gesehen hatte, war eine entschiedene Verbesserung bei ihnen eingetreten. Der lange Krieg, den England seitdem stets mit Bonaparte geführt hatte, war nicht ohne günstigen Einfluß auf das Heer geblieben. Es hatte Vieles gelernt und besonders unter den älteren Officieren traf man sehr häufig Männer nicht allein von Bravour, — sondern, was bei den Engländern ungleich seltener ist, von wirklicher Kriegskenntniß. Unter den jüngeren Officieren herrschte der Protectionsunfug,

und das System, Stellen für Geld kaufen zu dürfen, noch immer viel zu sehr vor, und ich habe mitunter Hauptleute gesehen, die kaum drei Monate dienten und nicht so viel militairische Kenntnisse besaßen, daß sie nur brauchbare Korporale abgegeben hätten. Es wurde in dieser Hinsicht oft auf die unverantwortlichste Weise in England verfahren, und ich bin selbst an Lord Wellington mitunter irre geworden, daß er gegen diese Mißbräuche nicht strenger einschritt.

Die Mannschaft, fast nur aus der Hefe des Volkes angeworben, und durch eine strenge Disciplin und harte körperliche Strafen in Zucht gehalten, war roh, brutal, zu Excessen aller Art leicht geneigt, und wenn nicht eine längere Dienstzeit schon stattgefunden hatte, von großer militairischer Ungeschicklichkeit. Die Infanteristen marschirten sehr schlecht und schwerfällig, schossen nur äußerst mittelmäßig und vernachlässigten den Vorpostendienst fast ebenso, wie die Franzosen. Diese Kerle hatten dabei einen riesigen Magen und eine stets durstige Kehle und mußten immer auf das Reichlichste verpflegt werden, wenn sie nur einigermaßen gebraucht werden sollten. Ein englisches Regiment marschirte ungemein langsam und schleppte sich mit einer ungeheuren Masse Bagage fort, und war daher auf schnellen Expeditionen in Spanien gar nicht zu gebrauchen. Man hat berechnet, daß ein englischer Soldat während

dieser Feldzüge so viel kostete wie 6 spanische, und ich will dies gern glauben. In der eigentlichen Feldschlacht waren diese englischen Infanterie-Regimenter aber vortrefflich, und ich habe niemals kräftigere Bajonnet-Attaken ausführen sehen, wie bei mehreren Gelegenheiten von einzelnen englischen Truppentheilen. Die Leute hatten einen bewundernswürdigen kalten Muth, waren durch Nichts außer Fassung zu bringen und zeigten in dem Kampf Mann gegen Mann zwar im Allgemeinen ungleich geringere Gewandtheit, aber dafür auch wieder ungleich größere Körperkraft als die Franzosen.

Die Cavallerie war prächtig beritten, von entschlossenem Muthe und großer Körperkraft der Leute, aber auch schwerfällig und nicht sonderlich für die Strapazen des Krieges brauchbar. Die Pferde mußten sorgfältig gewartet werden, litten häufig an Krankheiten, und die englischen Schwadronen schmolzen bei nur einigermaßen anhaltenden Fatiguen noch mehr zusammen, wie selbst die französischen. Bei den Attaken sprengten die englischen Cavalleristen ungemein heftig drauf los und ihr Anprall war oft von großer Kraft, so daß er seine Wirkung nicht verfehlte. Im Einzelgefecht verließen sie sich auf ihren Muth und ihre Körperkraft und ihre Hiebe drangen tief ein, wenn sie trafen, und nicht, wie sehr häufig geschah, flach fielen.

Die französischen altgedienten Dragoner verstanden ihre langen spitzen Pallasche ungleich gewandter zu gebrauchen und stachen in den Reitergefechten stets mehr Engländer zusammen, als wie sie selbst Leute durch die Hiebe Letzterer verloren. Die französischen Dragonerpferde waren theilweise schon so erbärmlich und verhungert, daß sie kaum noch zu einem recht lebhaften Trab angespornt werden konnten; wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte die französische Reiterei der englischen gegenüber häufig ungleich größere Erfolge erkämpft, wie es jetzt geschah.

Trefflich war die englische Artillerie und sowohl Material, wie auch Tüchtigkeit der Leute und Officiere derselben ließ nur wenig zu wünschen übrig.

Ich selbst hatte unter den englischen Regimentern eigentlich diejenigen, welche die meisten Irländer hatten, am liebsten, schon theils aus dem Grunde, weil Letztere eifrige Katholiken waren. Die Irländer waren zwar häufig etwas liederlich, tranken viel, zeigten sich zu Excessen geneigt, waren dabei aber stets guter Laune, von einem gewissen frischen Humor, viel leichter zu befriedigen und ausdauernder in Strapazen, wie die mürrischen und brutalen Engländer. Die irländischen Regimenter hatten zwar die größten Straflisten, aber auch in den Schlachten die meisten Todten und Verwundeten, und standen bei allen plötzlichen Allar-

mirungen stets schneller unter den Waffen, wie die Uebrigen.

Mit den deutschen Truppen, die Lord Wellington bei sich hatte, bin ich im Ganzen nur sehr selten in Berührung gekommen. Ein paar treffliche leichte deutsche Cavallerie-Regimenter, die im kleinen Krieg ungemein viel brauchbarer als die national-englischen Regimenter sich zeigten, lernte ich später kennen. Besonders das schwarze Husaren-Regiment des berühmten Herzogs von Braunschweig, den ich seiner ständigen Feindschaft gegen Bonaparte wegen ungemein hoch schätzte, sah ich öfters. Im Allgemeinen fand übrigens zwischen den englischen und deutschen Officieren keine große Annäherung statt. Erstere wollten sich den Anschein geben, auf Letztere mit einem gewissen Hochmuth herabsehen zu können, und Letztere waren vernünftig genug, dies nicht zu dulden. Wenn es Strapazen und Gefahren zu bestehen gab, erhielten die deutschen Truppen gewiß ihren reichlichen Theil; bei allen Belohnungen und Auszeichnungen war Wellington aber ungewöhnlich sparsam gegen sie, und es kostete seinem Stolz stets Ueberwindung, wenn er ihre Verdienste öffentlich loben mußte. Mit echt deutscher Gutmüthigkeit ließen sich die deutschen Regimenter dies aber häufig gefallen, und ich habe mitunter über ihre Geduld gegen die Insolenz einzelner hochmüthiger englischer

Stabsofficiere gestaunt. Selbst die Portugiesen opponirten in dieser Beziehung lebhafter, wie die Deutschen, obgleich sie aber nicht die Hälfte der militairischen Verdienste wie Letztere besaßen. An Portugiesen hatte Wellington im Jahre 1810, außer seinen 35,000 Engländern, noch einige 20,000 regulaire Truppen bei sich. Sonderliche militairische Brauchbarkeit entwickelten diese portugiesischen Regimenter gerade nicht und waren — viele einzelne Ausnahmen abgerechnet — nur höchst mittelmäßige Soldaten. Ich wenigstens habe niemals gesehen, daß ein portugiesisches Regiment einen recht herzhaften Bajonnetangriff gemacht und die Franzosen geschlagen hätte. Ungleich schlechter noch, wie die regulairen portugiesischen Truppen, bei denen doch wenigstens einigermaßen Disciplin herrschte, war die sogenannte portugiesische Miliz, ein Haufe des unnützesten Gesindels, was ich jemals in einem Kriege getroffen habe. Weder Muth noch Mannszucht besaßen diese Kerle und waren nicht einmal für den kleinen Krieg brauchbar, in welchem die spanischen Guerillas bei all ihrer Zügellosigkeit doch so Tüchtiges leisteten. Die alten polnischen Lanciers in der französischen Armee, vortreffliche Reiter, die seit 12 Jahren schon im Felde standen und mit denen ich bereits 1799—1800 in Italien und 1805 in Deutschland kämpfte, gaben sich gar nicht einmal mehr die Mühe, die Lanzen zu

fällen oder nur die Säbel zu ziehen, wenn sie portugiesische Milizen attakiren sollten, sondern jagten ohne Weiteres darauf los.

Unter den regulairen portugiesischen Truppen, die von England besoldet und equipirt wurden, dienten viele Engländer als Officiere. Die brauchbarsten Persönlichkeiten waren dies selten, sondern häufig solche Officiere, die man aus irgend welchem mißliebigen Grunde nicht gern in den eigentlichen englischen Regimentern behalten wollte. Besonders eine Gallerie von Trunkenbolden konnte man in diesen Officiercorps beisammensehen, wie sie mir in solcher Reichhaltigkeit noch niemals vorgekommen war. Diese Herren, dabei häufig noch in allen militairischen Dingen von der gröbsten Unwissenheit, der Landessprache ihrer Untergebenen unkundig und von hochmüthigen Vorurtheilen gegen Alles, was nicht stockenglisch war, erfüllt, gaben die schlechtesten Vorgesetzten ab, die man nur hätte finden können. In keiner Hinsicht vermochten sie ihren Untergebenen zum Muster zu dienen, und es gehörte die schlaffste Indolenz, welche die Portugiesen so häufig besitzen, dazu, daß diese sich von so schlechten Officieren noch mitunter so hochmüthig behandeln ließen, wie es geschah.

Die Spanier hätten dies nun und nimmermehr geduldet, und selbst der unterste Guerilla bewies hierin einen ungleich größeren Stolz. Der Versuch, national-

spanische Truppen durch englische Subaltern-Officiere befehligen zu lassen, den man wiederholt machte, ist niemals gelungen. Am liebsten gehorchten die Spanier noch deutschen Officieren, besonders wenn diese von katholischer Religion waren, da die Deutschen die spanischen Sitten am meisten ehrten und am bereitwilligsten auf die Eigenthümlichkeiten derselben eingingen. Ich habe übrigens auch in Rußland, Italien und Ungarn wiederholt gefunden, daß die Soldaten aus diesen Ländern, wenn sie doch nicht von ihren eingeborenen Officieren befehligt werden konnten, dann am liebsten deutschen Vorgesetzten gehorchten. Der deutsche Officier accommodirt sich sehr häufig den nationalen Sitten der von ihm befehligten fremden Truppen, was die französischen oder gar die englischen fast niemals thun werden.

Eine große Genugthuung ward mir übrigens gleich anfänglich bei den ersten Gefechten, die ich mit den französischen Truppen in Spanien zu bestehen hatte, denn ich bemerkte, daß der Stern Bonaparte's in seiner Armee zu erbleichen begann. Je häufiger ich aber in diesen mehrjährigen spanischen Feldzügen mit den Feinden in Berührung kam, desto mehr durchdrang mich diese frohe Ueberzeugung, desto befestigter ward meine Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts

über das Princip der Revolution in meinem armen Vaterlande Frankreich.

Die französischen Soldaten, ja selbst Officiere in Spanien, in ihrer weit großen Mehrheit, hegten lange nicht mehr die gleiche glühende Begeisterung für ihren genialen Heerführer Napoleon Bonaparte, wie dies früher und besonders 1800 und 1805 der Fall war. Ich sprach jetzt sehr viel mit den französischen Gefangenen aller Grade, die wir gemacht hatten, und gar häufig erfuhr ich von ihnen, daß sie des beständigen Kriegslebens überdrüssig seien und den unermeßlichen Ehrgeiz Bonaparte's, der sie immer wieder auf neue Schlachtfelder führte, verfluchten. Besonders dieser spanische Krieg, der den französischen Truppen ungeheure Entbehrungen auferlegte und im Ganzen doch nur äußerst spärliche Lorbeeren einbrachte, war ihnen ein Gräuel und ihr Zorn fiel auf Bonaparte, als den alleinigen Urheber desselben. Namentlich die alten „Troupiers" waren in dieser Hinsicht noch ungleich mißvergnügter, als die jungen Conscribirten. Ich erinnere mich noch, daß ich im Sommer 1811 einen alten Artillerie-Sergeanten, so recht das Bild eines langgedienten französischen Soldaten, aus den Händen der Guerillas, die ihn schon ohne Weiteres zusammenhauen wollten, befreite. Der Alte, ein Bretagner, plauderte ganz unbefangen mit mir und meinte dabei: „Ich sehe

ein, daß wir doch am besten daran sein würden, wenn wir unser altes Königsgeschlecht wieder hätten. Was haben wir nun gewonnen, nichts wie Krieg und immer wieder Krieg, und der Sache wird man am Ende doch auch überdrüssig. Ich diene nun schon an 14 Jahre und habe während der ganzen Zeit nur zweimal auf einige Tage meine Eltern besuchen können. Daß wir 1805 den Krieg gegen die Oesterreicher und Russen und 1806 gegen die Preußen anfingen, war recht, denn die wollten uns beleidigen, und auch der Feldzug von 1809 mag noch hingehen; aber daß wir uns jetzt immer und immer auf's Neue in diesem verfluchten Spanien umherquälen müssen, blos um den Joseph zum König zu machen, ist doch unrecht. So wie ich denken aber meine meisten Kameraden." Daß solche mißvergnügten Worte der alten Soldaten, dieser einzigen Stützen der Usurpation Bonaparte's, mich mit wahrer Freude erfüllten und neue Hoffnung bei mir erweckten, war natürlich.

Auch die Uneinigkeit der französischen Marschälle unter sich, der scheele Neid, den Alle gegen einander hegten und der sich zu ihrem eigenen Verderben bei jeder Gelegenheit offenbarte und Wellington seine Siege so ungemein erleichtern half, konnte mich, den Feind Bonaparte's, nur mit Freude erfüllen. Erfahrene Heerführer und muthige Soldaten waren fast alle diese

gefeierten Marschälle, aber dabei charakterlose Männer, ohne Moral und innere Würde; dies zeigte sich schon jetzt in Spanien, wie es später bei dem Sturz ihres Gebieters auf so schamlose Weise hervortrat. Der Eigennutz war ihr Götze, dem sie Alles opferten, Eitelkeit und Habsucht ihre Haupttriebfedern. Sie besaßen keine wahre Religiosität, sie konnten ihren Gebieter Bonaparte nicht als den ihnen von Gott gegebenen Herrscher ehren, sondern nur als einen geistig bedeutenderen Genossen ihrer selbst betrachten, und entbehrten somit jedes festen Haltes im Unglück. So großartig auch die Herrschaft Napoleon Bonaparte's gerade 1810—11 zu sein schien, so sehr zeigte sich mir hier in Spanien die ganze innere Fäulniß derselben, und ich erkannte immer mehr, wie schwach doch das Fundament war, auf dem sein ruchloses Beginnen solch Reich gegründet hatte. Und immer fester und fester ward bei mir der Glaube an den endlichen Sieg der Legitimität, nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa, und daß nie und nimmermehr eine Regierung, die solcher Stütze entbehren müsse, sich für die Länge werde behaupten können, und stände selbst ein Napoleon Bonaparte an ihrer Spitze.

Das waren gar schöne Stunden, und in inbrünstigen Dankgebeten warf ich mich oft auf die Knie, um Gott den Herrn dafür zu preisen, daß mein so

hart gebeugtes Herz sich wieder an solchen Hoffnungen erfreuen durfte!

Ich war eben von dem Marquis de la Romana wieder in das Hauptquartier Lord Wellington's gesandt worden, als dieser den Feinden am 27. September bei Busaco ein blutiges Treffen lieferte. Es war dies mit das nutzloseste Treffen für beide Parteien, was mir in allen meinen vielen Kriegen jemals vorgekommen ist. Der Marschall Massena hätte es leicht vermeiden können, bei der vergeblichen Bestürmung der Höhen von Busaco nutzlos einige Tausend Mann zu opfern, wenn er vorher die sorgfältigen Recognoscirungen anstellen ließ, die er einen Tag später machte. Er hätte dann schon den Weg bei Busaco vorbei in die Ebenen von Coimbra finden können, ohne die befestigten Höhen der Engländer forciren zu wollen, wozu ihn nur der reine Uebermuth treiben konnte. Lord Wellington nützte es aber auch nichts, daß er die Angriffe der Feinde hartnäckig abschlug, denn er blieb ruhig stehen, verfolgte seine glücklichen Erfolge nicht im mindesten, und so erreichte einige Tage später Massena doch seinen Zweck und drang durch eine Seitenschlucht auf die große Straße von Coimbra. So hatten diese beiden gegenüberstehenden Oberfeldherren bei dieser Gelegenheit wahrlich nichts zur Vergrößerung, sondern eher zur Verminderung ihres militairischen Rufes gethan.

Dem alten Massena, der zwar von Charakter durch und durch ein gemeiner Mensch, dabei aber sonst einer der kühnsten Generale war, die Bonaparte besaß, konnte man in diesem Feldzuge überhaupt anmerken, daß er des Krieges überdrüssig sei und sich nach Ruhe sehnte. Von seiner früheren Energie hatte jetzt Manches nachgelassen, dagegen trieb er sein raubgieriges Plündesrungssystem und seine grenzenlose Immoralität, wodurch er sich schon in Italien und Deutschland so übelberüchtigt gemacht hatte, schamloser als je. Trotzdem, daß er einen ganzen Wagen voll französischer Maitressen bei sich führte, requirirte er förmlich gewaltsam in Spanien besonders schöne Mädchen, damit er seinen verbrecherischen wollüstigen Begierden bei ihnen fröhnen könne. In dieser Hinsicht hatte die Sittenlosigkeit bei der überhaupt sehr verwilderten französischen Armee jetzt die größtmöglichste Höhe erreicht, und daß beim Einrücken der Truppen in einen Ort alle Frauen und Mädchen, die aufgegriffen wurden, den Soldaten zur Befriedigung ihrer Lüste dienen mußten, war etwas häufig Vorkommendes. Lord Wellington war bei seinem Heere in dieser Hinsicht furchtbar streng und bestrafte auch den allermindesten derartigen Exceß, der zu seinen Ohren kam, unerbittlich. Ich entsinne mich, daß er zwei Irländer, die sonst als sehr muthige Soldaten bekannt waren, ohne Weiteres aufknüpfen ließ,

weil sie überführt waren, ein portugiesisches Bauermädchen entehrt zu haben.

Am Morgen des 27. September, als dies blutige Gefecht bei Busaco stattfand, hielt ich zuerst unweit der englischen Division Picton. Ich hatte seit der unglücklichen Expedition auf Quiberon noch nicht wieder Gelegenheit gehabt, größere Abtheilungen von Engländern in einem ernsthaften Gefechte zu sehen, und ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit interessirte mich daher ungemein. Die äußerste Ruhe und Kaltblütigkeit herrschte bei Allen und die Bereitung ihrer Mahlzeit schien die meisten Soldaten mehr zu interessiren, wie das Anrücken der sich unten im Thale zu Sturmcolonnen formirenden Feinde. Jeder Soldat verzehrte ruhig zuvor sein großes Stück Rindfleisch, was aus England gebracht war, und trank sein Glas Rum; dann erst traten die Bataillone unter das Gewehr. Alles dies geschah ruhig und geordnet, aber langsam und schwerfällig.

Die französische Infanterie stürmte mit dem Eifer und der Geschicklichkeit vorwärts, welche die Soldaten Bonaparte's so sehr auszeichneten. Die gegen uns fechtende französische Division Merle mußte einen steilen Bergabhang förmlich erklettern, den englische Soldaten in ihrer Steifheit und unbehülflichen Ausrüstung niemals erstiegen hätten; aber dennoch geschah dies mit seltener

Geschicklichkeit. Ein portugiesisches Linien-Regiment wollte sich den auf dem Hochplateau anlangenden Franzosen zuerst entgegenstemmen. Es dauerte kaum einen Augenblick, so war dies ganze portugiesische Regiment in wilde Flucht aufgelöst und die Soldaten warfen ihre Gewehre fort und suchten ihr Heil in der Schnelligkeit ihrer Füße. Jetzt aber donnerte die englische Artillerie gegen die siegenden Franzosen und lichtete ihre Reihen und zwei schwache englische Regimenter stürmten mit gefälltem Bajonnet gegen sie vor. Einen ganz anderen Stoß gab dies, die französische Division kam in Unordnung, und in kleine Trupps aufgelöst liefen die Soldaten wieder bis zu dem Rande der Schlucht, die sie so mühsam erklettert hatten, zurück. Hier aber setzten sie sich wieder, benutzten jede Unebenheit des Terrains mit großer Gewandtheit und eröffneten ein lebhaftes Tirailleurfeuer auf uns, was viele englische Officiere gefechtsuntüchtig machte. Eine französische Kugel riß mir bei dieser Gelegenheit mein Stabsofficiersepaulett ganz glatt von der einen Schulter fort.

Die Franzosen vertheidigten sich noch längere Zeit standhaft, aber Lord Wellington sandte uns noch einige schottische Regimenter zur Hülfe und diese vertrieben sie endlich ganz von dem Plateau, ja jagten sie sogar den mühsam erkletterten Abhang wieder hinab. So waren

wir hier vollständige Sieger geblieben und hatten alle feindlichen Angriffe vollkommen abgeschlagen, und ein Gleiches war auch auf den übrigen Stellen des Kampfplatzes geschehen. Mit aller Energie nachzurücken, die Franzosen auch unterhalb der Schlucht selbst anzugreifen und gänzlich zu zerstreuen, wie Bonaparte dies unzweifelhaft gethan hätte, dazu war Lord Wellington viel zu bedächtig und seine Engländer besaßen zu große Bequemlichkeitsliebe, um es auch nur zu wünschen. Das Heer blieb ruhig auf dem Hochplateau stehen, der Appell wurde abgehalten, bei dem sich ergab, daß wir fast ebenso viele Verluste gehabt hatten, wie dies wahrscheinlich bei den Gegnern der Fall war und dann ging es an das für die englischen Soldaten liebste Geschäft des Abkochens und Verzehrens der Speisen.

Da ich persönlich keine Sorge für eine mir anvertraute Mannschaft hatte, wie dies bei den meisten englischen Officieren, von denen überdies viele durch die Schüsse der französischen Tirailleurs verwundet waren, der Fall, so erbot ich mich freiwillig, die Aufsicht über die Bestattung der Leichen und die Fortschaffung der Verwundeten zu übernehmen. Mich leitete hiebei auch der Wunsch, die französischen Verwundeten und Gefangenen vor den Grausamkeiten der Portugiesen möglichst zu schützen. Der grimmige Haß, den ich

früher gegen alle französischen Soldaten als Träger der Revolution und Feinde des Princips der Legitimität hegte, war allmälich immer milder geworden. Ich betrachtete sie jetzt mehr als meine Landsleute und unglückliche Opfer des unersättlichen Ehrgeizes Bonaparte's und suchte mich ihrer bei jeder Gelegenheit möglichst anzunehmen. Es ist mir die Genugthuung geworden, in diesen spanisch-portugiesischen Feldzügen gar manchen französischen Gefangenen und Verwundeten das Leben gerettet zu haben. Auch meine Lust am persönlichen Kampfe war allmälich schwächer geworden. Früher brannte ich förmlich vor Begierde, meine Klinge mit dem Blute der verhaßten Revolutionaire zu röthen, und suchte jeden Zweikampf im Handgemenge auf, wo sich mir nur irgendwie eine Gelegenheit dazu darbieten wollte, — jetzt ließ ich allmälich immer mehr diese Gelegenheit an mich kommen.

Hier am Abend des Gefechts bei Busaco verhinderte ich auf dem in unserem Besitz gebliebenen Schlachtfelde gar manche Grausamkeiten, welche die umherschweifenden portugiesischen Bauern und Marodeure nur zu oft an den verwundeten Franzosen ausüben wollten. Ich hatte 60 irländische Soldaten zu dem Zwecke bekommen, die Ordnung auf dem Theil des Schlachtfeldes, wo die Division Picton gefochten hatte, herzustellen und diese braven, gutmüthigen Burschen ge-

horchten meinen Befehlen sehr willig. Unser erstes Geschäft war es zum Theil, alle portugiesischen Bauern und Marodeure, die wir plündernd umherschweifen fanden, zu arretiren. Nur zu viele solcher Kerle fanden wir und gar mancher arme französische, ja selbst englische Verwundete, ist scheußlich von ihnen ermordet worden, um dann seiner Kleidung und seines Tornisters beraubt zu werden. Wir fingen in dieser Nacht gewiß einige Hundert von solchen Kerlen ein, und es wurde auf ausdrücklichen Befehl Lord Wellingtons ein strenges Gericht über sie abgehalten. Zuerst bekam Jeder, bei dem ein gestohlener Gegenstand gefunden wurde, seine gehörigen Hiebe, und ich habe in wenigen Stunden so viele derartige Executionen ausführen lassen, daß die Arme der 4—5 irländischen Korporale, welche dies Geschäft besorgten, endlich ganz ermüdet davon wurden. Die arretirten Marodeure, welche portugiesischen Regimentern angehörten, wurden nach Empfang ihrer Prügel an ihre Corps zur weiteren Bestrafung abgegeben, die portugiesischen Bauern mußten aber große Gruben graben, in denen die Hunderte von Leichnamen, die aufgelesen wurden, ihren Platz fanden. Die Engländer, die Portugiesen (von diesen waren übrigens nur sehr wenige gefallen) und die Franzosen wurden getrennt in eigene große Gräber gelegt. Für Letztere ließ ich durch den katholischen Geistlichen eines

irländischen Regiments am anderen Tage eine eigene feierliche Todtenmesse lesen. Die französischen Leichen waren entweder von Kanonenkugeln oder von Bajonnetstichen getroffen. Letztere waren häufig von den Engländern mit solcher Gewalt geführt worden, daß das Bajonnet dabei durch den ganzen Körper gedrungen. Die englischen todten Körper hatten meist Schußwunden durch die französischen Tirailleure erhalten. Auch für die zahlreichen französischen Verwundeten, die ich noch auf der Wahlstätte fand, suchte ich nach besten Kräften zu sorgen. Um diese Armen mit Geld zu versehen, traf ich die Maßregel, daß alle den plündernden Portugiesen abgenommenen Geldsummen zu ihrem Nutzen verwandt wurden. Schreckliche Scenen, wie dies stets nach jeder Schlacht der Fall sein wird, sah ich auch jetzt wieder in Menge, doch war ich hieran nun schon so gewöhnt, daß sie keinen bleibenden Eindruck mehr bei mir hinterließen, so sehr ich sie auch sonst beklagte.

Lord Wellington konnte in den nächsten Tagen schon einsehen lernen, was es bedeute, wenn man Generalen wie Massena und Ney gegenüber in ruhiger Haltung auf dem Schlachtfelde stehen bleibt und die erlangten Vortheile nicht auch auf das Nachdrücklichste weiter verfolgt. Die französische Armee umging uns in der Nacht vom 28. auf den 29. September durch

einen ebenso kühnen, wie geschickt ausgeführten Flankenmarsch, und die Früchte unseres Sieges bei Busaco waren daher sehr unerheblich. Einige Tage später marschirten die Franzosen als Sieger in Coimbra ein, und Lord Wellington mußte sich entschließen, den Rückzug hinter seine stark befestigten Linien von Torres-Vedras anzutreten. Mit stolzer Ruhe that er dies, und der Marsch der englischen Armee mit ihrer zahllosen Bagage ging so langsam, aber auch so regelmäßig vor sich, als ob sie zu einem Friedensmanöver in England selbst marschiren solle; das arme Portugal wurde bei dieser Gelegenheit aber gründlich verheert, und in all den vielen von Krieg bedrückten Ländern, die ich schon durchzog, sah ich keine so verheerten Gegenden, wie jetzt der Fall war. Lord Wellington ließ Alles systematisch bei unserm Rückmarsch verwüsten, damit die nachrückenden Franzosen keine Lebensmittel fänden, und wo noch etwas übrig blieb, da verheerten dies die uns verfolgenden französischen Dragoner in ihrer wilden Plünderungssucht sicherlich.

Die französischen Dragoner-Regimenter unter dem General Montbrun leisteten aber in Betracht des erschöpften Zustandes ihrer Pferde wirklich das Unglaubliche in unserer Verfolgung und beinahe täglich kam es zwischen ihnen und der englischen Cavallerie unserer Arrieregarde zu mehr oder minder lebhaften Gefechten.

So hatte ich denn auch wiederholt jetzt Gelegenheit, mich persönlich umherzuhauen. Ich stürzte bei diesen Kämpfen einmal mit meinem Pferde, eine alte Wunde brach wieder auf, und ich mußte mich somit auf einige Zeit nach Lissabon in ein Lazareth bringen lassen. So langweilig dies auch war, so versäumte ich sonst doch gerade nicht viel, denn zu größeren Kämpfen kam es in den nächsten Monaten hier nicht. Lord Wellington, zu dem jetzt auch der General de la Romana gestoßen war, stand hinter seinen mit Recht berühmten Verschanzungen von Torres-Vedras und Massena fühlte sich zu schwach, um eine gewaltsame Erstürmung dieser Werke zu versuchen. Die Franzosen blieben daher vor und die Engländer hinter diesen mit Kanonen gespickten Verschanzungen stehen, und so dauerte es eine geraume Zeit fort.

Lissabon selbst war um diese Zeit sowohl von geflüchteten Portugiesen wie auch von Engländern und Spaniern überfüllt und in seinen engen schmutzigen Straßen herrschte ein so reges Leben und Treiben, daß man sich kaum durch die Menge durchzudrängen vermochte. Alle möglichen Sprachen schwirrten einem um die Ohren und es ist mir nie ein Ort vorgekommen, wo auf verhältnißmäßig kleinem Raume so viel Verschiedenartiges zusammengedrängt war, wie jetzt hier der Fall. Besonders die Anwesenheit der englischen

Flotte und der unzähligen Transportschiffe, die den ganzen Tajo förmlich mit einem dichten Mastenwald anfüllten, trug noch mehr dazu bei, das Gewühl zu vermehren. Alle Lebensmittel, die wir erhielten, kamen zur See aus England und selbst der größte Theil des Strohs und Heus für die englischen Cavallerie-Pferde war zu Schiff aus England gekommen. Es herrschte daher für manche Dinge eine große Theuerung, und obgleich ich die Rationen eines Stabsofficiers geliefert erhielt, empfand mein mager ausgestatteter Geldbeutel diesen kostspieligen Lissaboner Aufenthalt nur zu sehr. Ueberhaupt habe ich stets gefunden, daß das Zusammenleben mit Engländern, in welchem Lande es auch sein mag, sehr kostspielig ist und man nothgedrungen zu manchen unnützen Ausgaben verleitet wird, von denen man weder Ehre noch Vergnügen hat. Manche junge vornehme englische Officiere trieben jetzt in Lissabon förmlich einen wahnsinnigen Luxus, Alles, was nur in England für Geld zu haben war, mußte für sie herbeigeschafft werden; sie affectirten z. B., gar kein portugiesisches Fleisch essen zu können und ließen sich ihre Hammelbraten in Eis verpackt aus der Heimath kommen, wozu eigene kleine sehr schnell segelnde Schiffe benutzt wurden. Es gab junge Cavallerie-Officiere im englischen Heer, die allein 6—8 Bediente und Jockeys und 10—12 edle Pferde mit sich hatten. Als übrigens

das Heer wieder aufbrach, um den Marsch in das Innere des Landes anzutreten, verbot Lord Wellington durch einen eigenen Tagesbefehl diesen unerhörten Luxus und das zahlreiche Gefolge, was auch dringend nothwendig war. Um den Dienst bekümmerten sich diese reichen Herren ungemein wenig, und wenn sie auch vor dem Feind persönlich sehr muthig waren, so überließen sie doch sonst alle Details des Dienstes den alten Sergeanten. In Folge dieser mangelhaften Handhabung des inneren Dienstes und der Unmäßigkeit der Soldaten, die ihre ganze reichliche Löhnung fast immer in Rum versoffen, verlor das englische Heer trotz seiner guten Verpflegung doch sehr viele Leute durch Krankheit in seinen Lagern hinter den festen Linien von Torres-Vedras. Es giebt gar keine Landsoldaten, die weniger für Strapazen tauglich sind, als die Mehrzahl der Engländer; das sah ich jetzt so recht ein, wie denn überhaupt meine Meinung von ihren militairischen Eigenschaften eher ab- als zunahm, je länger ich unter ihnen zu weilen Gelegenheit hatte.

Mitte Januar war ich vollständig wieder zu allen möglichen Dienstverrichtungen tauglich, und ich freute mich, daß General Romana mir den Befehl gab, nach Gibraltar zu gehen, von wo aus ein Corps von Engländern und Spaniern gegen Andalusien vorrücken sollte. Ich schiffte mich auf einem portugiesischen Schiffe

nach Gibraltar ein, und wir hatten solche Stürme zu bestehen und die Mannschaft bewies sich dabei so ungeschickt, daß wir zu dieser kleinen Fahrt fast drei Wochen gebrauchten. Wiederholt waren wir dabei in Gefahr, zu scheitern, und ich hatte mich schon völlig in die Fügung Gottes ergeben, den Tod in den Wellen zu finden, als seine Gnade mich immer noch wieder rettete. Der Menschen Geschicklichkeit that das Wenigste bei dieser Rettung, denn die 5—6 Spanier und Portugiesen, die wir als Matrosen am Bord hatten, erwiesen sich ebenso ungeschickt wie feig. Ich habe selbst mehrere Tage mit am Steuerruder stehen und meinen Bedienten, einen braven und muthigen Gallegos, der mich seitdem niemals mehr verlassen hat, bis er 1830 in Paris starb, mit in die Masten schicken müssen, um nur die nothdürftigsten Arbeiten verrichten zu lassen. Dabei ging uns zuletzt der Proviant aus und wir wären fast verhungert, wenn uns nicht ein begegnendes englisches Kriegsschiff mitleidig einige Lebensmittel und Wassertonnen hätte zukommen lassen; kurz ich lernte alle Unannehmlichkeiten, die eine Seereise nur haben kann, auf dieser kurzen Fahrt wieder so recht kennen.

Gibraltar war ebenso wie Lissabon mit den verschiedensten Truppen überfüllt, und es hielt schwer, nur einigermaßen ein Unterkommen zu finden. Es waren hier viele englische und auch italienische Corps, die

von der Insel Sicilien kamen, und alle möglichen Gestalten traten hier unaufhörlich vor Augen. Da ich der italienischen Sprache ziemlich mächtig war, so wollte man mir den Auftrag ertheilen, aus Sicilianern, desertirten Neapolitanern und gefangenen oder desertirten Italienern von den französischen Corps in Spanien ein eigenes Bataillon zu formiren. Ein paar Hundert desertirte Neapolitaner, denen man in Sicilien nicht recht traute, waren schon in Gibraltar und sollten den Stamm dieser neuen Heldenschaar abgeben. Niemals fast habe ich Kerle gesehen, die mehr dem Galgen entlaufen zu sein schienen, als sich in diesem Depot nur zu viele befanden, und die neuen Rekruten, die man dazu geben wollte, schienen ihrer älteren Kameraden werth zu sein. Auch die Officiere, die einst von Murat's Heer desertirt waren, flößten mir alles Andere mehr, wie Zutrauen auf ihre militairischen Fähigkeiten oder Hochschätzung ihres moralischen Werthes ein, und so ward mir denn die feste Ueberzeugung, daß der etwaige unglückliche Befehlshaber dieses sauberen Bataillons sicherlich keine Ehre, sehr wahrscheinlich aber Spott und Schande bei diesem Commando einernten würde. Wäre ich wirklich fest angestellter Officier gewesen, so hätte ich auch diesem Befehl mich fügen müssen, und dies dann als ein Opfer, was ich der Subordination zu bringen hatte, ange-

sehen. Jetzt aber war ich Volontair-Officier, empfing keine Gage, hatte keine Aussicht auf eine gesicherte Zukunft und lehnte es daher mit großer Bestimmtheit ab, ein Commando zu übernehmen, was schon viele englische Officiere, denen man es angeboten hatte, nicht übernehmen wollten. Ich habe später nie wieder etwas von diesem neu zu errichtenden italienischen Jäger-Bataillon erfahren und weiß gar nicht, ob es wirklich zu Stande gekommen und in das Feld gerückt ist.

Diese Weigerung aber brachte mich in eine unangenehme Stellung zu dem englischen General, der in Gibraltar befehligte, und so war ich froh, diese berühmte Festung im März 1811 verlassen und mich zu dem General Castaños, der mit einer spanischen Division von Cadix nach Andalusien eingeschifft war, begeben zu dürfen. Ich diente diesem braven General, der großen Muth, aber gerade keine sonderlich großen strategischen Fähigkeiten besaß, einige Zeit als Adjutant und hatte besonders die Vermittelungen zwischen ihm und den Engländern zu besorgen. Gar mancherlei Verdrießlichkeiten gab es hierbei, denn die englische Arroganz ist groß und zeigte sich besonders den Spaniern gegenüber nur zu oft; doch hatte ich das Gefühl zu nützen, und ertrug so alle diese Unannehmlichkeiten mit ziemlicher Gemüthsruhe.

Der Marschall Beresford commandirte diese englisch-spanisch-portugiesische Armee, die in Andalusien dem französischen Marschall Soult gegenüberstand. Unsere Truppen waren, was die Engländer und Spanier anbetraf, gut, die Portugiesen aber wie gewöhnlich nur sehr mittelmäßig. Alle großen Uebelstände, die eine Armee, aus verschiedenen Contingenten zusammengesetzt, in einer Schlacht stets haben wird, machten sich bei uns in hohem Grade geltend und glichen das numerische Uebergewicht, was wir sonst hier über die Franzosen besaßen, reichlich wieder aus.

Ich hatte einige Wochen bei dem General Castaños Dienste gethan, als wir am 16. Mai bei Albuera die bekannte blutige Schlacht lieferten. Die spanischen Truppen, unter denen sich einige Elitebataillone und Schwadronen, die auch in offener Feldschlacht wirklich Tüchtiges leisteten, befanden, waren auf dem rechten Flügel aufgestellt, während die unter einander gemischten portugiesischen und englischen Brigaden das Centrum und den linken Flügel bildeten. Wir mochten ungefähr 28,000 Mann stark sein und darunter an 12,000 Engländer, während der Marschall Soult an 17 — 18,000 Mann unter sich hatte. Es waren dies aber lauter Kerntruppen, geübt und kriegserfahren, wie nur Soldaten es sein konnten, während wir sehr viele Rekruten besaßen. Die beiden berühmten fran-

zösischen Infanterie-Divisionen, Gazan und Girard, meine alten Feinde vom Feldzug 1805 in Deutschland her, die so sehr erfolgreich bei Austerlitz gekämpft hatten, befanden sich im feindlichen Corps und diesen gegenüber war unsere portugiesische Linieninfanterie wirklich von geringer Bedeutung.

Ich habe den Marschall Soult stets für den mittelmäßigsten unter den bekannteren Heerführern Bonaparte's gehalten, wenn er selbstständig commandiren mußte, und auch an diesem Tage bei Albuera manövrirte er nur schlecht. Es zeigte sich eine Unordnung, ein Schwanken, ein Hin- und Herschieben in den feindlichen Manövern, wie man es sonst bei den in der Kriegsschule Bonaparte's gebildeten Schaaren gar nicht mehr gewohnt war. Unser Obergeneral Beresford, obgleich ich ihn sonst für keinen General ersten Ranges halte, wie solchen überhaupt die Engländer zu Lande niemals besessen haben, zeigte sich an diesem Tage vortrefflich und machte seinem Vorbilde Wellington alle Ehre. Er blieb stets ruhig und besonnen, erkannte die Fehler der Gegner mit richtigem Scharfblick und wußte sie sehr geschickt zu benutzen. Hätten die meisten einzelnen französischen Infanterie-Regimenter an diesem Tage nicht wieder mit so meisterhafter Geschicklichkeit gefochten, und unsere Truppen alle vollkommen ihre Pflicht erfüllt, was aber nicht

geschah, unser Sieg wäre noch ungleich größer, die feindliche Niederlage aber noch viel empfindlicher gewesen, als jetzt der Fall war.

Schon am frühen Morgen griff die französische Infanterie mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm an, drängte unsere Vorposten zurück und errang einigen Terrain-Vortheil. Ich selbst war gerade mit in der ersten Linie und mir wurde mein Pferd schwer verwundet. Ich machte mich aber sogleich wieder beritten und nahm fernerhin Antheil an der Schlacht. Es stand längere Zeit sehr schlecht um uns, und mehrere spanische und portugiesische Regimenter wichen beständig zurück und wollten nicht wieder recht in das Feuer hinein. Drei englische Regimenter drangen aber in kräftigem Sturmschritt vor und machten einen so herzhaften Angriff mit dem Bajonnet, dieser Lieblingswaffe der englischen Infanterie, daß die feindlichen Bataillone dadurch zum Rückzug gebracht wurden. In demselben Augenblick entlud sich aber ein heftiger Regenschauer über uns, und der dicht herabstürzende Regen verhinderte einen freien Ueberblick über die Gegend. Der französische Cavallerie-General Latour-Maubourg, ein überaus tüchtiger Mann, benutzte diesen für ihn günstigen Umstand und ließ eine sehr energische Attake ausführen. Ich befand mich gerade zufällig bei diesen englischen Bataillonen, als ganz plötzlich 4 französische Reiter-Regimenter, an

ihrer Spitze ein polnisches Lancier-Regiment auf uns einsprengten. Große Schnelligkeit in ihren tactischen Bewegungen ist niemals ein Vorzug der englischen Infanterie gewesen und so gelang es auch jetzt nicht, Quarrees zu formiren, wie nothwendig gewesen wäre, wenn wir der französischen Reiterei erfolgreichen Widerstand entgegensetzen wollten. Mitten in unsere Linien drangen die Lanciers und Dragoner ein und ihre langen Lanzen und Pallasche arbeiteten furchtbar zwischen den englischen Infanteristen, deren Gewehre in dem heftigen Regen dazu größtentheils versagten. Es war ein so recht wildes Handgemenge Mann gegen Mann, in dem diese sämmtliche englische Infanterie fast vollständig aufgerieben wurde. Selbst der Marschall Beresford war schon von drei polnischen Lanciers umringt und zur Ergebung, die er auch hätte unbedingt annehmen müssen, aufgefordert worden, wenn ihn nicht die Aufopferung seiner beiden englischen Ordonnanz-Dragoner wieder herausgehauen hätte.

Ich selbst hieb mich auch wüthend mit einem polnischen Lancier, einem sehr gewandten Soldaten herum und erkannte bei dieser Gelegenheit so recht, welche gefährliche Waffe die Lanze ist, wenn sie geschickt geführt wird. So unzählige Kämpfe ich auch schon in meinem Leben gehabt hatte, so ist es mir selten schwerer geworden, mich gegen einen Feind zu vertheidigen, wie

bei dieser Gelegenheit und ich wäre sicher unterlegen, wenn mich nicht meine große Erfahrung und Ruhe und die Trefflichkeit meiner vielbewährten Klinge, gerettet. Ich blieb nur in der Defensive und suchte die mich wie ein Kreisel von allen Seiten umschwirrende Lanzenspitze meines Gegners, fest im Auge zu behalten und jeden Stoß zu pariren, was mir auch gelang. Endlich hieb ich den Lanzenschaft entzwei und nun wäre der Lancier ohne Lanze in meiner Gewalt gewesen, wenn sich nicht andere Kämpfer zwischen uns gedrängt und uns getrennt hätten. Ein sehr geübter Lancier ist mehr werth, als fünf mittelmäßige oder gar schlechte, die ihre Lanze nicht zu benutzen wissen, und sich gegenseitig damit vom Pferde stoßen, dies sah ich jetzt wieder so recht ein.

Wir wollten schon das Dorf Albuera räumen und die Schlacht schien gänzlich für uns verloren zu sein, als gerade im letzten Augenblick der Entscheidung zwei englische Infanterie-Brigaden uns im Sturmschritt zu Hülfe eilten. Voran war die Füselier-Brigade, eine Elitetruppe des englischen Heeres, und diese braven Soldaten machten jetzt einen der energischsten Bajonnetangriffe, den ich jemals ausführen sah. Laut schallte der Ruf „Hipp-hipp-hurrah, old England for ever!“ der Füseliere, durch den Kanonendonner, die sogenannte „Lusitanische Legion“ folgte nach, die schon

zerstreut fechtenden französischen Linien vermochten diesen fest geschlossenen Keilen keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, es kam zwar noch zu einzelnen verzweifelten Kämpfen, denn so leicht ließen die Infanteristen der Divisionen Gardonne und Girard sich die Siegespalme nicht entreißen, aber allmählich mußten sie doch in guter Ordnung den Rückzug antreten und gegen 4 Uhr Nachmittags war das Schlachtfeld uns gesichert.

Es war ein heißer verzweifelter Kampf gewesen und von jeder Seite waren an 4000 Mann Todte und Verwundete verloren gegangen. Ebenso wie bei Busaco wurde durch diesen Sieg bei Albuera eigentlich nicht das Mindeste entschieden, denn Jedes der beiden Heere blieb ruhig auf dem Platze stehen, den es am Tage vorher eingenommen hatte. Einen gewonnenen Sieg auch kräftig zu verfolgen, dazu konnte englische Vorsicht und englische Schwerfälligkeit sich niemals entschließen, und der Marschall Beresford glich in dieser Hinsicht vollkommen dem Lord Wellington.

Die meisten unserer höheren Officiere waren übrigens in dieser Schlacht verwundet und auch der General Castaños, bei dem ich Adjutantendienste versehen hatte, empfing eine Wunde.

Drittes Capitel.

Einschiffung nach Tarragona. Uebernahme des Befehles eines catalonischen Bataillons. Hartnäckige Vertheidigung von Tarragona und wiederholte blutige Gefechte. Anwesenheit als Parlementair im Lager des Marschalls Suchet. Endliche Erstürmung der Festung durch die Franzosen. Meine schwere Verwundung und Gefangenschaft. Rohe Behandlung bei der Erkennung als geborener Franzose. Abführung in Ketten nach Frankreich. Befreiung durch die Guerilla-Bande des Empezinado. Leben unter den Guerillas. Liebe der Donna Mercedes.

Da der General Castaños an seiner Wunde darniederlag, so war ich unmittelbar nach der Schlacht bei Albuera ohne Beschäftigung. Der Marschall Beresford sandte mich als Courier nach Cadix, was ich auch glücklich erreichte, auf dem Wege dahin aber beinahe von einer französischen Patrouille gefangen ge-

nommen worden wäre. In Cadix empfing ich den Befehl, mich schleunigst auf einem eben unter Segel gehenden englischen Kriegsschooner nach der am Meere gelegenen Festung Tarragona einzuschiffen. Der französische Marschall Suchet belagerte seit Anfang Mai diese wichtige Festung sehr nachdrücklich, hatte schon mehrere Außenwerke mit Sturm genommen und bedrohte die Stadt selbst. Der Commandant derselben, Don Juan de Contreras, ein muthiger stolzer Spanier aus edlem alt-castilischem Geschlechte, hatte schon wiederholt um Verstärkung und besonders auch um kriegskundige Officiere gebeten, an denen er großen Mangel litt. Da man mir in Cadix — unverdienter Weise — umfänglichere Kenntnisse im Vertheidigungswesen zuschrieb, und ich während der Belagerung von Ciudad-Rodrigo manches Lob geerntet hatte, so erhielt ich nebst 5 — 6 spanischen Artillerie-Officieren nun den Befehl, mich nach Tarrágona zu begeben und dem dortigen Commandanten zur Verfügung zu stellen. Ich muß bekennen, dieser Auftrag war mir sehr unerwünscht, und ich hätte ungleich lieber im freien Felde gedient, als mich jetzt in einer hart bedrängten Festung, die wahrscheinlich zuletzt doch dem Feinde in die Hände fiel, einsperren zu lassen. Doch meine Ehre gebot, diesen zwar gefährlichen, aber für mich auch sehr ehrenvollen Auftrag zu erfüllen. Den Befehl zur Bildung eines italienischen

Freibataillons konnte ich als Volontair-Officier füglich ablehnen, den aber, in das arg gefährdete Tarragona zu eilen und alle Schrecknisse einer Belagerung abermals zu erdulden, mußte ich ohne Weiteres annehmen. Ich wandte auch kein Wort dagegen ein und verfügte mich sogleich an Bord des Schooners, der eine volle Ladung Pulver und Geschützmunition Tarragona zuführen sollte. Treffliche Seeleute durch und durch sind die Engländer, das muß man ihnen lassen, und so ungeschickt sie sich auch häufig im Landkriege benehmen, so zeigen sie auf dem Meere recht ihre besten Eigenschaften. Ein heftiger Wind war uns günstig, wir flogen mit vollen Segeln nur so über die weiß schäumenden Wogen des Mittelmeeres hin und erreichten in ungemein kurzer Zeit die Einfahrt in den Hafen von Tarragona. Niemals habe ich eine so schnelle und angenehme Seereise gemacht, als jetzt auf diesem englischen Kriegsschiffe. Eine französische Strandbatterie beschoß uns heftig bei der Einfahrt und bei dem vielen Pulver, was wir an Bord führten, hätten uns die feindlichen Schüsse leicht sehr gefährlich werden können. Mit großer Kaltblütigkeit ertheilte jedoch unser Schiffscapitain seine Befehle, mit meisterhafter Gewandtheit und Kühnheit führten die Matrosen solche aus, und so richtete das feindliche Feuer nur geringen Schaden in unseren Segeln an, und wir konnten bald

glücklich in dem inneren Hafen von Tarragona die Anker werfen.

In den ersten Tagen des Juni betrat mein Fuß diese dem Untergange geweihte Stadt und ich meldete mich sogleich bei dem Commandanten Don Juan de Contreras, der mich zwar mit altspanischer Grandezza, aber sonst sehr wohlwollend empfing und seine Freude über meine Ankunft ausdrückte. Er konnte kriegserfahrene Officiere auch nothwendig gebrauchen, denn wie an Allem, so mangelte es der hart bedrängten Festung besonders auch an solchen Männern. Vor fast 4 Wochen hatte Marschall Suchet mit einem sehr beträchtlichen Corps die Belagerung von Tarragona bereits begonnen, und was französischer Muth und französische Geschicklichkeit im Artillerie- und Geniewesen nur vermochten, war von seiner Seite aufgeboten worden, um seinen Zweck zu erreichen. Kam uns nicht von irgend welcher Seite Entsatz, so mußte die Festung in den nächsten Wochen unrettbar in die Gewalt der Franzosen fallen, das sah ich schon am ersten Tage ein, als ich in Begleitung eines Geniecapitäns die arg mitgenommenen Werke besichtigte. Es war also ein verlorener Posten, auf den das Schicksal mich jetzt wieder hier gestellt hatte. Doch der Soldat im Felde hat nicht zu fragen, auf welchen Posten man ihn stellt, sondern wie er den ihm anvertrauten am Besten ver-

theidigen helfen kann; so gebietet es die heilige Pflicht der Ehre. Der schwerste Verlust für die Besatzung von Tarragona war der des wichtigen Außenwerks Olivo, welches die Franzosen unter dem General Harrispe einige Tage vor meiner Ankunft endlich mit Sturm genommen hatten, nachdem ihr heftiges Feuer aus den schweren Geschützen zuvor eine Bresche offen gelegt.

Jetzt hatten die Feinde bereits die erste Parallele gegen den Hauptwall eröffnet und arbeiteten trotz des heftigen Feuers unserer Geschütze unverdrossen daran fort. Ich war nicht nach Tarragona gekommen, um ein müßiger Zuschauer zu sein und bat den Commandanten daher sogleich um einen Posten, auf dem ich Gelegenheit fände, meinen Eifer für die Sache der spanischen Legitimität recht thätig zu bezeigen. Gern erfüllte dieser meine Bitte und gab mir den Befehl über 700 Catalonier, welche die Besatzung des wichtigen Forts Francoli mit bildeten. Diese wackern Leute hatten bereits ihren Bataillonschef und einige andere Officiere verloren, und da sie mehr Kriegseifer, wie gerade Kriegserfahrung besaßen, so gab ich vielleicht einen brauchbaren Anführer für sie ab. Ich war der spanischen Sprache nun schon so weit mächtig, um mich einigermaßen darin ausdrücken zu können und hielt daher eine kurze Anrede an meine Schaar, in der ich versprach, bis zum letzten Blutstropfen bei ihnen

ausharren zu wollen. Meine Rede wie auch der Umstand, daß ich ein geweihtes Amulet um den Hals trug, verschaffte mir schneller das Vertrauen der Catalonier, wie sie es sonst fremden Officieren zu schenken pflegen. Ich habe bis zur letzten Stunde unseres Kampfes niemals über Ungehorsam irgend einer Art zu klagen gehabt, und stets willige, treue und muthige Soldaten in diesen braven Männern gefunden. Weit über die Hälfte von ihnen fielen noch unter meinem Befehle bei der Vertheidigung der uns anvertrauten Werke.

Kaum war ich einen Tag im Fort Francoli, so eröffneten die schweren Batterien des Feindes ein furchtbares Feuer gegen uns. Ueber 30 Vierundzwanzig- und Sechszehnpfünder schleuderten unaufhörlich ihre gewichtigen Kugeln in den kleinen Raum des Forts. Furchtbar waren die Verwüstungen, welche jetzt bei uns entstanden und Hunderte von Todten und Verwundeten rötheten mit ihrem Blute den von den Kugeln durchfurchten Boden unseres Forts. Es war eine Stätte des Gräuels und Schreckens bei uns, wie ich solche in allen meinen Feldzügen niemals ärger gesehen habe. Zwei unserer Magazine flogen an diesem einzigen Tage in die Luft und schleuderten die zerrissenen und verbrannten Gebeine der in ihnen beschäftigt gewesenen Arbeiter und Soldaten weit umher. Auch ich

selbst erhielt eine Contusion an der Schulter von einem herabfallenden Stein, die mich jedoch glücklicher Weise an der ferneren Theilnahme des Kampfes nicht hinderte. In solchen Zeiten der Gefahr und Aufregung hat der kräftige Körper, wenn er nur von der gehörigen Willenskraft unterstützt wird, eine oft wunderbare Ausdauer. Schmerzen und Leiden, die uns in ruhigen Tagen leicht auf das Krankenlager werfen würden, empfindet man kaum, und die härtesten Strapazen erträgt man mit Leichtigkeit. So bin ich trotz meiner Contusion an der Schulter während dieses Bombardements volle 42 Stunden nicht zur Ruhe gekommen, und habe während dieser ganzen Zeit nur etwas Zwieback, eine halbe Tafel trockne Chokolade und einige Gläser schlechtes Wasser genossen, und dennoch fühlte ich mich nicht kampfesunfähig.

Meine Catalonier, von denen ich am 7. und 8. Juni allein 142 Mann verlor, schlugen sich mit großer Standhaftigkeit und suchten das, was ihnen an militairischer Geschicklichkeit fehlte, durch Ausdauer zu ersetzen.

Am Frühmorgen des 8. Juni — der Mondschein war so hell, daß man den Unterschied zwischen Tag und Nacht kaum empfand, hatte das Geschütz der Franzosen eine breite Bresche in unsere Mauern geschossen, und wir mußten auf den Sturm gefaßt sein. Unsere

Geschütze, von denen über die Hälfte schon demontirt war, hatte man in die Hauptfestung zurückgebracht, damit sie bei der Einnahme des Forts nicht in die Hände der Feinde fielen; wir Uebrigen rüsteten uns zur letzten standhaften Vertheidigung. Wie in allen diesen spanischen Kämpfen, so hatten auch hier bei der Vertheidigung von Tarragona die frommen, für ihre heilige Kirche begeisterten Mönche und Priester eine wichtige Bedeutung. Ein uralter Kapuziner-Mönch, mit silberweißem bis an den Gürtel reichenden Bart, las meinen Cataloniern die letzte Messe. Voll tiefer Andacht knieten wir in langer Reihe nieder und lauschten inbrünstig den frommen Worten des Mönchs. Kaum hatte derselbe uns den letzten Segen der Kirche ertheilt, so zischte eine feindliche Bombe durch die Luft, fiel gerade auf den Platz, den er einnahm, nieder und zerriß seinen Körper in blutige Fetzen. Auch das große Crucifix, was der Kapuziner in seiner Hand hielt, wurde zersplittert und die mit seinem Blute gerötheten Holzsplitter flogen weit umher. Meine Catalonier suchten solche eifrig auf und bewahrten sie als theure Reliquien.

Gegen 4 Uhr Morgens schwieg plötzlich das feindliche Belagerungsgeschütz und in gleicher Minute ertönten die Klänge der Hörner der französischen Voltigeurs und Karabiniers mit den Signalen zum Avanciren.

Zwei Sturmcolonnen, nur aus Elitecompagnien verschiedener Regimenter gebildet, voran die Sappeurs, diese Helden der französischen Armee, stürmten mit gewohntem Ungestüm und Geschick gegen die Bresche vor. Ein lebhafter Kampf mit der kleinen Feuerwaffe entspann sich, und auf beiden Seiten hielt der Tod wieder eine reiche Ernte. Immer weiter drangen die französischen Sturmcolonnen vor, und ihr mir verhaßtes „en avant — en avant, vive l'empereur, écrasez les ennemis" tönte wieder in meine Ohren, Schritt für Schritt wurde unsere stark zusammengeschmolzene Besatzung des Forts zurückgedrängt; wir verkauften dem Feinde noch jede Spanne Boden theuer und zogen uns endlich in die innere Festung zurück.

Mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Umsicht, wie solche nur in der französischen Armee jener Zeit getroffen werden konnten, verschanzten sich die Feinde sogleich in dem eroberten Fort und setzten solches für sich in einen günstigen Vertheidigungszustand. Die Einnahme desselben war für die Belagerer aber von der allergrößten Wichtigkeit, sie konnten ihr Feuer jetzt aus allergrößter Nähe auf uns eröffnen, den ganzen Hafen bestreichen, und wenn nicht besonders günstige Umstände — die aber kaum zu hoffen waren, uns jetzt noch zu Hülfe kamen, so konnte man es nur noch nach Tagen berechnen, wie lange Tarragona selbst bei

unserer aufopferndsten Vertheidigung sich noch zu halten vermöge. Mit ungeschwächtem Muthe setzten wir aber noch stets die Vertheidigung fort und das Feuer unserer Geschütze that den Feinden noch manchen Abbruch.

Eine englische Kriegsflotte erschien jetzt in unserem Hafen und wir hofften sehnsüchtig auf ihren Beistand. Die englischen Linienschiffe und Fregatten schossen sich auch einige Stunden tüchtig mit den französischen Strandbatterien herum, spannten dann aber zu unserem größten Erstaunen die Segel und fuhren fort, um nicht wieder zu kommen. Gerechter Zorn wechselte bei uns jetzt mit bitterem Schmerz über diese unverantwortliche That der Engländer ab. An der Tüchtigkeit und Kriegsfreudigkeit der englischen Schiffe hat es wahrlich nicht gelegen, wenn uns kein wirksamerer Beistand von ihnen ward; die egoistische, erbärmliche Politik des englischen Cabinets verbot aber jede energische Theilnahme. Selbstsüchtigere Bundesgenossen, als die Engländer es immer gewesen sind und sein werden, wird man überhaupt nirgends mehr finden und jedes Volk, was auf den Beistand von ihnen jemals angewiesen sein muß, kann nur bedauert werden.

Am 14. Juni erhielt ich den Befehl vom General Don Juan de Contreras, mich als Parlamentair in das französische Lager zu begeben und einen sechs-

stündigen Waffenstillstand zur Begrabung der Todten nachzusuchen. Es lagen zwischen unseren Wällen und den feindlichen Trancheen zahlreiche spanische und französische Leichname, welche schon in Verwesung übergingen und deren Gestank uns wie den Feinden gleich beschwerlich fiel, so daß ihre Beerdigung beiden Parteien nur erwünscht sein mußte. Ausdrücklich verbot mir der General, bei diesem Gespräch auch nur das Mindeste über das etwaige Schließen einer Capitulation zu erwähnen.

Es war mir eigentlich sehr unangenehm, jetzt als Parlamentair im feindlichen Lager erscheinen zu müssen, doch unser Commandant wollte gern einen der französischen Sprache vollkommen mächtigen Officier dahin senden, und da er in dem Augenblick keinen andern zur Verfügung hatte, so nahm ich diesen Befehl ohne ein Wort der Einwendung dagegen auch an. Ich legte meine beste Uniform als spanischer Major an, schmückte mich mit den 5 vor dem Feinde erkämpften Orden, und ritt so in Begleitung eines Trompeters zu den französischen äußersten Posten.

Eine Wache der Carabiniers vom 1. leichten Infanterie-Regiment empfing mich, und ich mußte bei dem Officier derselben etwas verweilen, bevor die Erlaubniß vom Marschall Suchet eingeholt war, daß ich zu ihm kommen dürfe. Sowohl diese, wie auch die andern

französischen Truppen, die ich bei dieser Gelegenheit sah, hatten ein äußerst verwildertes und mitgenommenes, dabei aber doch echt kriegerisches Ansehen.

Ich mußte mir nun die Augen verbinden lassen, zwei sehr artige Officiere ergriffen mich am Arm und führten mich so wohl an 1000 Schritte weit bis zu einem offenen Zelte, unter dem Marschall Suchet mit noch 5—6 Adjutanten und Generalstabsofficieren Platz genommen hatte. Dem Marschall schien zuerst die Decoration des Ludwigordens, die ich trug, aufzufallen, denn er musterte sie sehr aufmerksam, ohne mir jedoch ein Wort darüber zu sagen. Er lud mich dann artig zum Sitzen ein, und frug, ob ich wegen der Uebergabe der Festung unterhandeln wolle. In festem Tone erklärte ich ihm aber, mein General habe mir auf das Entschiedenste verboten, auch nur ein Wort wegen der Capitulation zu erwähnen, und solchen Befehl müsse und würde ich auch pünktlich befolgen. Des Marschalls Suchet ohnehin etwas herrischen Gesichtszüge verfinsterten sich bei dieser Mittheilung ersichtlich, doch hörte er meinen Auftrag ruhig an, und bewilligte dann auch den sechsstündigen Waffenstillstand zur Begrabung der Todten, da den Franzosen eben so sehr, wie uns selbst hieran gelegen sein mußte. Während ein Adjutant von ihm hinauseilte, um das Nöthige wegen dieses Waffenstillstandes zu besorgen und die Einstellung der Kanonade

zu befehlen, lud mich der Marschall ein, einige Erfrischungen an Wein und kalten Speisen zu mir zu nehmen, was ich auch schon aus Höflichkeit nicht ausschlug.

Auf mein Ludwigskreuz zeigend, frug er nun, was dies für eine Ordensdekoration sei und von wem ich solche empfangen hätte. „Es ist die Dekoration des Ordens vom heiligen Ludwig und Se. Majestät der König Ludwig XVIII. hatte die Gnade, mir solche zu verleihen," antwortete ich sogleich.

„Sie scheinen mir überhaupt kein geborner Spanier zu sein, denn Sie sprechen das Französische mit einer seltenen Reinheit" meinte nun in einem etwas abstoßenden Tone der Marschall.

„Freilich muß ich das wohl, denn es ist ja meine Muttersprache, da ich in der Bretagne geboren bin," entgegnete ich mit leichtem Lächeln.

„Was Teufel, und Sie als geborner Franzose wagen es, gegen uns zu kämpfen? Wissen Sie, daß ich Sie als Landesverräther ohne Weiteres erschießen lassen werde, sobald Sie in meine Gefangenschaft gerathen?" fuhr der Marschall jetzt heftig heraus und schlug dabei mit der geballten Faust so mächtig auf den Tisch, daß der Wein aus den Gläsern spritzte.

„Mein Herr" entgegnete ich aufstehend, „bei civilisirten Truppen ist es Sitte, daß die Parlamentairs

stets mit Artigkeit empfangen werden, und ich hoffe auch, daß ich hierauf bei Ihnen bauen darf. Ihr Gefangener bin ich noch nicht, sollte aber Gottes Wille mich jemals in Ihre Gewalt bringen, so darf ich auch dann hoffen, daß Sie mich ebenfalls nach dem Rechte der Kriegsgefangenschaft behandeln werden — sonst würde das Heer, dem ich jetzt angehöre und Lord Wellington, dessen Verbündeter, meine Ermordung zu rächen wissen."

Der Marschall Suchet, der im Grunde ein ehrenwerther Soldat war, sah wohl ein, daß er in seinem Zorne anfänglich etwas zu weit gegangen war, und lenkte nun in ungleich milderem Tone ein:

„Darf ich mir die Frage erlauben, weshalb Sie als geborner Franzose gegen uns fechten und wie lange Sie dies schon thun?"

„Seit ich als Garde du Corps Sr. Majestät des Königs Ludwig XVI. die Ehre hatte, im Herbste 1789 das Schloß in Versailles mit vertheidigen zu helfen, fechte ich schon beständig gegen die Principien der Revolution und werde bis zum letzten Athemzug fortfahren, für die Rechte der Legitimität zu streiten," antwortete ich.

„Teufel, da sind wir ja schon alte Feinde," rief wie unwillkührlich der Marschall Suchet aus.

In demselben Augenblick trat ein Brigade-General,

der mich schon längere Zeit scharf fixirt hatte, zu mir und sagte, mir die Hand reichend: „Wenn ich mich nicht irre, bin ich Ihnen, Herr Marquis, zum größten Dank für die sehr kameradschaftliche Behandlung verpflichtet, die Sie mir angedeihen ließen, da ich 1799 an der Trebbia verwundet in die Gefangenschaft der Soldaten Suworow's fiel, dessen Adjutant Sie damals waren?“

Ich erkannte nun auch den sehr stattlichen Brigade-General, der damals noch ein junger Capitain, mit großem Heldenmuthe gegen uns gefochten hatte, und den ich, als er schwer verwundet daniedersank, sorgsam hatte pflegen lassen.

Der Marschall Suchet war nun wieder sehr artig gegen mich geworden, ich mußte ihm in aller Kürze erzählen, in wie vielen Feldzügen und in welchen Heeren ich schon gekämpft hatte, und als ich mich nach einer Stunde bei ihm verabschiedete, sagte er mit großer Höflichkeit:

„Es ist Schade, mein Herr Marquis, daß Ihre starren Grundsätze es Ihnen nicht gestatten, in unseren Reihen zu fechten — mein großer Kaiser versteht militairische Dienste zu entdecken und auch großartig zu belohnen, und Sie hätten sich bei uns sicherlich schon einen weit höheren Rang als jetzt erworben.“

„Was hülfen mir Ruhm und Rang und alle

äußeren Auszeichnungen der Welt, wenn ich dadurch mit meinem Gewissen zerfallen wäre, und dies würde sogleich geschehen, wenn ich die Fahne der Legitimität nur einen Augenblick verlassen hätte," antwortete ich eben so artig und schied so äußerlich in ganz gutem Einvernehmen von dem gefürchteten Marschall Suchet.

Beim Fortgehen wandte sich der erwähnte Brigade-General noch einmal an mich und meinte: „Das Kriegsglück ist wandelbar, wie Sie selbst als alter Soldat am Besten wissen werden, mein Herr Marquis. Sollten Sie jemals in unsere Gefangenschaft gerathen, so bitte ich dringend, sich meiner zu erinnern; mit allen Kräften werde ich dann, soweit meine Pflicht es erlaubt, die heilige Schuld der Dankbarkeit an Sie abzutragen suchen." Mit einem so herzlichen Händedruck, wie ich ihn noch nie einem Officier Bonaparte's gegeben hatte, trennte ich mich von dem wackern General, wie ich denn überhaupt nicht läugnen kann, daß der Eindruck, den ich von diesem kurzen Besuch im Hauptquartier des Marschalls Suchet mitnahm, im Allgemeinen ein günstiger, meine Erwartungen weit übertreffender war.

Der Marschall Suchet hatte mir noch aufgetragen, dem General Don Juan de Contreras zu melden, daß er von nun an das Bombardement mit voller Kraft anfangen lassen würde, um die Uebergabe von

Tarragona recht bald zu erzwingen und wahrlich, er hielt hierin auch Wort.

An 60 schwere Belagerungsgeschütze sandten jetzt mit geringen Ausnahmen fortwährend ihre Geschosse gegen die Stadt. So gut wir es nur vermochten, antworteten wir mit unseren Geschützen, die von den braven spanischen Artilleristen mit musterhafter Ruhe bedient wurden. Wir verloren sehr viele Leute, und besonders die Zahl der Artilleristen war schon so zusammengeschmolzen, daß Infanteristen mit zur Bedienung der Geschütze genommen werden mußten. Unser braver Commandant war unermüdet thätig, und sein Beispiel, wie auch die Worte der ehrwürdigen Priester und Mönche begeisterten sowohl Bürger wie Soldaten zu dem Entschlusse der äußersten Gegenwehr. Selbst die Frauen theilten alle Gefahren und Schrecknisse dieser Belagerung mit dem aufopferndsten Muthe. Viele von ihnen arbeiteten mit an den Wällen der neuen Batterien, die mitten im heftigsten feindlichen Feuer von uns angelegt wurden und mehr wie eine Tochter Tarragonas ist mit der Schaufel in der Hand oder dem Sandsack auf dem Rücken von einer feindlichen Kugel getroffen worden. Die Pflege der Verwundeten und Kranken, deren Zahl täglich in die Hunderte stieg, wurde unter Beihülfe der Geistlichen fast allein von den Frauen besorgt. Man mußte diese oft noch sehr

zarten jungen Wesen in den blutgetränkten Räumen, wo alle Schrecknisse des Todes auf die grausigste Weise sich zeigten, beständig ihre ungemein schwierigen und widerlichen Dienste der Krankenpflege mit der seltensten Standhaftigkeit erfüllen sehen, um zu erfassen, welchen Grad der Aufopferungsfähigkeit die Vaterlandsliebe und Religion dem besseren Theile des weiblichen Geschlechts einzuflößen vermögen.

Andere Frauen verrichteten selbst Nebenarbeiten an den Geschützen. So entsinne ich mich noch, daß die Braut und die Schwester eines Artillerie-Lieutenants beide sehr beschäftigt waren, Munition für den großen Mörser, den der Officier befehligte, herbeizuschleppen. Mitten in dem feindlichen Feuer, was von allen Seiten sie umtobte, wanderten diese jungen Mädchen — beide dazu mit allen Reizen der Schönheit geschmückt, die Pulverkartuschen in einem Korbe zwischen sich tragend, ihren gefährlichen Weg hin und her. Beide fanden dabei ihren Tod und wurden durch die Explosion eines Pulvermagazins mit in die Luft gesprengt, so daß ihre verstümmelten Leichen kaum wiedergefunden werden konnten. Eine mitleidige französische Kugel zerschmetterte einige Stunden darauf auch den jungen Lieutenant. Mit der echten Standhaftigkeit eines Soldaten hatte er sein Geschütz keinen Augenblick verlassen, als ihm der Tod von Braut und Schwester, die er

aus vollem Herzen liebte, gemeldet wurde. Nur mit der Rechten fuhr er über seine Augen, um die hervorquellenden Thränen abzuwischen, sonst hat er mit fester Stimme die nöthigen Befehle für die Bedienung des Geschützes gegeben, und mit sicherer Hand das Visiren desselben geleitet; als ihn selbst einige Stunden später die tödtliche Kugel traf, ist er mit einem Dankgebet zu Gott, daß dessen Gnade ihn schon so schnell wieder mit seinen vorausgegangenen Lieben vereinigt hätte, in das bessere Jenseits hinübergegangen. Aehnliche Scenen, die mir nur wieder aus dem Gedächtnisse entfallen sind, kamen in den letzten Tagen noch mehrere vor.

Am 20. Juni war in die Mauern der Unterstadt von Tarragona eine solche breite Bresche geschossen, daß starke Sturmcolonnen sie benutzen konnten. Mit altgewohntem Ungestüm unternahmen am Abend um 7 Uhr die Franzosen diesen Sturm. Von 7—8 verschiedenen Regimentern hatte Marschall Suchet die Elitekompagnien zusammenziehen lassen, um aus ihnen 5 Sturmcolonnen zu bilden. Vier Bomben, zu gleicher Secunde von den verschiedenen Belagerungs-Batterien geworfen, gaben das Signal zum Sturm. Neugestärkt durch die Tröstungen unserer Kirche, welche fromme Mönche uns noch in den letzten Augenblicken gespendet hatten, erwarteten wir mit festem Muthe die feindlichen Angriffe. Mein Platz war auf der St.

Domingo-Bastion, wo eine breite Bresche den Sturm der Feinde begünstigte. Bald kam es zum heißen Kampf und meine Catalonier, ungefähr noch 500 Mann zählend, denn ich hatte in den letzten Tagen einige Verstärkungen von Reconvalescenten erhalten, fochten mit standhaftem Muthe. Das Ineinandergreifen der verschiedenen französischen Sturmcolonnen war aber so vortrefflich, und die Elitesoldaten fochten nicht allein so muthig, sondern auch so gewandt, daß sie an allen Punkten zuletzt immer weiter vordrangen. Geschossen wurde in diesem wilden Kampfe zuletzt von beiden Seiten gar nicht mehr und nur Bajonnette, Säbel, oder auch häufig Dolche waren die Werkzeuge, mit denen wir uns in wilder Wuth angriffen. Meine Klinge fand auch jetzt wieder reichliche Arbeit und das Blut rann von ihr, wie von dem Messer eines Schlächters herunter, so viele Hiebe hatte ich damit ausgetheilt. Von meinen 500 Cataloniern waren 160 todt oder schwer verwundet daniedergesunken, als wir endlich den Rückzug hinter die Mauern der Oberstadt von Tarragona, die noch einigen Widerstand gewähren konnten, antreten mußten. Die siegenden Franzosen zündeten noch während der Nacht die meisten Gebäude der eroberten Unterstadt an, nachdem sie solche vorher ausgeplündert hatten. An 6—700 französische Soldaten, fast nur den Elitecompagnien angehörend, waren bei

diesem Sturm gefallen, während wir mindestens die doppelte Zahl verloren hatten. Gut eingeübte und streng disciplinirte Truppen, wie die französischen unter Bonaparte es waren, werden stets ungleich geringere Verluste als undisciplinirte erleiden.

Unsere Lage in der befestigten Oberstadt von Tarragona wurde jetzt von Stunde zu Stunde fast gefährlicher und ein minder energischer Commandant, als unser Don Juan de Contreras es war, hätte die Capitulation unbedingt angenommen. Wiederholt ließ der Marschall Suchet ihm solche anbieten und dabei drohen, daß im Verweigerungsfalle die ganze Garnison zusammengehauen werden solle, mit edler Standhaftigkeit schlug unser Commandant aber stets solchen Antrag aus. Wir hofften noch immer auf eine kräftige Unterstützung von Seiten der englischen Flotte, allein vergebens. Einige englische Kriegsschiffe waren zwar wieder von Cadix gekommen, ankerten in unserer Nähe und schossen sich mitunter mit den französischen Strandbatterien herum, allein ihre Hülfe war viel zu unzureichend, um das Schicksal von Tarragona auch nur einen einzigen Tag zu verzögern. Es mußte dem Marschall Suchet daran liegen, die ganze Festung möglichst bald in seine Gewalt zu bekommen und mit großer Rührigkeit traf er alle nöthigen Anstalten hiezu. In der eroberten Unterstadt waren sogleich neue Breschbat-

terien angelegt, die Tag und Nacht ihre Kugeln auf die dem Untergange geweihte Stadt darniederprasseln ließen.

Mein Dienst war jetzt auf der „St. Pauls-Bastion" und Tag und Nacht kam ich nicht mehr aus den Kleidern. Zwar waren meine Catalonier jetzt kaum noch 250 Mann stark, aber ihre geschwächte Zahl hatte nicht ihren Muth zu verringern vermocht. Kampf bis zum letzten Augenblick war unser Schwur, den wir auch getreulich erfüllt haben.

Am 28. Juni hatten die feindlichen Geschütze, die jetzt aus größter Nähe ihr Feuer auf uns richteten, den Einsturz der Courtine zwischen der St. Pauls- und St. Johannes-Bastion bewirkt, und wir durften den letzten feindlichen Hauptsturm stündlich erwarten. Daß derselbe bei den überlegenen Hülfsmitteln, der großen Geschicklichkeit und dem verwegenen Muthe des Feindes gelingen würde, bezweifelte ich keinen Augenblick, und es galt für uns nur, ehrenvoll zu kämpfen und zu sterben. „Alles verloren, nur die Ehre nicht," dieser höchste Wahlspruch jedes Soldaten mußte auch jetzt der unsere sein. Noch einmal spendete der alte greise Kapuziner-Mönch uns den himmlischen Segen und schwang begeistert sein Crucifix über unsere Häupter, die wir in stummer Andacht zu seinen Füßen nieder-

knieten; dann erwarteten wir in muthiger Stimmung das Schicksal der nächsten Stunden.

Um 5 Uhr Abends des 28. Juni stürmten 16 französische und polnische Elitecompagnien, deren zahlreiche Reserven nachrückten, unter wirbelnden Trommeln und lautem Gerufe auf die Bresche zu. In voller Kraft stießen wir mit ihnen zusammen und die Bresche selbst war der Platz des wüthendsten und blutigsten Gefechtes, dem ich jemals beigewohnt habe. An Pardon-Geben und Fordern dachte Niemand und nur so viele der verhaßten Gegner, wie irgend möglich zu tödten, war das Bestreben Aller. Ich selbst erhielt gleich beim Beginn des Kampfes eine Wunde in den Schenkel durch den Axthieb eines französischen Sappeurs, dem ich dafür meine volle Pistolenladung in den Leib hineinfeuerte, war aber so von Kampfeswuth ergriffen, daß ich diese Wunde nicht weiter beachtete, sondern im Gefecht blieb. Für einen Augenblick war es uns schon gelungen, die Stürmenden von der Bresche wieder herabzuwerfen, aber neue Reserven drängten nach, und gleich einem wildtosenden Strome, der einen engen Felsenriß durchbricht, ergossen sich die dichten Kolonnen der stürmenden Franzosen jetzt durch die Oeffnung der Bresche in die unglückliche Oberstadt.

Meine Catalonier fochten bis zum letzten Augenblick mit standhaftem Muthe, einige spanische Provinzialba-

taillone lösten sich aber nun allmälich auf und flohen in wilder Unordnung dem Meere zu. Mit ungefähr 100 Mann, denn so viele waren von meinem ganzen Bataillone nur noch übrig geblieben, warf ich mich in einen großen Palast der Hauptstraße von Tarragona, um hier den Kampf noch weiter fortzusetzen. Wir verrammelten die Thüre und schossen aus den Fenstern auf die Feinde, welche Alles ohne Unterschied, ob Soldat oder Bürger, Weib oder Kind, was ihnen nur in die Hände fiel, auf den Straßen ermordeten. Die Erbitterung des Sturmes hatte die feindlichen Soldaten förmlich in wilde Bestien verwandelt und jegliches menschliche Gefühl des Erbarmens aus ihrer Brust getrieben, so blutdürstig hausten sie jetzt in den Straßen von Tarragona.

Polen vom 1. Weichselregiment, im Dienste Bonaparte's, erstürmten jetzt das Haus, in das wir uns geworfen hatten. Fast alle unsere Munition war schon verschossen, und so konnten wir den Stürmenden, die Handgranaten zwischen uns warfen, nicht mehr einen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen.

Schon waren wir bis auf den Gang des zweiten Stockwerkes zurückgedrängt und kämpften dort noch mit Handwaffen gegen die Polen fort, als ein Bajonnetstich in die Schulter mich zu Boden warf. Bevor ich mich noch wieder aufraffen konnte, stürzten zwei polnische

Soldaten auf mich zu, ergriffen mich an Schulter und Füßen und schleuderten mich mit rohem Gelächter aus dem zwei Stockwerke hohen Fenster auf den mit Steinquadern gepflasterten Hof des Hauses. Ich hätte unfehlbar den Tod gefunden, wenn Gottes Gnade es nicht gefügt, daß ich auf einige Leichen spanischer Soldaten, die schon auf dem Hofe lagen, gefallen wäre. Hierdurch ward die Gewalt des Falles sehr geschwächt, und wenn auch arg betäubt, so behielt ich doch noch so viel Kraft und Bewußtsein, daß ich in einen mehr geschützten Winkel des Hofes kriechen konnte. Hier blieb ich liegen und verlor auch bald das Bewußtsein, so daß ich nichts von dem verspürte, was weiter um mich vorging.

Die ganze Nacht habe ich in dieser Betäubung so fortgelegen, denn als ich durch einen stechenden Schmerz in meiner verwundeten Schulter wieder aufwachte, schien schon die Morgensonne sehr hell vom wolkenlosen spanischen Himmel. Ein französischer Militairarzt sondirte meine Wunde, was mir den stechenden Schmerz bereitet hatte; einige Soldaten und Officiere, unter denen ich das wohlwollende Gesicht des früher schon erwähnten französischen Brigade-Generals entdeckte, standen um mich herum.

So hatte ich denn doch das schrecklichste Schicksal, was mir nur zu Theil werden konnte, erlitten — ich

war ein Kriegsgefangener der von mir so bitter gehaßten Feinde geworden. In allen Feldzügen, die ich nun schon gegen die Soldaten der Republik und des Usurpators Bonaparte geführt, war dies Loos immer ungleich mehr von mir, wie Tod oder schwere Verwundung gefürchtet worden. Wie viel tiefer ging der innere Schmerz, den ich jetzt empfand, wie der, den alle meine vielen bisherigen Wunden mir schon zugefügt hatten. Doch Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich und gläubige Ergebung in diese ist jedes frommen Christen Pflicht; dies war sogleich der nächste Gedanke, der mich durchzuckte. Eine wunderbare Stärke und Tröstung überkam nun sogleich mein Inneres.

Der Brigade-General, der den Schmerz in meinen Zügen über meine Gefangenschaft bemerkt haben mochte, suchte in ungemein wohlwollender Weise mich darüber zu trösten, indem er mir eine sorgfältige Behandluug meiner Wunden und eine ehrenvolle Gefangenschaft versprach und an den Wechsel des Kriegsglücks erinnerte. Nachdem der Militairarzt meine beiden Wunden, unter denen die von dem Axthieb im Schenkel nicht sehr gefährlich war, verbunden hatte, trugen Soldaten mich auf Befehl des Brigade-Generals in ein altes Kloster vor der Stadt, was man jetzt in ein Militair-Hospital für die verwundeten und gefangenen Spanier umgewandelt hatte. Ich erhielt in einer abgesonderten

Zelle ein ziemlich reinliches Lager, aus Maisstroh und einigen wollenen Decken bestehend und auch die Pflege und ärztliche Behandlung war den Umständen nach nicht schlecht. Die besondere Sorgfalt des Generals für mich machte sich in Allem erkennbar, und ich wurde somit vor meinen sämmtlichen übrigen Leidensgefährten sehr begünstigt. Sonst freilich ging es mir körperlich wie geistig ungemein schlecht und ich mußte viele bittere Stunden erleben. Meine Wunde in der Schulter war sehr schmerzlich, und der Sturz aus dem Fenster hatte dazu meinem ganzen Körper eine sehr gefährliche Erschütterung gegeben. Ueber 8 Wochen lang war ich so krank, daß ich kaum ein Glied rühren und nicht einmal allein essen konnte, und ein gefangener spanischer Soldat, der zu meiner Pflege im Lazareth zurückgeblieben war, mußte mir gleich einem Wickelkinde mit dem Löffel die wenigen Speisen, die ich genoß, in den Mund stopfen. Ich glaubte wirklich nicht, daß ich wieder genesen würde, und hatte meine Rechnung mit dem Irdischen auch vollkommen abgeschlossen. Was konnte mir auch an meiner Wiedergenesung liegen, denn ich war ja ein Gefangener und hatte die Aussicht, vielleicht lange Jahre meines Lebens in französischen Gefängnissen verbringen zu müssen. Leicht möglich, daß Bonaparte mir auch, als einem gebornen Franzosen, der unaufhörlich gegen ihn gekämpft hatte,

den Proceß machen, vor ein Kriegsgericht stellen und mich erschießen ließ, wie er dies in wiederholten Proklamationen allen meinen Schicksalsgenossen angedroht hatte. Der Brigade-General, mein Beschützer, schien große Besorgniß in dieser Hinsicht für mich zu hegen, und empfahl mir dringend, das größte Stillschweigen über meine Herkunft zu beobachten, wie er denn auch Alles anwandte, damit der Marschall Suchet nichts über meine Gefangenschaft erführe. Ich dankte dem braven Manne herzlich für seine Sorgfalt und sagte ihm, daß ich aus freiem Antriebe meine französische Geburt nicht entdecken wolle; würde ich aber officiell danach gefragt, so würde ich gewiß sowohl meinen Namen, wie auch mein Geburtsland, die Bretagne, angeben. Ich hätte noch niemals in meinem Leben gelogen und keine Furcht werde mich jemals dazu bewegen, mein Dasein durch eine solche Lüge zu beflecken.

Der General zuckte schweigend die Achsel, drückte mir bewegt die Hand und verließ die Zelle, ohne je diesen Punkt wieder mit einem Worte zu berühren. Ich will übrigens nicht läugnen, daß in manchen einsamen Stunden der Gedanke, vielleicht auf einer Richtstätte sterben zu müssen, mich doch quälte. Hätte der polnische Soldat einige Zoll tiefer gestoßen und wäre sein Bajonnet mir durch das Herz, statt jetzt durch die

Achsel gegangen, dann wäre mir besser gewesen; gegen diesen etwaigen Tod auf dem Richtplatze hegte ich aber einen innern Schauer. Solcher Kleinmuth verschwand aber bald durch die gewaltige innere Kraft des stillen Gebetes, Ruhe kam wieder über mich und ich beschloß, mit freudigem Muthe zu dulden, was Gott der Herr, in seiner Allweisheit über mich verhängen würde.

Mitte August marschirte mein edelmüthiger Beschützer, der General, mit seiner Brigade von Tarragona fort. Er hinterließ mir beim Scheiden noch 20 Goldstücke, schärfte mir nochmals Vorsicht ein, und empfahl mich dringend einigen anderen höheren Officieren. Ohne die Fürsorge dieses wackeren Mannes den Gottes Gnade mir gesandt, wäre ich entschieden meinen Wunden erlegen; davon bin ich noch heute überzeugt. Leider war es mir in späteren glücklichen Jahren, als das milde Scepter der Bourbons wieder über Frankreich herrschte, nicht vergönnt, die heilige Schuld der Dankbarkeit an diesen braven Mann abzutragen, denn bei Leipzig hatte er bereits den Soldatentod gefunden. Er war zwar ein begeisterter Anhänger Napoleon Bonaparte's, aber dabei ein Ehrenmann durch und durch und ein echt ritterlicher Charakter. Im Jahre 1818 erfuhr ich, daß ein Neffe und Erbe von ihm als Lieutenant in einem französischen Artillerie-Regiment diene. Ich zahlte solchem

nicht allein die mir von seinem Onkel geliehenen 20 Goldstücke mit reichlichen Zinsen zurück, sondern hatte auch Gelegenheit, dem jungen Officier einige andere nicht unwichtige Gefälligkeiten zu erweisen, was ich natürlich mit dem größten Vergnügen that.

Ende September war ich so ziemlich wieder genesen, so daß ich das Lazareth verlassen und mit einem Gefangenen-Transport in die Gefangenschaft nach Frankreich abgeführt werden konnte. Die französische Besatzung von Tarragona hatte in letzter Zeit wiederholt gewechselt und es war mir von einigen Militairärzten und Oberbeamten im Lazareth mehrfach eine sehr grobe Behandlung zu Theil geworden. Besonders ein höherer Intendantur-Beamte, der das Lazareth inspiciren sollte, betrug sich auf das Unverschämteste gegen mich, nannte alle Spanier infame Hallunken, die man aufknüpfen müsse und grollte, daß man mir die Vergünstigung einer eigenen Zelle zugestanden hätte. Ich sagte dem Patron, er sei mir viel zu gemein, als daß ich mich nur in einen Wortstreit mit ihm einlassen möge, und einem solchen Menschen wolle ich auch nicht die allermindeste Gefälligkeit verdanken. In Folge dessen wurde ich meiner eigenen Zelle beraubt und in einen großen Saal zu 40—50 verwundeten oder kranken gefangenen spanischen Soldaten gelegt. Unsere Verpflegung hier war sehr schlecht und ungenügend,

der Schmutz grenzenlos und die Behandlung von Seiten der meisten Aerzte und Krankenwärter ungemein brutal.

Täglich starben mehrere der hier befindlichen Spanier, und die Leichen wurden dann nackt auf einen Wagen geworfen und so nach dem Kirchhof gefahren, und in einer gemeinsamen Grube eingescharrt. Unordnungen und Rohheiten aller Art kamen hierbei vor. So entsinne ich mich noch, daß die Leiche eines Spaniers, der unmittelbar neben mir gestorben war, zwei Tage auf dem Stroh liegen blieb, so daß sie schon in Verwesung überzugehen anfing. Der Aufseher im Saal, den ich um die Fortschaffung derselben ersuchte, meinte lachend, erst müßten noch einige andere Schufte gestorben sein, damit die Leichen zusammen fortgebracht werden könnten, denn um einer einzigen willen lohne es sich nicht der Mühe, den Wagen anspannen zu lassen. Manchmal wurden aber auch kaum Gestorbene, deren Körper noch warm waren, gleich mit auf den Wagen geworfen, so daß gewiß bisweilen nur Scheintodte mitbegraben sind. Meine kräftige Körperbeschaffenheit trug über alle diese zahllosen Leiden und Entbehrungen dennoch den Sieg davon.

Es mußte übrigens entdeckt sein, daß ich ein geborner Franzose sei, denn als ich schon so weit wieder hergestellt war, um mühsam umherwanken zu können,

wurde ich plötzlich von einem französischen Gensd'armen abgeholt und zu einem Gensd'armerie-Major geführt. Dieser, ein äußerst roh und brutal aussehender Mann, behandelte mich gleich sehr grob und ließ mich eine gute Stunde in seinem Bureau stehen, bevor er nur das Wort an mich richtete. Er stellte ein Verhör über Namen und Vaterland mit mir an, und schrie mir gleich am Beginn desselben zu: „Und daß Sie sich nicht unterstehen zu lügen, oder das Donnerwetter soll Ihnen auf den Kopf fahren."

Ich sah den Menschen verächtlich an und sagte ihm, er möge bedenken, daß ich ein kriegsgefangener spanischer Stabsofficier sei und als solcher unter allen Umständen eine artige Behandlung erwarten könne, worauf er irgend eine rohe und verächtliche Bemerkung machte. Es wäre gegen mein inneres Gefühl gewesen, solch einem Manne gegenüber Ausflüchte oder gar Bitten zu gebrauchen und so nannte ich ihm denn im Verhör ohne Weiteres meinen vollen Namen und meinen Geburtsort.

„Aha, also ein Deserteur sind Sie," rief er hämisch lachend aus.

„Kein Deserteur, mein Herr — denn ich habe die Sache, der Sie dienen, stets bekämpft und konnte also nicht von ihr desertiren," antwortete ich ruhig.

„Also einer dieser nichtsnutzigen Emigranten — na

wartet, Euch wird man auch schon den verdienten Lohn durch eine Kugel geben," meinte er hierauf und befahl, daß man mir der größeren Sicherheit wegen die rechte Hand an den linken Fuß mit einer Kette anschließen solle.

Es war dies eine ganz nutzlose Quälerei, denn ich war so schwach, daß ich mich ohnehin kaum noch fortschleppen konnte; allein mein Stolz verbot mir, auch nur ein Wort dagegen einzuwenden. Man schloß mich nun mit einer schweren Kette und sperrte mich in ein elendes, halbdunkles Gefängniß mit einigen Déserteurs und anderen gemeinen Verbrechern zusammen. Halbverfaultes Stroh bildete mein Lager, und schlechte Bohnen mit einer stinkenden Fettbrühe übergossen, nebst Wasser meine einzige Nahrung. Das war freilich keine geeignete Pflege für einen Reconvalescenten und doch hielt mein Körper auch dies neue Ungemach wieder aus.

Mein inbrünstiges Gebet und der Gedanke, daß ich alle diese Leiden als ein Opfer für die Wiederherstellung der legitimen Herrschaft in Frankreich und Spanien erdulden müsse, stärkten mich wunderbar. Die rohen Scherze und die zotigen Lieder meiner Mitgefangenen, die mich oft in meinen stillen Betrachtungen störten, waren mir das Peinlichste in diesem Gefängnisse.

Vierzehn Tage hatte ich ohne irgend ein weiteres

Verhör in dem Gefängnisse gesessen, als man mich herausführte und mir mittheilte, daß ich mit einem Transport spanischer Gefangenen nach Frankreich abgeführt werden solle, um dort mein ferneres Schicksal zu erfahren. Ich war auf Alles gefaßt und so erregte auch diese Nachricht weder Bestürzung noch Freude bei mir.

Hundert französische Infanteristen unter dem Befehl eines Capitains bildeten die Escorte dieses Transports, der aus 180 gefangenen Spaniern und dann aus einer zahlreichen Menge von Invaliden, Militair-Beamten aller Art und einigen Frauen und Kindern der französischen Besatzung von Tarragona bestand. Ein glücklicher Zufall wollte, daß ein französischer Genie-Oberst, der mich als Parlamentär beim Marschall Suchet gesehen hatte, eben vorüber ging, als ich mit meinen Ketten auf der Straße stand. Erstaunt kam er auf mich zu, und frug nach der Ursache solcher schmählichen Behandlung, die ich ihm denn auch wahrheitsgemäß mittheilte. Er nannte es eine Infamie, daß man mich so behandelt hatte, und lief sogleich zum kommandirenden General, um eine Anzeige hiervon zu machen. Alsbald kam auch ein Adjutant desselben mit dem Befehl, daß man mir sogleich die Ketten abnehmen und ganz wie einen gefangenen spanischen Stabsofficier, was ich ja auch in der That war, behandeln solle.

Zahlreiche Officiere aller Grade besuchten mich sogleich und drückten mir ihren Unwillen über die rohe Behandlung, die ich hatte erdulden müssen, mit soldatischem Freimuth aus.

Bei dieser Gelegenheit will ich überhaupt erwähnen, daß trotz der eingesogenen revolutionairen Grundsätze, und der ungerechten Sache, für die sie fochten, unter den Officieren und Soldaten der Heere Bonaparte's, die wirklich mit den Waffen in der Hand vor dem Feinde dienten, häufig noch immer eine gewisse Ritterlichkeit gefunden werden konnte. Es war wirklich, als ob das Gefühl, daß sie wahrhafte Soldaten wären, auch die besseren Eigenschaften ihrer Seele erweckt und gekräftigt hätte. Besonders unter den alten Capitains und Corporalen der Armee Bonaparte's gab es prächtige Menschen, voll der tiefsten Religiosität und echtesten Ritterlichkeit, wenn auch häufig ihre äußeren Formen nicht immer die elegantesten waren. Desto gemeineres Gesindel fand man aber nur zu oft unter den Verpflegungsbeamten, den Militairärzten, Gensd'armerie-Officieren; kurz unter allen den zahlreichen Personen jedes Ranges, die zu einer Armee gehören, ohne wirklich zum eigentlichen Kampf selbst verwandt zu werden. Rohheit, Habsucht, gemeine Intriguen aller Art, waren bei diesen Menschen nur zu oft mit Irreligiösität und widerlichem Prahlen von Freigeisterei und demokrati-

schen Schwindeleien verbunden, obgleich sie sich in Wirklichkeit dabei meist als die brutalsten Vorgesetzten ihrer unglücklichen Untergebenen, und die schamlosesten Plünderer der von ihnen besetzten Gegenden zeigten.

Am 11. October trat der Transport seinen Marsch von Tarragona nach Frankreich an. Da ich viel zu schwach war, um zu Fuß marschiren zu können, so hatte der alte Capitain mir einen Sitz auf einem leeren Munitionswagen, den ich mit einem kranken französischen Verpflegungsbeamten theilen mußte, bereiten lassen. Viel Bequemlichkeiten gewährte solcher freilich nicht, doch mußte ich den guten Willen unseres Capitains dankbar anerkennen. Es war dies überhaupt ein alter braver Haudegen, der sich als Corporal in Aegypten die Officierepauletts verdient hatte, und mit dem ich, trotz der großen Verschiedenheit unserer politischen Ansichten, oft und gern ein Stündlein auf dem nur sehr langsamen Marsch verplauderte. Ganz abweichend von der sonst bei den französischen Truppen herrschenden Sorglosigkeit im Sicherheitsdienst, marschirte unser Capitain sehr vorsichtig mit Spitze und Seitenpatrouillen und versäumte nichts, um uns vor den zahlreich umherschweifenden Guerilla-Banden zu sichern. Daß ich selbst zwar noch mitunter die Hoffnung hegte, eine starke Guerilla-Bande möge den Transport überfallen

und mich so aus der Gefangenschaft befreien, war natürlich.

Mehrere Tage war unser Marsch schon ohne ernstliche Störung vor sich gegangen und wir näherten uns bereits immer mehr der französischen Grenze, als endlich das Ereigniß, was ich gehofft und der Capitain gefürchtet hatte, eintrat. In einer dunklen Nacht, wo wir in einem kleinen Catalonischen Städtchen, dessen Name mir wieder entfallen ist, Rast gemacht hatten, überfiel uns der bekannte spanische Guerilla-Führer Empezinado. Wie der Ueberfall eigentlich eingeleitet wurde, habe ich nie recht erfahren können, doch glaube ich, daß eine Beihülfe der Einwohner des Städtchens dabei stattfand, denn sonst wäre die Wachsamkeit der Franzosen nicht so schnell überrumpelt worden. Ich lag gerade im festen Schlaf auf meiner Strohschütte in einem großen Stall, als plötzlich ein wildes Kampfgeschrei, untermischt mit einzelnen Schüssen und Schmerzensrufen, mich erweckte. Daß ein unerwarteter Ueberfall der spanischen Guerillas stattfand, merkte ich sogleich und eine lebhafte Freude über eine mögliche Befreiung erfüllte mich. An dem Kampfe selbst konnte ich nicht theilnehmen, denn theils fehlte es mir an Waffen, theils besaß ich aber noch nicht wieder Körperkräfte genug, um solche mit dem gehörigen Nachdruck führen zu können. Ich überlegte schnell, daß es unter allen Umständen

das Beste für mich sein würde, wenn ich mich zu verbergen suche, bis das Gefecht beendet sei und schlüpfte daher, von der großen Verwirrung, die überall herrschte und dem nächtlichen Dunkel begünstigt, auf dem Hofe unter einen großen umgestürzten Karren. Es war mir zwar peinlich, einen Kampf aus einem Verstecke beobachten zu müssen, ohne selbst dabei helfen zu können. Doch ging dies jetzt nicht anders an. Die Franzosen sammelten sich mit großer Schnelligkeit und Umsicht, und es gelang der Energie und Geschicklichkeit des alten Capitains, 70—80 bewaffnete Soldaten, zu denen sich noch einzelne Beamte und Reconvalescenten flüchteten, auf das freie Feld zu führen und dort ein Quarree aufstellen zu lassen. Die spanischen Guerillas, ungefähr 170 Mann stark, versuchten zwar einigemale dies Quarree anzugreifen, empfingen aber dann ein so ruhiges und wohlgezieltes Feuer, daß sie bald von allen weiteren Versuchen abstanden.

Unter lautem Trommelschall setzte bei aufgehender Sonne der alte Capitain mit seinen geretteten Leuten unbelästigt den Weitermarsch fort. Alle Wagen, Versprengte, Gefangene, mehrere Beamte, kurz Alles, was im Orte selbst war, fiel aber in die Gewalt der siegenden Guerillas. Mit den Franzosen machten diese in ihrem wilden Grimme keine weiteren Umstände, sondern tödteten ohne Erbarmen alle Männer, die in ihre

Hände fielen, wie dies überhaupt Sitte bei der Bande des grausamen Empezinado war.

Ich kam nun aus meinem Versteck hervor und stellte mich diesem bekannten Bandenführer vor. Er schien überrascht von meiner Erscheinung zu sein und ich glaube, eine andere Beute wäre ihm eigentlich lieber gewesen. Da ich aber noch Ueberreste meiner Stabsofficier-Uniform vom spanischen Generalstabe trug, einige Guerillas mich auch noch von Tarragona her persönlich kannten und für meine Person bürgen konnten, so nahm Empezinado mich ziemlich freundlich auf und äußerte seine Zufriedenheit mit meiner Rettung.

Ein längerer Aufenthalt im Städtchen war unthunlich, da leicht verstärkte französische Colonnen hier eintreffen konnten, und so brachen wir denn mit aufgehender Sonne wieder in die höheren Gebirge auf. Bevor dies aber geschah, fiel ich vor einem Marienbilde auf die Knie und dankte Gott für die Rettung, die seine Gnade mir auch jetzt wieder hatte angedeihen lassen.

Da ich noch zu schwach war, um den Eilmarsch in die höheren Gebirge zu Fuß machen zu können, so wurde ich auf einen erbeuteten Maulesel gesetzt, während die anderen Thiere die ebenfalls erbeuteten Sachen tragen mußten. In einem einsamen Gebirgsdorfe,

was nur auf sehr steilen Wegen zu erreichen war, nahm Empezinado vorerst sein Hauptquartier, um von hier aus mit seiner Bande sich zu neuen Streifzügen zu rüsten. Wilde verwegene Kerle, größtentheils frühere Schmuggler, hatte dieser gefürchtete Guerilla-Führer unter seinem Befehle. Keine Strapaze konnte sie ermüden, keine Gefahr von ihren Unternehmungen abschrecken, aber auch kein Mitleiden sie von den größten Grausamkeiten zurückhalten. Diese catalonischen Guerillas waren jedenfalls muthigere und ausdauerndere Soldaten, wie die andalusischen, die mich im Frühling 1810 von Cadix nach Ciudad-Rodrigo geleitet hatten, dabei aber auch ungleich roher in ihren Sitten und minder fröhlich und angenehm in ihrem Benehmen gegen mich. Besonders Empezinado selbst war ein gar mürrischer, wortkarger Geselle, mit dem ich niemals mehr gesprochen habe, wie gerade unumgänglich nothwendig war. Ein großer Unterschied zwischen einem Räuberhaufen und dieser Guerilla-Bande fand gerade nicht statt, und ich glaube auch, daß Raubsucht die meisten der Kerle ebenso sehr zum Kampf bewog, wie besondere Anhänglichkeit an das legitime Königshaus Spaniens. Daß mehrere früher verurtheilte Mörder und Räuber sich unter dem wilden Haufen befanden, war notorisch und erregte auch weiter keinen Anstoß. Ich selbst hatte übrigens niemals Grund zu einer Klage, daß irgend

ein Guerilla sich im Mindesten unehrerbietig gegen mich benommen hätte. Es war ihnen bekannt, daß ich bei der Vertheidigung von Tarragona nach besten Kräften mitgewirkt hatte, und dies verschaffte mir ein gewisses Ansehen bei allen diesen wilden Gesellen, so daß, wie ich glaube, Empezinado zuletzt sogar etwas eifersüchtig auf mich ward. An eigentlichen Streifzügen dieser Bande habe ich übrigens niemals theilgenommen, da meine Gesundheit noch zu leidend war, als daß ich schon jetzt wieder hätte bedeutende Strapazen ertragen können. Ich wohnte bei dem alten Pfarrer des Dorfes, und suchte mich durch Ruhe und möglichst kräftige Nahrung, so gut solche in dem abgelegenen, ärmlichen Dorfe eben zu haben war, wieder zu erholen. Mein Körper war jetzt wirklich von all den vielen Wunden, die ich schon erhalten hatte, arg mitgenommen, und ich fühlte, daß ich die volle Kraft und Gewandtheit, die ich früher in so hohem Grade besessen hatte, wohl niemals wieder ganz erhalten würde. Gar manche traurige Stunde machte mir oft diese Wahrnehmung. —

Eine echt charakteristische Erscheinung hier im Dorfe war Mercedes, die schöne 20jährige Nichte des alten Pfarrers, bei dem ich wohnte. Sie war eine außerordentliche Schönheit von junonischem Wuchse und einem dunklen Augenpaar, in dem ein glühendes Feuer loderte. Grenzenloser Haß gegen die Franzosen erfüllte

ihr Herz, und es war im ganzen Dorfe bekannt, daß Donna Mercedes mindestens schon 20 Feinde eigenhändig getödtet habe. Sie begleitete den Empezinado oft auf seinen Streifzügen und zeigte sich dann ebenso muthig und gewandt im Kampfe selbst, wie grausam bei der Ermordung der wehrlosen Gefangenen, die sie mit wilder Lust oft eigenhändig zusammenschoß. So sehr ich auch Vaterlandsliebe und begeisterte Aufopferung für irgend einen höheren Zweck des Lebens bei allen Frauen schätze und ehre, so muß doch milder Sinn und edle Weiblichkeit damit verbunden sein, und jedes blutdürstige Wesen berührt mich in einem weiblichen Herzen doppelt unangenehm. So flößte mir denn auch diese schöne Mercedes mehr Ab- als Zuneigung für sie ein und ich ging ihr eher aus dem Wege, als daß ich sie je aufsuchte. Das weibliche Herz in allen seinen geheimsten Tiefen ist stets ein unauflösbares Räthsel gewesen und wird dies auch immer bleiben, und so entflammte gerade meine Zurückhaltung gegen sie Mercedes zu einer wilden Leidenschaft für mich. Eines Morgens trat sie ganz unerwartet in meine Stube, umschlang mich mit ihren vollen weißen Armen, wollte glühende Küsse auf meine Lippen drücken und gestand mir mit vor Leidenschaft bebender Stimme, daß sie mich bis zum Wahnsinn liebe und meine Gegenliebe wieder erringen müsse, wenn sie glücklich sein

solle. Ich muß gestehen, daß diese plötzliche Liebeserklärung des schönen 20jährigen Mädchens gegen mich, den 42jährigen, von vielfachen Narben entstellten und durch stete Strapazen hart mitgenommenen Mann, mir eben so unerklärlich, wie aber auch unangenehm war. Eine flüchtige Liebelei hier anzufangen, ging gegen meine Grundsätze und der ganze Charakter der Mercedes hätte hierzu auch nicht gepaßt; zu einer ernsthaften Verbindung fühlte ich aber auch nicht die allermindeste Neigung, selbst wenn unsere beiderseitigen Verhältnisse eine solche gestattet hätten. Ich war wirklich in der peinlichsten Verlegenheit, was ich beginnen sollte, denn ich wollte das liebende Mädchen gern möglichst schonen und doch auch wieder von der Wahrhaftigkeit, die ich mein ganzes Leben hindurch befolgt hatte, nicht abweichen.

So sagte ich ihr denn, daß ich unter jetzigen Verhältnissen an keine Verbindung mit einem Mädchen denken würde, und dies erst dann geschehen könne, wenn mein legitimes Fürstenhaus wieder den Thron Frankreichs bestiegen hätte, wozu jetzt noch leider wenig Aussicht vorhanden sei. Ob ich dann aber noch eine Liebe fühlen könne und werde, sei sehr zweifelhaft. Es erfolgten nun noch mehrere ungemein heftige Ausbrüche von Seiten der leidenschaftlich bewegten Spanierin, die mir manche peinliche Stunden bereiteten.

Ich sah ein, daß eine heimliche schleunige Entfernung aus dem Dorfe das Beste für uns Beide sein würde, und bat daher Empezinado, mich durch einige sichere Leute nach Las-Medas, einem kleinen befestigten Hafenstädtchen, was jetzt im Besitz der Spanier war, geleiten zu lassen. Empezinado ging gern auf mein Ersuchen ein, und Anfangs December verließ ich in einer dunklen Regennacht heimlich das gastfreie Haus des alten Pfarrers, um von 10 gewandten und muthigen Guerillas geleitet, nach Las-Medas zu wandern. Nach einigen beschwerlichen Nachtmärschen kamen wir auch glücklich hier an, ich ruhte mich etwas aus, und segelte dann auf einem englischen Schiffe wieder nach Cadix, um mich erst gründlich heilen zu lassen, und dann aufs Neue am Kampfe wieder theilzunehmen. Ohne weitere Begebenheiten langte ich am 22. December 1811 glücklich in Cadix an, und hatte hier die Freude, meinen Diener, mein Pferd und meine übrigen Habseligkeiten, die ich im Mai nicht mit nach Tarragona genommen hatte, in gutem Zustande zu finden.

Viertes Capitel.

Erstürmung von Badajoz. Siegreiche Schlacht bei den Arapiles. Einzug in Madrid. Beaufsichtigung der Lazarethe für die Gefangenen. Häufige Desertionsfälle von den beiderseitigen Heeren. Gefechte. Eindruck der Nachricht von dem Beginn des Krieges in Deutschland. Entmuthigung des französischen Heeres und fortwährender Rückzug desselben. Marschall Soult übernimmt wieder den Oberbefehl über die Franzosen. Günstiger Einfluß desselben. Fortgesetzte 5tägige Gefechte unweit Pamplona. Erstürmung von St. Sebastian durch die Engländer. Rohheiten derselben. Kriegserklärung von Oesterreich an Bonaparte.

Meine Schulterwunde hatte sich leider wieder verschlimmert, und ich mußte noch eine abermalige schmerzhafte Operation, die mich einige Monate an das Krankenzimmer fesselte, aushalten. Erst in der Mitte

des Monats März 1812 war ich so weit wieder hergestellt, daß ich die Strapazen des Krieges von Neuem ertragen und mich der Regentschaft zur Verfügung stellen konnte. Ich war des langen Krankseins herzlich überdrüssig geworden und sehnte mich sehr nach Thätigkeit und Kampf. Der Krieg in Spanien bot dazu für unsere Waffen jetzt eine ungleich günstigere Aussicht zu glücklichen Erfolgen, wie früher. Bonaparte, der von seinem grenzenlosen Ehrgeiz stets zu neuen Eroberungen angespornt wurde, hatte den widersinnigen Zug nach Rußland, der den Anfang seines endlichen Sturzes bildete, bereits unternommen und zu diesem Zwecke viele der besten Generale, wie Elitesoldaten aus Spanien zu dem neuen Heere befehligt. Die französischen Armeen in Spanien waren numerisch und mehr noch moralisch ungemein geschwächt und führten den Kampf lange nicht mehr mit der gleichen kühnen Energie, wie dies in den früheren Jahren geschah. Auch daß der Marschall Massena, der energischste der Generale Bonaparte's, bei seinem ungerechten Gebieter in Ungnade gefallen und abberufen war, konnte für die spanische Sache nur von dem allergrößten Nutzen sein. Der jetzige Obergeneral, Marschall Soult, machte Wellington die Siegeslorbeeren lange nicht so streitig, wie der alte Massena dies unzweifelhaft gethan hätte. Die französische Armee ging aus der

bisherigen kühnen Offensive in eine immer mehr geschwächte Defensive über, die für ihr ganzes Wesen nicht recht paßte und den Engländern ihre Siege ungemein erleichterte.

Hatte ich zuletzt dem Kampfe in einer belagerten Festung beigewohnt, so sollte ich jetzt bei der Erstürmung einer solchen, wenn freilich auch nur in geringem Grade, mit thätig sein. Die wichtige spanische Festung Badajoz wurde von Wellington hart bedrängt und die Regentschaft in Cadix sandte mich in dessen Hauptquartier. Am 2. April langte ich glücklich bei den englischen Truppen vor Badajoz an und war ein Augenzeuge der in der Nacht vom 6. auf den 7. April erfolgenden Erstürmung.

Die Feinde vertheidigten die Festung, deren Mauern schon mehrere sehr weite Breschen zeigten, anfänglich mit eben so großer Tapferkeit wie Geschicklichkeit und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Wellington gezwungen gewesen, den Sturm aufzugeben. Obgleich ich persönlich mich bei dem Kampfe gar nicht zu betheiligen nöthig gehabt hätte, so trieb es mich doch, die Sturmkolonne des 48. englischen Regiments, welche der mir persönlich näher bekannte Major Wilson befehligte, als Volontair zu begleiten. Ich wollte gern selbst die Einnahme von Tarragona an den Feinden rächen helfen.

Gegen 10 Uhr Abends begann der Sturm und wir hatten anfänglich mit sehr vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen und verloren einen bedeutenden Theil unserer Leute. Die englischen Soldaten, welche zuvor eine reichliche Mahlzeit und eine Extra-Portion Rum erhalten hatten, kämpften wie immer mit ungleich größerem Muthe als Geschicklichkeit. Gegen uns fochten viele deutsche Truppen im Dienste Bonaparte's (irre ich nicht, waren es Hessen), und ich muß diesen braven Soldaten das unparteiische Zeugniß geben, daß sie sich eben so muthig, wie ausdauernd zeigten. Ich selbst mußte mich sehr gegen die kräftigen Kolbenschläge einiger deutschen Soldaten vertheidigen und das kurze breite Schwert, was ich führte, tüchtig gebrauchen. Anfänglich wurden wir zwar zurückgedrängt, faßten aber bald wieder festen Fuß und drangen nun immer weiter vor, während neue englische Reserven uns nachrückten. Der französische General, der in Badajoz befehligte, vorlor allmälig die Zuversicht und seine Vertheidigung ward immer matter, während Wellington mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit immer bessere Anstalten treffen ließ. So marschirten wir denn endlich bis auf den Platz vor dem Schlosse von Badajoz und somit war diese Festung in unserer Gewalt. Am Frühmorgen capitulirte auch der Theil der feindlichen Besatzung, der sich noch in die

verschiedenen Forts zurückgezogen hatte, da eine fortgesetzte Vertheidigung derselben nur nutzlos gewesen wäre. Wie es bei der Erstürmung von Festungen immer zu geschehen pflegt, so geschahen auch während dieser Nacht von den siegreichen englischen Truppen eine Menge Unordnungen und Rohheiten in der eroberten Stadt. Die meisten englischen Soldaten hatten die Weinvorräthe, die sie fanden, ausgetrunken, tobten nun betrunken in den Straßen und Häusern umher und verübten gleiche Rohheiten, wie dies die Franzosen nach der Erstürmung von Tarragona in so abscheulicher Weise gethan hatten. Es hielt für die wenigen Officiere wirklich ungemein schwer, diesen Schändlichkeiten sogleich einen kräftigen Einhalt zu thun. Ich selbst hörte aus einem Hause eine Frauenstimme in französischer Sprache kläglich um Hülfe schreien, während rohes Gelächter und englische Flüche dazwischen ertönten. Sogleich stürzte ich in dies Haus und sah in einem Zimmer eine junge Frau mit zerrissenen leichten Kleidern, die von drei total betrunkenen englischen Soldaten zu Boden gerissen war, um entehrt zu werden. Ich befahl den Kerlen nun sogleich in englischer Sprache, sich augenblicklich aus dem Zimmer zu entfernen, wurde aber von ihnen, die eine spanische Generalstabs-Uniform nicht anerkennen wollten, nur verhöhnt. Wüthend vor Zorn zog ich sogleich den Säbel und hieb den Kerlen

mit der flachen Klinge so kräftig über ihre bloßen Köpfe, daß zwei besinnungslos hintaumelten, der dritte aber aus dem Fenster sprang. Ich rief nun eine portugiesische Patrouille an, die eben die Straße heraufkam und ließ die beiden Engländer arretiren und fortschleppen. Sie kamen am andern Tage schon vor ein Kriegsgericht und Jeder erhielt hundert Peitschenhiebe auf den bloßen Rücken, so daß das Fleisch in Fetzen herabging. Mit großer Standhaftigkeit ertrugen sie diese Strafe und weigerten sich beharrlich, ihren dritten entsprungenen Kameraden anzuzeigen. Ich will nicht leugnen, daß eine so große Standhaftigkeit mir eine gewisse Hochachtung für diese sonst so rohen Kerle einflößte. Kaum hatten die Beiden ihre Peitschenhiebe erhalten und sollten abgeführt werden, als plötzlich ein englischer Soldat, der bis dahin ein ruhiger Zuschauer der Execution gewesen war, hervortrat und rief: „Es war recht von Euch, Toms und Williams, daß Ihr mich nicht verrathen habt. Ihr sollt aber nicht glauben, daß ich mich vor einer gleichen Strafe fürchte, wie Ihr sie bekommen habt," und nun ging er zu dem Stabsofficier, der die ganze Execution commandirte, salutirte ehrerbietig und sagte: „Ew. Ehren, ich bin der Dritte, der gestern in der Betrunkenheit den dummen Streich mit dem französischen Frauenzimmer machen wollte. Ich bitte um gleiche Strafe, wie meine andern

beiden Kameraden sie soeben erhalten haben.“ Diese gerechte Bitte wurde gewährt und der Engländer empfing sogleich seine hundert Peitschenhiebe, so daß das Blut von dem zersetzten Rücken umherspritzte, ohne auch nur einen Schmerzensruf dabei auszustoßen. Es war doch ein tüchtiger Kerl.

Die Dame, die ich vor dieser empörenden Mißhandlung gerettet hatte, war die Gattin eines französischen Artillerie-Majors. Ich nahm mich ihrer ferner noch nach besten Kräften an und verschaffte ihr auch Geldmittel und Gelegenheit, um nach Frankreich zurückzukehren. Im Jahr 1826, wo ich zufällig einige Wochen in Paris verweilte, traf ich sie daselbst als eine sehr reiche und elegante Dame, die einen bekannten Salon hielt, wieder. Die liberalen Schwindler und phrasenhaften Schöngeister, wie ein Benjamin Constant und Lamartine, trieben in diesem Salon aber ihr Unwesen und so war dies kein passender Ort für einen alten Legitimisten. Ich schlug daher alle weiteren Einladungen, sie zu besuchen, aus und hörte auch bald nichts weiter von ihr, da ich in ganz anderen Kreisen verkehrte.

Nach der Einnahme von Badajoz blieb ich ferner bei den englischen Truppen und wurde zu verschiedenen Geschäften und Unternehmungen mit benutzt, ohne dabei ein eigenes bestimmtes Commando zu haben. Auch

nach Cadix mußte ich noch einigemal zurückkehren und daselbst zwei Monate für einen erkrankten Genie-Oberst die Leitung der Befestigungsarbeiten den französischen Batterien von Matagorda gegenüber übernehmen. Ich war aber froh, als ich von diesem Posten wieder abgelöst wurde, denn ich fühlte selbst nur zu sehr, daß mir die nöthigen gründlichen Kenntnisse im Geniewesen fehlten, um diesem Auftrage für die Länge mit Ehren genügen zu können. Ich war nur ein roher Practiker und daher hätte ich wohl unwissenden Spaniern, nicht aber dem theoretisch wie practisch so hochstehenden französischen Genie- und Artilleriecorps gegenüber meinen Posten ausfüllen können.

Von den vielen größeren und kleineren Gefechten, die ich im englisch-spanischen Heere in nächster Zeit mitkämpfte, war eins der blutigsten und bedeutendsten, das am 22. Juni bei den Arapiles, nicht sehr weit von Salamanca. Von diesem Tage an ging Wellington immer mehr zur Offensive über, während die Franzosen sich im Wesentlichen auf die Defensive beschränken mußten. Letztere fochten nur noch für ihre Waffenehre, denn daß sie im Stande sein würden, Spanien noch auf die Länge zu behaupten, glaubte selbst im ganzen französischen Hauptquartier so leicht kein urtheilsfähiger Officier mehr.

Dieser Sieg bei den Arapiles wurde Wellington übrigens sehr durch die vielen Fehler des französischen Marschalls Marmont, der gegen uns befehligte, erleichtert. Ich selbst war an diesem Tage größtentheils in der Nähe der englischen Garden, die im Mittelpunkt unserer Schlachtordnung standen, wurde jedoch auch mit Befehlen zu dem spanischen General España, der eine Reserve-Division befehligte, gesandt. Beide Heere fochten an diesem Tage gut, und an mehreren Stellen kam es zu sehr hartnäckigen und blutigen Kämpfen, bis die Franzosen das Feld räumten. Besonders der rechte französische Flügel stand sehr fest und manövrirte auch mit vieler Geschicklichkeit. Von der englischen und deutschen Cavallerie Wellington's sah ich an diesem Tage mehrere brillante Reiterattaquen ausführen, an denen ich sehr gern theilgenommen hätte, wenn mich nicht meine anderweitigen Pflichten daran verhindert. Kräftiger war wohl der Stoß der englischen Reiterei, geschickter ausgeführt hingegen entschieden der der deutschen. Die deutschen Reiter hieben gewandter ein und hatten ihre Pferde auch mehr in der Gewalt wie die englischen. Auch im französischen Heere fochten uns gegenüber mehrere deutsche Rheinbundstruppen, die sich sehr tüchtig benahmen. Nur ein schlechter Hang zu vielem Trinken war bei ihnen sehr eingerissen, sonst konnten diese Rheinbündler es in ihrer militairischen

Tüchtigkeit vollkommen mit den französischen National-truppen aufnehmen. Auch schweizerische, irländische und spanische Bataillone hatten die Feinde jetzt mehrere in ihrem Heere, und da bei uns ebenfalls viele Deutsche, Schweizer und Wallonen kämpften, so standen sich in diesen spanischen Feldzügen sehr häufig Landsleute gegenüber. Es kamen mitunter sehr tragische, aber auch wieder komische Erkennungsscenen oft mitten im heftigsten Kampfe vor, und häufig verkehrten die Vorposten ganz gemüthlich mit einander und tranken sich den Wein aus ihren Weinschläuchen zu. Besonders von den Deutschen sah ich dergleichen Scenen mehrfach, und ich erinnere mich noch, daß ich in einer Nacht einmal auf eine Feldwache der braunschweigischen schwarzen Husaren, die in unserem Heere dienten, zugeritten kam und schon von Weitem ein lautes Jubeln und Singen hörte. Auf der Feldwache sah ich 12—16 Husaren mit ebenso vielen westphälischen Chevauxlegers vom Heere Bonaparte's bunt durcheinander um ein großes Weinfaß sitzen, dem alle schon gehörig zugesprochen zu haben schienen. Sie waren die besten Freunde, lachten, sangen und tranken Brüderschaft miteinander, und erzählten mir auch, daß sie alle insgesammt geborene Braunschweiger wären. Heute wollten sie lustig sein, morgen aber wieder tüchtig auf einander, wie es ihre Soldatenpflicht sei, einhauen. Auch die beiderseitigen

Officiere dieser Abtheilungen waren theilweise ehemalige Jugendfreunde. Aehnliche Scenen kamen häufig vor.

Durch dieses bunte Ineinandergemenge der verschiedensten Volksstämme in den beiden Heeren kamen übrigens so häufige Desertionen vor, wie ich solche früher in keinem Kriege gesehen hatte. Von dem englischen Heere desertirten besonders viele Irländer zu den Franzosen, so daß diese eigene irländische Bataillone errichten konnten, dann auch manche Deutsche, Wallonen, Italiener und Schweizer, seltener Portugiesen, am seltensten Spanier und Hochschotten. Von den Truppen Bonaparte's kamen manche Deutsche, Wallonen, Schweizer und Polen, sehr viele Spanier und Portugiesen, aber ungemein wenige Nationalfranzosen zu uns. Besonders in dem Feldzuge von 1813 geschahen die Desertionen im Heere Bonaparte's massenhaft, und Hunderte von Deutschen, Spaniern und Wallonen flüchteten zu uns, während von unserer Seite die Desertionen immer mehr abnahmen, je mehr der Siegesstern Bonaparte's zu erbleichen anfing. Selbst Officiere desertirten gar nicht so sehr selten herüber und hinüber, doch muß ich bekennen, daß ich solchen spanischen, italienischen, deutschen und wallonischen Officieren, die zu uns desertirten, niemals wahre Hochachtung schenken konnte und ihnen so viel nur möglich aus dem Wege ging. Mag ein Soldat nun eine Ueber-

zeugung haben, welche er immerhin will, so lange der Krieg selbst dauert, muß er der Fahne, der er einmal den Eid geschworen hat, auch treu bleiben; dies erfordert — wenigstens nach meinen Begriffen, seine Ehre. Und nun gar ein desertirter Officier. Pfui!

Nach gewohnter Weise benutzte Wellington seinen erfochtenen Sieg bei den Arapiles wieder nicht mit der gehörigen Energie, blieb ruhig stehen und ließ die flüchtigen Feinde abziehen. Nur die deutschen Reiterregimenter, die thätigsten des ganzen Heeres, verfolgten mit dem gehörigen Nachdruck und ich schloß mich ihnen als Volontair mit an. Wir holten auch noch französische Infanterie der Division Foy am andern Tage ein, und obgleich diese sich vortrefflich vertheidigte, hieben wir doch einige hundert Mann zusammen und nahmen noch mehr gefangen. Der französische General Foy manövrirte bei dieser Gelegenheit mit seltener Geschicklichkeit, und ich habe nie begreifen können, daß ein so tüchtiger Soldat, wie er war, in späteren Jahren ein so liberaler Phrasenmacher in der Deputirtenkammer werden konnte.

Am 12. August hielt Wellington seinen glorreichen Einzug in das von dem Usurpator Joseph Bonaparte, dem schwachen Abbilde seines Bruders Napoleon Bonaparte, geräumte Madrid. Es war dies auch für mich ein sehr freudiger Tag, der die vielen

Strapazen und Schmerzen, die ich nun auch schon wieder in Spanien hatte erdulden müssen, reichlich ersetzte. Immer mehr befestigte sich jetzt die Hoffnung in mir, daß die Bonaparte'sche Usurpation in meinem armen Vaterlande Frankreich nunmehr die längste Zeit gewährt hätte, und auch noch das Glück erleben würde, Paris seinem rechtmäßigen Herrscher zurückgegeben zu sehen, eben so wie dies jetzt mit Madrid geschah.

Madrid selbst sah an diesem Tage sehr leblos aus, da manche Familien desselben, welche aus Charakterlosigkeit zu der Partei Joseph Bonaparte's gehört hatten, bei unserem Einmarsch geflohen waren. Auch hier, wie in allen Ländern der Welt, zeigte es sich, daß die großen glänzenden Residenzstädte auch stets die meisten gesinnungslosen, jedem System, was ihnen nur persönlichen Vortheil bringt, folgenden Bewohner besitzen. Nirgends in ganz Spanien hatte Joseph Bonaparte so viele Anhänger gehabt, wie gerade in Madrid, obgleich diese alte Residenzstadt doch die größte Verpflichtung hätte haben sollen, ihrer legitimen Herrscherfamilie die unverbrüchlichste Treue zu leisten. Waren übrigens die Straßen im Allgemeinen nur leblos, so äußerten die zurückgebliebenen Einwohner ihren Enthusiasmus über unseren Einmarsch desto mehr und die ganze Lebendigkeit des Südens zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Ich selbst hatte das Vergnügen, bei einer

echt legitimistisch gesinnten Familie einquartirt zu werden, und es war wirklich rührend, was diese guten Leute Alles thaten, um mir ihre ungeheuchelte Freude über die Verjagung des ihnen aufgedrungenen Usurpators zu bezeigen. Es herrschte in dieser ganzen Familie, aus Vater, Mutter und zwei jungen sehr hübschen Töchtern bestehend, überhaupt eine Religiosität, ein so durch und durch sittliches Benehmen und dabei eine so höfliche und angenehme Umgangsform, wie ich solche nirgends in höherem Grade gefunden habe. Ich fühlte mich bald ungemein heimisch im Kreise derselben und verbrachte alle meine freien Stunden, die mir der Dienst übrig ließ, fast ausschließlich in der zwar ungemein einfachen, aber auch sehr reinlichen großen Familienstube. Dabei war das Haupt dieser Familie nur von geringem Stande und ernährte sich von einem ziemlich lebhaften Handel mit Milch, Eiern und ähnlichen Sachen. Es hat mich selten ein Abschied von irgend einer Familie, bei der ich in allen meinen Feldzügen einquartirt gewesen bin, schmerzlicher berührt, wie der von diesen wackeren Milchhändlers-Leuten.

Zwei Tage nach unserem Einzug in Madrid übergab sich auch das schwach befestigte Retiro, in dem man unnützer Weise eine Besatzung zurückgelassen hatte. Es waren überhaupt viele verwundete und kranke

Deutsche und Franzosen in unsere Gewalt gekommen, und ich erhielt den Oberbefehl über die Lazarethe, in denen diese armen Leute, die traurigen Opfer fremden Ehrgeizes, eng zusammengedrängt lagen. Da ich der englischen, deutschen, italienischen und spanischen Sprache einigermaßen mächtig war, so eignete ich mich in dieser Hinsicht vielleicht für diesen Posten, bei dessen Verwaltung ich mit den Söhnen aller möglichen Nationen, wie Bonaparte solche nach Spanien getrieben hatte, verkehren mußte. So viel in meinen Kräften stand, habe ich mich bestrebt, diesen unglücklichen Verwundeten und Kranken ihr ohnehin schon so hartes Loos möglichst zu erleichtern. Immer ging dies leider nicht an, denn bei dem besten Willen konnte ich nicht über so viele Hülfsmittel gebieten, wie ich dringend wünschte. Besonders fehlte es häufig an geschickten Aerzten, Krankenwärtern und an Medicin, da unsere englisch-spanische Armee solche selbst in großer Menge bedurfte und wie auch gerechtfertigt war, den Vorzug erhielt. Der Aufenthalt von täglich 5—6 Stunden in den überfüllten Hospitälern, in denen oft eine scheußliche Luft herrschte, griff meine Gesundheit übrigens mehr an, wie dies die ärgsten Strapazen im Felde bisher gethan hatten. Ich sah mein Amt jedoch als eine Christenpflicht an, die Gottes Wille mir auferlegt hatte, und unterzog mich daher gern demselben, ob-

gleich ich sonst als Volontair-Officier, der keine Gage erhielt, es hätte ablehnen können.

Daß übrigens die spanischen Truppen Joseph Bonaparte's bereits in voller Auflösung begriffen waren, konnte man jetzt deutlich merken, denn zu Hunderten kamen sowohl Soldaten wie auch Officiere derselben in Madrid an und baten um Anstellung in den spanischen Regimentern des englischen Heeres. Den Soldaten wurde solche sogleich zu Theil, den Officieren aber mit Recht nur sehr bedingungsweise und Manche mußten wieder vom Unterofficier an zu dienen anfangen. Auch andere anfänglich geflüchtete spanische Familien kehrten allmälich nach Madrid zurück, da sie sahen, daß Wellington vortreffliche Mannszucht dort halten ließ und auch keine weiteren politischen Verfolgungen — außer bei einzelnen besonders compromittirten Persönlichkeiten angestellt wurden.

Ich selbst blieb bis Mitte November in Madrid, wo sich dann die Lazarethe der fremden Gefangenen daselbst schon bedeutend geleert hatten. Viele ihrer unglücklichen Bewohner waren gestorben, Andere aber geheilt und in die Kriegsgefangenschaft nach England abgeführt worden, noch Andere hatten Dienste in unseren Regimentern genommen. Die Engländer behandelten übrigens ihre französischen Gefangenen sehr schlecht und ungleich roher, als dies die Russen oder

gar die Preußen und Oesterreicher thaten. Besonders der Aufenthalt auf den englischen abgetakelten Kriegsschiffen (Hulks), auf denen die armen Gefangenen zu Hunderten eng zusammengepreßt wurden, ward von diesen sehr gefürchtet. Es fehlte daher auch nicht an tragischen Scenen, wenn die Gefangenen den Befehl erhielten, sich zur Abführung zu rüsten. So sah ich, daß ein alter französischer Capitain sich noch im letzten Augenblick den Kopf durch einen Flintenschuß selbst zerschmetterte, wie es auch wiederholt vorkam, daß verwundete französische Soldaten sich gewaltsam die Verbände von ihren Wunden abrissen, um lieber zu verbluten, als auf die verhaßten „Hulks" zu kommen.

Nachdem ich mein Commando in Madrid abgegeben hatte, ward ich noch zu verschiedenen Aufträgen verwandt und wohnte auch mehreren Gefechten bei, ohne jedoch thätigen Antheil am Kampfe selbst zu nehmen. Ich suchte das persönliche Gefecht auch nicht mehr mit solchem Ungestüm auf, wie dies in früheren Jahren bei mir der Fall war. Die übeln Nachwirkungen des Sturzes aus dem Fenster in Tarragona wollten sich niemals wieder verlieren, es war oft, als wenn mein ganzer Körper dadurch an Kraft und Elasticität verloren hätte, und ich konnte bei Weitem nicht mehr den schweren Pallasch mit gleicher Ausdauer und Gewandtheit wie früher führen. Verdrießlichkeiten

aller Art hatte ich übrigens jetzt genug zu bestehen, denn die Uneinigkeiten zwischen den englischen und spanischen Generalen nahmen immer mehr zu, und da ich vielfach den Unterhändler und Dolmetscher dabei abgeben mußte, so bekam ich reichliche Vorwürfe von beiden Seiten zu hören, ohne eigentlich das Geringste zur Abhülfe thun zu können. Es galt da wirklich oft, die innere Ruhe nicht zu verlieren und den großen Zweck des Ganzen, wofür ich kämpfte, stets zu beherzigen. Im Princip hatten gewöhnlich die englischen Generale das Recht auf ihrer Seite, und sie konnten auch stolz auftreten, da die Mitwirkung der spanischen regulairen Truppen für den eigentlichen großen Krieg, der doch allein die Zukunft des Landes entschied, desto greller zurücktrat, je mehr Wellington jetzt in eine energische Offensive überzugehen anfing; in ihren Einzelforderungen zeigten manche englische Stabs- und Ober-Officiere aber nur zu häufig den brutalsten Hochmuth und verletzten den Stolz der Spanier auf jegliche Weise.

Unter frohen Hoffnungen für den weiteren günstigen Verlauf des Krieges, brach das Jahr 1813 an. Der unglückliche Rückzug der Heere Bonaparte's aus Rußland war jetzt auch bei uns in Spanien bekannt geworden und erfüllte unsere Herzen mit freudiger Zuversicht, die unserer Gegner aber mit tiefer Niederge-

schlagenheit. Zwar bedauerte ich als Mensch und Christ es aufrichtig, daß so viele brave Soldaten ihren Untergang in den weiten Schneewüsten Rußlands gefunden hatten, als eifriger Legitimist und heftiger Feind des Bonapartismus konnte ich aber nur laut darüber jubeln. Jetzt hatte die Gewaltherrschaft Bonaparte's den ersten, so recht in das innere Mark hineindringenden Stoß erhalten, und schneller und schneller ging sie nunmehr ihrer gänzlichen Zertrümmerung entgegen. Der frevelhafte Ehrgeiz dieses kühnen, gewaltigen Eroberers, dem kein historisches Recht mehr heilig war, sollte endlich die so schwer verdiente Strafe finden, nachdem Gottes unerforschliche Langmuth ihm eine so lange Frist zur reuevollen Umkehr vergebens gestattet hatte.

Von den französischen Truppen in Spanien wurden jetzt aufs Neue wieder manche Tausende altgedienter Veteranen nach Frankreich zurückberufen, um den Kern des neu organisirten Heeres, was zum Kampf gegen Preußen und Rußland bestimmt war, bilden zu helfen. An ihre Stelle kamen neu ausgehobene Conscribirte, die kaum ein Gewehr abschießen konnten und nur mit äußerster Unlust in diesen spanischen Krieg, von dessen Schrecken damals ganz Frankreich erfüllt war, marschirten. So nachhaltig war aber die Kriegszucht, die Napoleon Bonaparte's großartiges militairisches

Genie in seine Heere hineingebracht hatte, daß sich trotzdem die meisten französischen Infanterie- und Artillerie-Regimenter bis zum letzten Augenblick des Kampfes mit vielem Muthe und erprobter Geschicklichkeit schlugen und stets nicht zu verachtende Gegner abgaben. Selbst das französische Heer, was 1814 schon in Frankreich die letzte Schlacht lieferte, war in jeder Hinsicht noch ungleich besser, wie das, was 1792 den Kampf für die Revolution begann.

Ich selbst nahm im Frühling 1813 zuerst an dem für unsere Waffen sehr glücklichen Reitergefecht bei Morales de Toro thätigen Antheil. Einige englische, und ist mir mein Gedächtniß nicht untreu geworden, auch deutsche Reiter-Regimenter machten bei dieser Gelegenheit sehr gute Attaken und warfen die französischen Regimenter tüchtig zurück. Seit Bonaparte 1813 die beste Mannschaft und sehr viele erprobte Officiere jeglichen Grades aus den in Spanien fechtenden französischen Dragoner- und Chasseurs-Regimentern fortgenommen hatte, wurden diese gar bemerklich schlechter. Als ich im Jahre 1810 auf den Kampfplatz in Spanien kam, zeigte sich ein großer Theil der französischen Cavallerie daselbst vortrefflich und der spanischen weit überlegen, der englischen und deutschen aber in der Gefechtstüchtigkeit mindestens gleichstehend; 1813 war dies aber lange nicht mehr der Fall. Jetzt hielt sehr

selten ein französisches Dragoner-Regiment eine herzhafte Attake der englischen und hannöverschen Dragoner noch aus und wurde in der Regel sogleich geworfen.

Am 21. Juni wohnte ich in der Umgebung Wellington's der blutigen und entscheidenden Schlacht bei Vitoria mit bei. Die englischen und deutschen Truppen unseres Heeres schlugen sich hierbei vortrefflich und man merkte deutlich, daß sie in den bisherigen Feldzügen schon vieles gelernt hatten; die Franzosen aber manöverirten ungleich ungeschickter und griffen bei weitem minder lebhaft an, wie man es sonst eigentlich bei ihnen gewohnt war. Man sah bei ihnen deutlich, daß kein Feldherr, vor dem die einzelnen französischen Divisionsgenerale Respekt hatten, ihr Heer befehligte, wie dies in so hohem Grade bei Massena und ebenfalls, wenn auch nicht ganz so bedeutend, bei Soult, Suchet, Ney und selbst Marmont der Fall war. Dem Namen nach befehligte Joseph Bonaparte das feindliche Heer, und dessen Befehle wurden selbst von den einzelnen französischen Obersten verspottet, der That nach aber Marschall Jourdan, der ebenfalls keine große Autorität hatte. Der einzige französische General, der uns in diesem Kampf energischen Widerstand leistete, war Reillé und der englische General Hill, der gegen ihn focht, mußte sich einigemal

gehörig zusammennehmen, um den Sieg zu erkämpfen. Bei dem Sturm auf Subijana de Alava, dem Schlüssel der französischen Aufstellung, der uns auch glückte, ward mir ein Pferd von einer Kanonenkugel unter dem Leibe getödtet, ohne daß ich selbst eine Verletzung dabei erhielt. Die Kugel hatte dem armen Thiere alle 4 Beine gänzlich zerschmettert.

Wir machten an diesem Tage bei Vitoria die reichste Beute, die ich in allen meinen vielen Feldzügen je ein Heer machen sah, denn fast das ganze feindliche Gepäck fiel in die Hände unserer Soldaten. Es war zuletzt, als ob ein panischer Schrecken sich mancher französischer Truppentheile bemächtigt hätte, denn in so wilder Unordnung, wie ich solche noch nie, außer damals in Schwaben, als Erzherzog Carl die Republicaner bei Neumarkt schlug, gesehen hatte, flohen sie vom Schlachtfelde. Wie ungleich anders war der Rückzug des geschlagenen französischen Heeres nach der blutigen Schlacht bei Eßling, wie der hier jetzt bei Vitoria. Dort befehligte freilich ein Napoleon Bonaparte, hier nur ein Joseph Bonaparte, und das war ein unermeßlicher Unterschied.

Wären die englischen Truppen nur nicht gar zu faul im Verfolgen gewesen und hätten sie bei der Plünderung des Gepäcks nicht so sehr große Raublust und Zügellosigkeit gezeigt, so hätten wir nach dieser Schlacht

ungleich mehr Franzosen gefangen nehmen können. Es kamen aber scheußliche Scenen der Unordnung bei dieser Plünderung vor, viele Engländer betranken sich total und so geschah keine energische Verfolgung, wodurch Tausende der Feinde gerettet wurden. Zwar hat Wellington von diesem Siege bei Vitoria großen Ruhm gehabt, ich glaube aber weit über die Gebühr, denn so unfähigen Gegnern gegenüber mußte ihm bei der Ueberlegenheit seiner Truppenzahl der Gewinn der Schlacht freilich gelingen. Er hätte entschieden bessere Operationen treffen, und damit den Hauptschlag ungleich vernichtender gegen die Feinde ausführen können. Hätte Napoleon Bonaparte, Suworow oder auch der Erzherzog Carl unser Heer bei Vitoria befehligt gehabt, ich bin fest überzeugt, daß der Sieg eine ganz andere Bedeutung gewonnen und kaum die Hälfte der Feinde ihre Rettung gefunden hätte. Jetzt hatten wir freilich den Franzosen ihr ganzes Gepäck und den größten Theil ihres schweren Geschützes abgenommen, sonst aber fast ebenso viele Soldaten und noch mehr Officiere an Todten und Verwundeten verloren, wie dies bei ihnen der Fall war.

Der landflüchtige Joseph Bonaparte wäre übrigens fast von den englischen Cavalleristen gefangen genommen worden, und der Zufall wollte, daß ich zu seiner Verfolgung hinzu kam und eifrigen Antheil

daran nahm. Eine französische Elite-Schwadron der Dragoner, kaum 50 Pferde stark, vertheidigte den fliehenden Joseph aber mit todesmuthiger Aufopferung und großer Geschicklichkeit gegen die mindestens doppelt so zahlreichen englischen Husaren, von denen freilich sehr viele stark angetrunken und ihrer Waffen daher nicht mehr recht mächtig waren. Mich trieb die Begierde, diesen Joseph Bonaparte womöglich persönlich gefangen zu nehmen, ungestüm vorwärts, und das gute irländische Jagdpferd, was ich gerade ritt, brachte mich dem Flüchtlinge schon ziemlich nahe. Ein französischer Dragoner-Brigadier warf sich mir entgegen und stieß mit seinem langen Stoßpallasch eben so gewandt wie kräftig, so daß ich anfänglich kaum selbst zum Angriff übergehen konnte und genug mit dem Pariren zu thun hatte. Sein Pferd war aber ermüdeter und schwerfälliger als das meine, und stolperte plötzlich über eine Baumwurzel. Diesen Augenblick benutzte ich schnell, hieb mit voller Kraft dem Franzosen in das Gesicht und mit zerspaltenem Schädel stürzte er sogleich todt zusammen, ohne auch nur noch einen Laut von sich zu geben. Es ist mir dieser Zweikampf deshalb um so erinnerlicher geblieben, da er der letzte zu Pferde war, den ich zu bestehen hatte. In den ferneren Schlachten und Gefechten, denen ich beiwohnte, fand ich niemals wieder Gelegenheit, mein Schwert zu

gebrauchen. Der fliehende Joseph Bonaparte entrann uns durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Die französischen Elite-Dragoner, die sich so heldenmüthig für seine Rettung aufopferten, wurden aber fast sämmtlich von der Uebermacht der Engländer zusammen gehauen oder gefangen genommen.

Immer mehr drängten wir jetzt die geschwächten Feinde aus Spanien zurück und schon streiften unsere Truppen bis unmittelbar an die Vidassoa, dem Grenzflusse Frankreichs. Ich befand mich einige Tage nach dieser entscheidenden Schlacht bei Vitoria, einer der bedeutendsten, die der nunmehrige Feldmarschall Wellington auf spanischem Boden jemals dem Feinde lieferte, bei dem Corps, was gegen den französischen General Clauzel, der von Tudela aus angerückt kam, detaschirt wurde. Wir marschirten aber nach englischer Sitte mit einer so großen Langsamkeit und Schwerfälligkeit und General Clauzel wußte so geschickt zu manövriren, daß er uns mit Zurücklassung seines Geschützes entschlüpfte. Zu einer rastlosen Verfolgung paßt die englische Armee nun und nimmermehr, das sah ich, wie so häufig, auch bei dieser Gelegenheit wieder recht überzeugend, und ein rein englisches Corps ohne weitere Bundesgenossen wird niemals für sich allein irgend einen bedeutenden Feldzug siegreich beenden können. Bevor die faulen englischen Drago-

ner nur Frühstück bereitet und ihre Pferde gefüttert hatten, saßen die hannöverschen Dragoner und braunschweigschen Husaren längst in den Sätteln, und ein spanischer Infanterist aß ein Viertel so viel und marschirte dreimal so weit, wie ein englischer.

Napoleon Bonaparte sah ein, daß er seine Truppen hier ganz nutzlos aufopferte, wenn er einem so gänzlich unfähigen Menschen, wie sein Bruder Joseph nun einmal war, länger den Oberbefehl ließ und sandte daher den Marschall Soult aus Deutschland zurück. Besser für ihn wäre es freilich gewesen, wenn er den alten Massena geschickt hätte, aber dieser war einmal in eine entschiedene Ungnade gefallen, und so war nächst ihm der Marschall Soult die geeignetste Persönlichkeit. Die Kriegstüchtigkeit eines jeden Heeres wird stets sehr von dem Vertrauen, das es zu seinem Oberanführer hegt, abhängen; in so hohem Grade, wie dies bei den französischen Truppen der Fall ist, habe ich es aber nirgends mehr gefunden. Auf eine ungemein hervorragende Weise zeigte sich dies auch sogleich bei den uns gegenüberstehenden Corps, als der unfähige Joseph Bonaparte den Oberbefehl niederlegte und Marschall Soult solchen wieder übernahm. Von dem Tage an kam sogleich ein ganz anderer Geist wieder in die französischen Soldaten und dieselben Regimenter, die zuletzt bei Vitoria in wilder Unordnung

vom Schlachtfelde geflohen waren, griffen uns jetzt mit lebhaftem Ungestüm an.

Marschall Soult ging sogleich wieder zur Offensive über und griff uns am 25. Juli unweit von Pamplona an. Spanische und portugiesische Regimenter mußten den ersten Ansturm der Franzosen aushalten, vermochten dies aber nicht und wurden so sehr in die Flucht geschlagen, daß selbst ein Theil ihrer Geschütze in feindliche Gewalt fiel. Auch an den anderen Stellen des Kampfes, wo der Marschall Soult persönlich befehligte, gelang den Feinden ihr Angriff, und so endigte dieser Tag überall mit unserer Niederlage. Von entscheidendem Erfolg war dieser Kampf freilich nicht, doch wurden unsere bisherigen Siegeshoffnungen auf einen baldigen Einmarsch in Frankreich bedeutend dadurch herabgestimmt, und wir konnten einer Reihe neuer blutiger Kämpfe mit ziemlicher Gewißheit entgegensehen. Es herrschte daher am Abend des 25. Juli in allen englischen und mehr noch in den spanischen Regimentern, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, eine sehr mürrische, erbitterte Stimmung, die ungemein von der lärmenden Lustigkeit nach dem Siege bei Vitoria abwich.

Auch am 26. Juli setzte Marschall Soult seine Offensive mit kühner Entschlossenheit fort und drängte die englischen und spanischen Truppen der Generale

Picton, Cole und Morillo nach zum Theil sehr hartnäckigen Gefechten aus einer Position nach der anderen zurück. Die französische Infanterie, die vor Verlangen brannte, ihre Niederlage bei Vitoria wieder zu rächen, focht sehr gut und stürmte unter lautem „vive l'empereur" unaufhaltsam vorwärts.

Wir mußten fürchten, auch am 27. Juli noch weiter zurückgedrängt zu werden, als zu unserer großen Freude Marschall Wellington persönlich bei uns erschien. Seine Anwesenheit war von entschiedenem Vortheil und stellte sowohl die dringend nothwendige Einigkeit zwischen den einzelnen spanischen und englischen Generalen, die sich bisher gegenseitig mit den lebhaftesten Vorwürfen überhäuften, wieder her, wie sie auch unseren Soldaten wieder neue Zuversicht einflößte. Entmuthigt waren zwar die englischen Truppen nicht im Mindesten geworden, denn das werden sie niemals, aber mürrisch, träge und jeder Unternehmung abgeneigt. Wellington wußte aber auch hierin eine günstige Umstimmung herbeizuführen und mit ruhigem Muthe gingen die meisten Soldaten am 27. Juli abermals in den Kampf. Der Erfolg desselben blieb unentschieden, und die Franzosen vermochten uns weder weiter zurückzudrängen, noch wir ihnen das verloren gegangene Terrain aufs Neue abzugewinnen. Am 28. Juli begann abermals der Kampf, denn weder Soult noch Wel-

lington waren Männer, deren Energie so leicht gebrochen werden konnte. Es war ein hartnäckiges Kämpfen den ganzen langen Tag hindurch, und beide Heere wetteiferten in Muth und Ausdauer. Zuerst hatten wir einigen Erfolg und brachten den Franzosen große Verluste bei, dann stürmten diese aber wieder aufs Neue vor und warfen nach gewohnter Weise die ihnen gegenüberstehende regulaire spanische Infanterie zurück. Ich befand mich gerade mit einem Auftrage bei diesen Spaniern und wurde nun in die allgemeine Flucht derselben mit fortgerissen. Es war mir dies zwar in hohem Grade peinlich, ich suchte mich dem Andrange auf alle Weise entgegenzustemmen und die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen, doch ohne Erfolg. Ich wäre fast von diesen Spaniern, auf die ich in meiner gerechten Erbitterung mit der flachen Klinge hieb, niedergestochen worden, und hatte die äußerste Mühe, mich aus diesem Getümmel zu retten. Ein schottisches Regiment machte jetzt glücklicher Weise einen ungemein kräftigen und kühnen Sturm mit dem Bajonnett gegen die Franzosen, hielt diese vom Weitervorwärtsdringen zurück und gab somit den zersprengten Spaniern wieder Zeit zum Sammeln. Letztere waren aber gar nicht mehr in das Gefecht hineinzubringen, und ich hätte diese feigen Kanaillen selbst niederhauen können, so erbittert war ich gegen sie. Die Hauptschuld ihrer Un-

tüchtigkeit lag wesentlich mit in dem Mangel einer festen Disciplin und an den vielen unbrauchbaren Officieren, die keine Autorität über ihre zuchtlosen Leute ausübten.

Der Marschall Soult, der wirklich jetzt Großartiges leistete und die Wahl Bonaparte's vollkommen zu rechtfertigen suchte, ließ abermals nun vorstürmen und eroberte dadurch wieder Terrain, bis endlich schon bei anbrechender Dunkelheit die inzwischen eintreffende englische Reserve-Division die Franzosen wieder in ihre ursprüngliche Stellung, die sie am Morgen eingenommen hatten, zurückdrängte. So waren denn schon 4 heiße lange Juli-Tage in fast unausgesetzten Kämpfen vergangen, ohne daß ein irgend entscheidender Erfolg auf einer oder der anderen Seite errungen werden konnte. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß und ungefähr auch gleich stark.

Die gegenseitige Ermüdung war so groß, daß am 29. Juli eine Art Waffenruhe auf beiden Seiten eintrat. Ich selbst war diese ganzen 4 Tage hindurch kaum aus dem Sattel gekommen, hatte mehrere Pferde total müde geritten, da ich fortwährend fast in Bewegung sein mußte, und verfiel nun in einen fast todtenähnlichen Schlaf. Den Kopf auf einen Baumstamm gelegt, schlief ich 8 Stunden mitten im lärmendsten Geräusch eines Lagers ununterbrochen fort, vermochte

dann aber auch wieder ungemein gekräftigt und vollkommen bereit, jede neue Strapaze, die meine Pflicht mir auferlegte, freudig zu tragen. Uebermüdung im Felde ist etwas furchtbar quälendes und weit ärger wie Hunger, eine Ruhe dann aber auch von wirklich wunderbarer Stärkung.

Die ausgeruhten und kräftig genährten englischen Truppen griffen am Frühmorgen des 30. Juli mit frischer Kraft auf Wellington's Befehl abermals die feindliche Stellung an. Die Franzosen, die sehr schlecht verpflegt waren und bei denen die vielen jungen Recruten in den Gliedern noch nicht die gehörige Abhärtung zur Ertragung so unausgesetzter Strapazen hatten, fochten jetzt schon ungleich matter, wie an den vorhergehenden Tagen. Sie leisteten zwar hie und da muthigen Widerstand, wurden aber allmälig immer mehr von unseren Truppen zurückgedrängt und wandten sich endlich zu einem entschiedenen Rückzug. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit verfolgten diesmal die Engländer ziemlich lebhaft und so brachten wir besonders in den Frühstunden des 1. August den Feinden noch manche Schlappen bei. Besonders machten wir viele Gefangene, größtentheils ganz junge Conscribirte, die vor Hunger und Mattigkeit nicht weiter konnten und halb verschmachtet am Wege liegen blieben. Ich sammelte an 700—800 solcher armen Kerle. Es waren meist Jüng-

linge von 18—19 Jahren, schwach an Kräften und klein an Wuchs, die man vor wenigen Wochen erst gewaltsam aus ihren Familienkreisen hinweggerissen und hieher in den spanischen Krieg, von dessen Bedeutung die Wenigsten auch nur eine Ahnung hatten, geschleppt hatte. Fast Alle sagten mir, daß dies die ersten Gefechte gewesen wären, denen sie beiwohnten, und dafür hatten sie sich wirklich bewunderungswürdig geschlagen.

Die Spanier wollten diese armen, halbverhungerten französischen Gefangenen auch noch ausplündern und mißhandeln; glücklicher Weise hatte ich aber 40—60 irländische Soldaten als Eskorte bei mir, welche solche Rohheit nicht duldeten. In ihrer Gutmüthigkeit theilten diese braven Irländer Fleisch und Zwieback von ihren reichlichen Vorräthen an diese französischen Gefangenen aus und pflegten sie mit großer Schonung. Welche unübertreffliche Soldaten waren überhaupt diese Irländer, wenn leider nur nicht so viele von ihnen einen nicht zu bewältigenden Hang zum Branntweintrinken und dabei zugleich auch eine Vorliebe für Unreinlichkeiten hätten.

Nachdem somit der Plan des Marschalls Soult zur Entsetzung der von uns belagerten Festungen Pampelona und St. Sebastian vollständig gescheitert

war, wurde die Belagerung derselben mit vermehrter Kraft betrieben. Der Dienst führte mich zu dem vor St. Sebastian stehenden Belagerungscorps und so war ich auch Theilnehmer der endlichen Erstürmung dieses wichtigen Platzes. Es war eine sehr schwierige Belagerung, denn die Franzosen vertheidigten mit der hartnäckigsten Gegenwehr diese für sie so ungemein wichtige Festung. Ueber 80 Stück schweres Belagerungsgeschütz, was eigens zu diesem Zwecke von England zur See herbeigebracht war, schmetterten von unseren Laufgräben gegen die Stadt, während mehrere große englische Kriegsschiffe ihr Feuer gegen die seewärts gerichteten Werke spielen ließen. Mit seltener Geschicklichkeit setzten trotzdem die Franzosen ihr Feuer fort und ihre Artillerie zeigte sich hinsichtlich ihres schnellen und dabei doch richtigen Schießens der englischen weit überlegen.

Am letzten Tage des Monats August waren zwei große Breschen in die Mauern von St. Sebastian geschossen und der Sturm konnte von unserer Seite beginnen. Dreimal schlugen die Franzosen die englischen Sturmcolonnen zurück und ganze Haufen von Todten und Verwundeten lagen schon in den Wallgräben. Der General Graham, der das Belagerungscorps befehligte, hatte aber echt englische Hartnäckigkeit und gab den einmal begonnenen Sturm trotz alles Verlustes

nicht gleich wieder auf. Immer neue Sturmcolonnen wurden gebildet, immer gewaltiger donnerten die englischen Belagerungsgeschütze gegen einzelne Theile der Werke. Einem Bataillon der schottischen Garde, unterstützt von einem englischen Linien-Regiment, dessen Nummer mir wieder entfallen ist, gelang es zuerst, sich auf der erstürmten Mauer festzusetzen. Zwar opferten sich zwei französische Elite-Compagnien völlig auf, indem sie einen wüthenden Bajonnettangriff auf diese Engländer machten, wobei sie sämmtlich getödtet wurden; doch war dies vergeblich. Immer neue Colonnen von uns rückten nach, und mit Ausnahme des stark befestigten Schlosses, wohin sich der Rest der französischen Besatzung zurückgezogen hatte, war am Abend St. Sebastian in unserem Besitz.

Die nun folgende Nacht bot die scheußlichsten Scenen der Rohheit und Barbarei dar, die ich in meinem langen Kriegsleben je gesehen habe, und befestigte die Ueberzeugung auf's Neue in mir, daß die englischen Soldaten, ja selbst alle unteren englischen Volksklassen, die rohsten und brutalsten sind, welche in ganz Europa nur wohnen. Wirklich wie Kannibalen hausten die betrunkenen Soldaten in dem erstürmten St. Sebastian und verübten so große Scheußlichkeiten aller Art, daß ich mir die Erinnerung daran gar nicht mehr in mein Gedächtniß zurückrufen mag. Wohl niemals sind in

einer erstürmten Festung so viele Plünderungen, Ermordungen und gewaltsame Angriffe auf die Schamhaftigkeit der Frauen verübt worden, als dies jetzt von den viehisch betrunkenen Engländern gegen die armen, schuldlosen Bewohner von St. Sebastian geschah. Und doch war dies eine spanische Stadt, und die Spanier die Bundesgenossen der Engländer! Es gab aber auch manche englische Regimenter, die sich fast ausschließlich aus der Hefe des Straßenpöbels von London und anderer großer Städte recrutirten, und in deren Reihen man aus Mangel an anderen Recruten viele Verbrecher aus den Zuchthäusern und alle aufgegriffenen Vagabonden gewaltsam gesteckt hatte. Was half bei solchen Kerlen, wenn ihre Bestialität einmal erwacht war, auch die eisernste Disciplin, wie Wellington selbst solche ausübte, zumal wenn die Officiere weder an Zahl noch auch oft an militairischer Tüchtigkeit genügten? Seit dieser Einnahme von St. Sebastian waren mir die englischen Soldaten in ihrer großen Mehrzahl noch ungleich widerlicher geworden, wie dies früher schon der Fall war. Und doch prahlt dies England so oft mit seiner freien Verfassung und nennt sich stolz das erste Land Europas, während seine Soldaten entmenschter und brutaler sind, wie ich dies jemals von den rohesten Kosacken und Baschkiren im Heere des alten Suworow's gesehen habe.

Die französische Besatzung in dem Schlosse von St. Sebastian vertheidigte sich noch mehrere Tage nach der Einnahme der Stadt mit dem größten Muthe. Nochmals mußten Laufgräben aufgeworfen werden und mehr wie 50 schwere Geschütze ihr Feuer beginnen, um dies Häuflein tapferer Soldaten zur Uebergabe zu zwingen. Sie hatten keine Hoffnung zum Entsatz mehr, die Munition war ihnen ausgegangen, und an Wasser und Lebensmitteln herrschte schon der größte Mangel, als endlich am 8. September der Commandant die Capitulation annahm. Kaum 1200 halbverhungerte Soldaten streckten die Waffen, 6—700 Kranke und Verwundete befanden sich außerdem noch eng zusammengepreßt in den dunklen Kellern des Schlosses.

„Ich habe Alles verloren, nur meine Soldatenehre nicht," mit diesen Worten überreichte der tapfere Commandant des Schlosses dem englischen General seinen Degen und begab sich in die Kriegsgefangenschaft. Mit Recht durfte der Tapfere diese stolzen Worte aussprechen, denn kämpfte er auch leider für die ungerechte Sache des Bonapartismus, so hatte er sich doch bis zum letzten Augenblick durch und durch als ein wahrer Soldat, der alles Andere seiner Pflichterfüllung opfert, bewiesen. Ich erkannte zufällig in diesem Commandanten einen früheren Kameraden von der Garde du

Corps her, mit dem ich einst sehr befreundet gewesen war, bis unglückliche Familienverhältnisse ihn von der Legitimität abzogen, wo dann natürlich auch unser Verkehr sogleich aufhörte. Ein Wiederfinden unter diesen Umständen wäre für uns gleich peinlich gewesen und so gab ich mich ihm nicht zu erkennen.

Ich erhielt in St. Sebastian wieder den Befehl über die französischen Blessirten und Kranken, und bemühte mich nach Kräften, das Loos meiner unglücklichen Landsleute, die mit ihrem Blute den Ehrgeiz Bonaparte's so theuer bezahlen mußten, zu lindern. Manche Linderung zu verschaffen, gelang mir wohl, immer konnte ich dies aber, selbst mit dem besten Willen und der großen Aufopferung nicht, da mir die Mittel hierzu fehlten. Gar grausige Scenen, die selbst mir hart gestählten Krieger, der doch in 21 Feldzügen schon so unendlich viel Elend und Jammer gesehen hatte, das Herz erschütterten, kamen nur zu häufig vor. Wie unendlich viel ein Mensch aber mitunter ertragen kann, davon sah ich bei dieser Gelegenheit wieder ein recht bemerkenswerthes Beispiel. In dem Keller eines halbverbrannten Hauses von St. Sebastian wurde acht Tage nach der Eroberung der Stadt ein junger französischer Tambour, dem beide Beine durch eine Kanonenkugel zerschmettert waren, aufgefunden. Diese Ver-

wundung war beim Sturme selbst geschehen und ein Kamerad hatte den Blessirten damals in diesen Kellerwinkel geschleppt, dann aber verlassen, um Hülfe zu holen, wobei er wahrscheinlich selbst den Tod fand. Diese ganzen 8 Tage hatte der Unglückliche nun in dem Keller auf harten Steinen gelegen, ohne daß seine zerschmetterten Beine verbunden wurden, ja ohne irgend wie nur genügende Nahrung zu erhalten. Unmittelbar neben ihm hatte ein großes Faß mit frischem Olivenöl gestanden, hier hinein hatte er in seiner Verzweiflung ein Loch mit dem Messer gebohrt und das Oel über seine Wunde ausströmen lassen, was nach seiner Behauptung ihm eine Erquickung verschafft hätte. Ein kleiner Zwieback und dies Oel hatten während dieser ganzen Zeit auch allein seine Nahrung gebildet, und sein Körper glich an Magerkeit einem Skelett.

Der englische Oberarzt, den dies grausame Schicksal des armen Franzosen rührte, behandelte solchen im Lazareth mit außergewöhnlicher Sorgfalt, und wandte jedes Mittel an, sein Leben zu retten. Das Abnehmen beider Beine bis zum Knie war nothwendig und der Blessirte überstand auch diese schwere Operation glücklich und ward vollständig wieder geheilt. Die englischen Aerzte, die Alle großes Interesse an ihm nahmen, haben ihm dann ein Paar sehr gute künstliche Kork-

beine machen lassen, auch sonst noch eine kleine Geldsumme zusammengebracht und den Invaliden damit ausgestattet, im Frühling 1814 nach Frankreich entlassen.

Im Sommer 1823, wo ich kurze Zeit in Bordeaux war, erkannte ich diesen Invaliden mit seinen beiden Korkbeinen wieder auf dem Marktplatze, wo er zwei abgerichteten Hunden ihre Kunststücke machen ließ. Er sah ganz munter und wohlgenährt dabei aus. Ich ließ mich nun in ein Gespräch mit ihm ein, erfuhr, daß er verheirathet und Vater mehrerer Kinder sei und erfreute ihn dann durch das Geschenk einiger Goldstücke.

Während wir noch vor St. Sebastian standen, erfuhr ich die freudige Nachricht, daß der Krieg gegen Bonaparte in Deutschland wieder begonnen, und auch Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich sich den hohen Verbündeten angeschlossen habe. Auf meinen Knien dankte ich Gott dem Herrn, daß er das Herz des Kaisers von Oesterreich zu diesem glücklichen Entschluß bewegt hatte. Nun, da dieser mächtige Monarch, der leider 1810 von unglücklichen Verhältnissen bedrängt, seine Tochter an Napoleon Bonaparte geopfert hatte, sich gegen ihn erklärte, schien mir der gänzliche Sturz des Usurpators und damit die endliche Rückkehr des legitimen Fürstenhauses der Bourbons

auf den Thron meines armen Frankreichs ziemlich gesichert zu sein. Mit einer unendlichen Spannung verfolgte ich jetzt alle Nachrichten von dem Kriegsschauplatz der Verbündeten in Deutschland, und jubelte laut auf, wenn ich durch die Kunde von ihren neuen, erfolgreichen Siegen erfreut wurde.

Es war zuerst meine Absicht gewesen, sogleich als ich erfuhr, daß das viel geprüfte und viel bewährte Heer Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich an dem Krieg gegen Bonaparte wieder thätigen Antheil nehmen würde, Spanien zu verlassen und auf dem Umwege über England nach Böhmen zu eilen, um wo möglich abermals in die k. k. österreichischen Dienste einzutreten. So recht behaglich hatte ich mich niemals weder unter den Spaniern, noch unter den Engländern gefühlt und oft mit Sehnsucht die Zeit zurückgewünscht, da ich die Ehre hatte, die Officier-Uniform Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich tragen zu dürfen. Wie gern hätte ich also auch jetzt wieder in den Reihen meiner alten Kameraden gekämpft! Nach genauer Ueberlegung gab ich aber diesen anfänglichen Plan aus mehreren Gründen auf. Ich hätte erst wieder von der Regentschaft meine Entlassung nehmen, dann mich nach England einschiffen und von dort aus über Schweden und einen deutschen Ostseehafen den weiten Weg bis nach Böhmen zurücklegen müssen. Auf dieser weiten,

von allerlei Zufällen abhängigen Reise hätten leicht einige Monate vergehen können, in denen ich dann unthätig bleiben mußte und vielleicht an den wichtigsten Ereignissen keinen Antheil nehmen durfte und dies wäre mir schmerzlich gewesen. Ich wußte ferner auch nicht, ob ich sogleich eine passende Verwendung als Stabsofficier in der k. k. österreichischen Armee finden konnte, und mich aufdrängen oder andere, vielleicht tüchtigere junge Officiere zurückdrängen, wollte ich auch nicht gern. Abermals als bloßer Volontair-Officier wollte ich auch nicht in die österreichische Armee eintreten, nachdem ich schon früher ein Bataillon in derselben befehligt hatte. — Hier in meine jetzigen Verhältnisse, wenn sie mir auch persönlich häufig unangenehm waren, hatte ich mich schon tüchtig eingelebt und konnte besonders auch durch meine Kenntniß der verschiedenen Sprachen und der hervorragendsten Persönlichkeiten der legitimen Partei von Nutzen sein, und das war ja die Hauptsache, der ich alles Andere unbedingt opfern mußte. So blieb ich denn beim englisch-spanischen Heere, obgleich mein Herz mich gar oft mächtig zu den österreichischen Fahnen hinzog.

Ich sandte übrigens jetzt einen längeren Bericht über die letzten Kriegsereignisse in Spanien an meinen Königlichen Herrn und Gebieter Ludwig XVIII. und empfing nebst einer gnädigen Belobung über meine

bisherigen geringen Dienstleistungen die Weisung, bei dem englischen Heere auch fernerhin zu bleiben und bei unserem hoffentlich bald erfolgenden Einmarsch in Frankreich sogleich zu versuchen, eine legitimistische Erhebung zu bewirken. Dieser Befehl meines Monarchen entschied natürlich alle meine weiteren Pläne.

Fünftes Capitel.

Einmarsch in Frankreich. Hoffnungen der legitimistischen Partei. Ansichten des Herzogs von Wellington hierüber. Zunehmende Demoralisation der Armee des Marschalls Soult. Gefechte während des Winters von 1813—14. Fröhliche Neujahrsfeier auf einem alten Bergschlosse. Schlacht bei Orthez. Ankunft des Herzogs von Angouleme. Einzug in Bordeaux. Aufstecken der weißen Fahne daselbst. Jubel der Bevölkerung. Gefechte vor Toulouse. Einstellung aller Feindseligkeiten.

Die Kunde von der Schlacht bei Leipzig, dem Untergang des großen Heeres, welches Bonaparte mit wunderbarer Geschicklichkeit und Kraft nach seinen Unfällen in Rußland sogleich wieder organisirt hatte, und seinem Rückzug über den Rhein, erfüllte mein Herz abermals mit neuer Freude. Immer mehr befestigte sich jetzt in mir die Hoffnung des baldigen Sturzes

des Usurpators, der in der letzten Zeit schon so viel von seinem erkämpften Ansehen verloren hatte. Ein braunschweigischer Husaren-Rittmeister, so recht ein braver, biederer Haudegen, wie ich solche in allen deutschen Heeren häufig gefunden habe, theilte mir zuerst die sichere und ausführliche Nachricht von den Ereignissen bei Leipzig und dem Einmarsch der hohen Verbündeten in Frankfurt am Main mit. Der wackere Rittmeister war gleich mir ein Verbannter, auch sein angestammter Fürst hatte von dem Throne seiner Väter steigen und in die Verbannung flüchten müssen, und so hatten wir bisher gleichen Schmerz erfahren und konnten uns nun auch gleicher gerechter Freude überlassen. Ich hatte mich bisher aus Neigung sowohl wie aus Grundsatz fast stets von den lärmenden Zechgelagen, wie solche unter den englischen Officieren so häufig stattfanden, ferngehalten; an dem Abend aber, als wir die frohe Kunde von diesen Ereignissen erhielten, nahm ich die herzliche Einladung mehrerer deutscher Officiere zu einer tüchtigen Punschbowle gern an. Wir saßen die halbe Nacht hindurch an einem hellflammenden Bivouakfeuer und tranken den heißen, würzigen Punsch, der mit einer Geschicklichkeit gebraut war, wie sie nur ein Deutscher hierin besitzen kann, mit großem Behagen. Nicht weit von uns brannten die zahllosen Lagerfeuer der französischen Arriere-Garde und wir konnten mitunter

das Anrufen der feindlichen Schildwachen ganz deutlich hören. Die meisten von uns überließen sich der frohen Hoffnung, daß dies der letzte Herbst sein würde, den wir abermals im Felde zubringen müßten, denn selbst der eifrigste Soldat wird eines mehrjährigen Krieges zuletzt doch überdrüssig. Und nun gar ich, der seit 1789 fast beständig im Kriege gelebt hatte.

Kurz nach der Schlacht bei Leipzig und dem Rückzug Bonaparte's nach Frankreich bemühte dieser sich sehr eifrig, einen Frieden mit dem englisch-spanisch-portugiesischem Heere abzuschließen. Er bot die vollständige Räumung von ganz Spanien und Portugal und mehrere ziemlich bedeutende Vortheile an, und die spanische Regentschaft war sehr geneigt, hierauf einzugehen. Es kam deshalb zu sehr heftigen Scenen zwischen Wellington und den meisten höheren spanischen Generalen, denn Letztere machten Schwierigkeiten, den Kampf mit den Franzosen fortzusetzen, und wollten lieber einen vorläufigen Waffenstillstand mit diesen schließen und ihnen die Räumung des spanischen Bodens und der vielen spanischen Festungen, die sie noch besetzt hielten, erleichtern helfen. Ich will hier keine Geschichte der Intriguen, die damals in unserm Hauptquartier stattfanden, schreiben, aber ich kann versichern, daß es einmal nahe daran war, daß eine spanische Division offen zu dem Marschall Soult überging, und mit

diesem nöthigenfalls gegen die Engländer fechten wollte, sobald Letztere nicht zum Friedensschluß geneigt wären. Ganz offen erklärten viele Spanier, der Zweck ihres Kampfes sei erfüllt, sobald ihr Vaterland von den Feinden befreit sei, und es fiele ihnen gar nicht ein, über die Pyrenäen zu marschiren, um in Frankreich bloß für den englischen Ehrgeiz zu kämpfen. Zu Hunderten desertirten jetzt die Soldaten vieler spanischer und portugiesischer Regimenter, um in ihre Heimath zurückzulaufen und sich ihren früheren friedlichen Beschäftigungen wieder zu widmen. Die vielen Rohheiten, welche die Engländer sowohl zu St. Sebastian, als auch bei manchen anderen Gelegenheiten verübten, hatten die Spanier außerordentlich gegen diese Bundesgenossen erbittert, und die Ermordung einzelner englischer Soldaten gehörte nicht zu den Seltenheiten.

Jetzt aber zeigte sich die große Charakterfestigkeit des Herzogs von Wellington auf eine sehr hervorragende Weise und obgleich ich sonst keineswegs zu seinen persönlichen Verehrern gehöre, und ihn auch nicht für einen Feldherrn ersten Ranges halte, zollte ich doch seinem Benehmen bei diesen Wirren die unbedingteste Anerkennung. Unerschütterlich widerstand er allen noch so schlauen Verlockungen der französischen Unterhändler, sowie allen Wünschen der spanischen Regentschaft und ließ sich nicht bewegen, auch nur einen kurzen Waffen-

stillstand abzuschließen, vielweniger seine in England gewichtige Stimme für den Friedensschluß abzugeben. Im Gegentheil stellte er in allen seinen Berichten an das englische Ministerium die energischste Fortführung des Krieges als unumgänglich nothwendig dar, und verlangte immer auf's Neue Soldaten, Gelder und Kriegsmaterial, um jetzt den endlichen Sturz Bonaparte's herbeizuführen. Daß er sich durch diese Unbeugsamkeit seines Willens nicht allein in Spanien, sondern auch in England, ja selbst in seinem Heere, unzählige und zum Theil sehr einflußreiche Feinde machte, brachte ihn nicht ein Haarbreit von dem einmal für recht erkannten Wege ab. Er war in dieser Hinsicht der wahre „eiserne Herzog", wie ihn die Engländer nennen, und hat durch seine unbeugsame Charakterfestigkeit viel mehr, wie durch seine nur ziemlich mäßigen Feldherrntalente, zum endlichen Sturz Bonaparte's mit beigetragen. Ehre und Ruhm sei ihm dafür für alle Zeiten!

Kurz vor unserm Einmarsch in Frankreich hatte ich über diese Angelegenheit eine sehr interessante Unterhaltung mit dem edlen Herzog, die ein helles Licht auf seinen Charakter wirft. Mein Königlicher Herr, Ludwig XVIII., hatte mir nämlich den ehrenvollen Auftrag ertheilt, dem Herzog von Wellington seinen Dank für das standhafte Beharren in der Fortsetzung

des Krieges auszudrücken, und ich fügte diesem Königlichen Ausdruck noch einige Dankesäußerungen bei, die wirklich aus der Fülle meines dankerfüllten Herzens kamen.

Wellington sah mich nun scharf an und sprach dann in seiner abgemessenen Weise und mit der in allen Verhältnissen des Lebens gleich ruhigen Stimme: „Sie irren, mein Herr Marquis, weder Ihr Königlicher Gebieter, noch Sie selbst sind mir den mindesten Dank schuldig, denn der Zweck, für den ich kämpfe, ist nicht die Herstellung der legitimen Herrschaft in Frankreich."

„Und wofür denn sonst?" frug ich höchst überrascht.

„Ich will es Ihnen kurz sagen", erwiederte der Herzog. „Ich halte Napoleon für den gefährlichsten Feind, den die Größe und Machtentwicklung Englands jemals gehabt hat und wahrscheinlich auch für die nächste Zukunft haben wird, denn so riesige Männer bringt die Schöpfung nicht immer in kurzen Zeiträumen hervor. Als echter Engländer hasse ich ihn daher von ganzem Herzen, und werde so viel an mir liegt, mit aller meiner Kraft dahin zu wirken streben, daß dieser Krieg nur mit der gänzlichen Unschädlichmachung Napoleon's sein Ende findet."

„Und wenn der Usurpator vertrieben ist, so muß



mein Vaterland sich doch wieder dem rechtmäßigen Scepter der Bourbons unterwerfen", warf ich ein.

„Dies, mein Herr Marquis, mögen Ihre Landsleute, die Franzosen unter sich selbst ausmachen; mir ist es so ziemlich gleichgültig, mich kümmert nur der Sturz Napoleon's; wer sein Nachfolger wird, ob ein Bourbon — oder auch ein Orleans [diese letzten Namen sprach Wellington ziemlich langsam aus], wird meine Theilnahme gerade nicht erregen, vorausgesetzt, daß für England keine Nachtheile daraus erwachsen".

„Und Sie würden es doch nicht billigen, wenn Napoleon Bonaparte zu Gunsten seines Sohnes abdankte"? frug ich weiter.

„Nein" — war die Antwort; „so weit mein Einfluß reicht, würde ich mich dem mit allen Kräften widersetzen, denn ich hielte es für eine bloße Täuschung, da der Vater doch für den Sohn regieren würde. Ich wiederhole es, so lange ein Mann wie Napoleon über Frankreich gebietet, ist Englands Machtentwicklung gefährdet und daher nach meinem Wunsche, Krieg bis zu dessen gänzlicher Vernichtung. — Uebrigens bin ich ja nur ein Soldat und kein Diplomat und muß die mir vom Ministerium gegebenen Befehle getreu ausführen, oder den Oberbefehl niederlegen", schloß er seine Rede und es schien mir, als wenn bei diesen

letzten Worten ein leises Lächeln über sein sonst so gleichmäßiges Gesicht lief.

Ich muß gestehen, daß mich im Allgemeinen der Inhalt dieser Rede gerade nicht sehr befriedigte und doch empfand ich Achtung vor der Offenheit und Charakterfestigkeit, die in derselben lag. War der Usurpator Bonaparte nur erst aus meinem Vaterlande vertrieben, dann war auch die Herrschaft der Bourbons wieder gesichert, daran zweifelte ich keinen Augenblick, denn es waren keine ebenbürtigen Nebenbuhler da, die als Mitbewerber auftreten konnten. Daß ein Louis Philipp von Orleans noch einst die Schändlichkeit so weit treiben würde, um mit Hülfe der abgefeimtesten Intriguen und des leichtsinnigen bethörten Pariser Straßenpöbels seinen Königlichen Vetter vom Throne zu stürzen und in die Verbannung zu jagen, daran dachte ich freilich damals noch nicht.

Daß Wellington aber jetzt fortfuhr, den Krieg in Spanien auf die energischste Weise zu betreiben, war für die Sache der Verbündeten in Deutschland von der allergrößten Wichtigkeit. Es standen in den Pyrenäen unter Marschall Soult, in Catalonien unter Marschall Suchet und in den zahlreichen von den Franzosen besetzten spanischen Festungen mindestens noch an 110—115,000 Soldaten. Auf einzelne Corps, wie z. B. die meisten deutschen Rheinbundstruppen, die jetzt

massenhaft zu uns übertraten, da ihre eigenen Landesherren ja auch schon die Sache Bonaparte's verlassen hatten, war kaum noch zu rechnen; mindestens an 80—90,000 Mann kriegsgewohnter Soldaten wären jedoch durch einen Frieden in Spanien disponibel geworden. Hätte Bonaparte diese aber im Winter von 1813—14 ungehindert am Rhein verwenden können, dann wäre den Verbündeten die endliche Besiegung von Frankreich ungleich schwerer geworden.

Um übrigens durch die That zu zeigen, daß er für seine Person allen Friedensunterhandlungen sehr abgeneigt sei, fuhr Wellington in seinen Offensivbewegungen jetzt immer kräftiger fort. So langsam und bedächtig er sich 1811 und 12 in Portugal und Andalusien gezeigt hatte, so energisch war er jetzt, da es galt, den geschwächten Feind ganz aus Spanien zu vertreiben. Aber auch bei dem Marschall Soult schien die immer steigende Gefahr seine Energie erhöht zu haben, und er zeigte sich jetzt ungleich thätiger, als dies in den früheren Feldzügen in Spanien bei ihm der Fall gewesen war. Es sollte noch mehrere heiße Kämpfe geben, bis der Herzog von Wellington und seine stolzen Briten sich zu Toulouse als die völligen Sieger ansehen durften.

Längst des Flusses Nivelle hatten die Franzosen ihre stärksten Verschanzungen aufgeworfen, um die wich-

tige Straße nach Bayonne, der ersten bedeutenden Stadt Frankreichs, hier zu decken. Besonders das Dorf Sara und die Anhöhen von Ainhoue waren hier stark befestigt und die Erstürmung dieser Werke kostete unserem Heere voraussichtlich noch bedeutende Opfer.

Ich befand mich jetzt bei dem Centrum der englischen Armee, welches Wellington in eigener Person befehligte, und war in der Regel bei dem mir persönlich gewogenen Marschall Beresford, der hier drei schwache Divisionen unter sich hatte, thätig. Ich trug zwar noch die Uniform eines spanischen Generalstabs-Officiers, stand aber sonst mit der inzwischen nach Madrid übersiedelten spanischen Regentschaft nur noch in sehr geringer Verbindung. Ich konnte auf diese Unabhängigkeit um so größeren Anspruch machen, da ich während der ganzen Zeit, die ich nun schon wieder in Spanien diente, und trotz der verschiedenen und zum Theil sehr gefährlichen Aufträge, denen ich mich, so weit in meinen Kräften stand, stets mit der größten Bereitwilligkeit unterzogen hatte, nie einen Piaster Gage empfing und daher trotz der größten Sparsamkeit einige tausend Gulden meines geringen Capitals wieder zusetzen mußte. Doch was kümmerte es mich, ob ich Vermögen besaß oder nicht, wenn nur der große Zweck des Kampfes erreicht und die Herrschaft der Legitimität in meinem Vaterlande Frankreich wieder fest begründet wurde. Hierzu hatte

ich aber jetzt sichere Hoffnung, und so war ich so froh in meinem Herzen, wie dies seit langen Jahren nicht mehr der Fall gewesen war.

Auf einer weiten Recognoscirpatrouille, die ich in Begleitung von einigen 30 deutschen Reitern der englisch-deutschen Legion unternahm, betrat ich zuerst wieder den Boden Frankreichs. Es war ein düsterer, kalter Novembermorgen, der Regen goß in Strömen und ein eisiger Wind blies schneidend von den schneebedeckten Gipfeln der Pyrenäen; aber mir wurde jetzt so warm um das Herz, und meine Brust hob sich vor Freude in so heftigen Schlägen, daß ich Kollet und Mantel öffnete, um nur frische Luft zu bekommen. Trotz des Regens und grundlosen Schmutzes warf ich mich unweit des ersten französischen Grenzsteines auf die Knie und dankte in langem, inbrünstigem Gebet Gott, dem Lenker aller Heerschaaren für die Gnade, die er mir gewährt, daß ich jetzt den Boden des geliebten Vaterlandes wieder betreten durfte. Welch unendlicher Zauber liegt aber in dem einzigen Wort „Vaterland". Wer nie wie ich, so lange in der Verbannung leben mußte — wie ich auch jetzt wiederum als Greis in der Verbannung sterben werde, wird die wahre Bedeutung dieses Wortes nicht erfassen lernen. Den größten Theil meines Lebens hindurch war ich gezwungen gewesen, gegen die verblendeten und entarteten Söhne meines Vaterlandes Frank-

reich zu streiten und viele von ihnen waren in ehrlichem Kampfe durch meine Hand gefallen, und doch fühlte ich mich jetzt von einem so süßen Schauer durchrieselt, als endlich der Huf meines Pferdes die erste Scholle des altfranzösischen Bodens wieder berührte. Oh mein Frankreich, du schönes, vom gütigen Gott so überreich begabtes, und doch durch eigene Schuld deiner Bewohner so unglückliches Land, warum dürfen meine Gebeine nicht auch einst in dem heiligen Schooß deiner Erde ruhen!!

Um mich herum standen, bei diesem ersten Gebete wieder auf französischem Boden, die bärtigen, gebräunten Gestalten dieser wackeren deutschen Reiter. Sie konnten meine Freude verstehen, denn gleich mir, waren sie Verbannte, und um Bonaparte's Tyrannei zu entgehen, von dem geknechteten Boden ihrer deutschen Heimath entflohen, um hier im fernen Spanien für die gerechte Sache der Legitimität mit kräftigem Arme die gewichtigen Pallasche zu schwingen.

„Will's Gott, sehen wir bald unser hannöversches Land eben so wieder, wie Sie jetzt Ihr französisches," sagte mir mit echt deutscher Treuherzigkeit ein altgedienter, weißbärtiger Dragoner-Wachtmeister. Der Lieutenant der Patrouille, ein noch junger, lebensmuthiger Cavalier, pflückte ein halbvertrocknetes Blümlein, was von einem Myrthenstrauch hing, ab, um es seiner

in dem fernen Hannover mit treuer Liebe harrenden Braut als Trophäe von seinem ersten Einmarsch in Frankreich mitzubringen. Wir konnten übrigens bei dieser Recognoscirung nicht gleich auf französischem Gebiete bleiben, sondern mußten uns nach einigen Stunden schon zurückziehen, da eine Escadron polnischer Lanciers uns bemerkte und verfolgte.

Bald darauf rückte unser ganzes Heer zum kräftigen Angriff vor. Die Operationspläne von Wellington waren jetzt sehr gut erdacht und seine Truppen führten sie auch vortrefflich aus. Der englische Generallieutenant Cole, dem ich an diesem Tage zugetheilt war, erstürmte das Dorf Sara, den Mittelpunkt der französischen Verschanzungen, mit großer Energie. Die französische Besatzung hier vertheidigte sich ungewöhnlich matt und überließ uns die Schanzen nach einer viel weniger hartnäckigen Gegenwehr, wie man dies sonst von den Soldaten Bonaparte's gewohnt war. Es waren sehr viele junge Conscribirte darunter, die kaum einen Schuß thaten und dann fortliefen, so daß wir verhältnißmäßig sehr wenige Gefangene machten. Immer mehr gewann ich jetzt die Ueberzeugung, daß es mit der Herrschaft Bonaparte's bald zu Ende gehen müsse, da seine Truppen schon anfingen, sich so schlecht zu schlagen. Im Jahre 1804 und auch noch später wären Bataillone, welche so starke Verschanzungen so schlecht

vertheidigt hätten, als es hier bei Sara geschah, von Bonaparte ohne Weiteres decimirt und alle ihre Officiere infam cassirt worden.

Nur vier Elitecompagnien eines leichten Infanterie-Regiments, was schon 1804 und 1809 in Deutschland mir gegenüber gefochten und seit 1810 in Spanien gedient hatte, wahrten jetzt den französischen Waffenruhm. Von allen Seiten umzingelt, fuhren sie dennoch in der Vertheidigung der ihnen anvertrauten Schanze hinter Sara ruhig fort, und schlugen den Angriff der portugiesischen Infanterie zweimal ab. Ich wurde abgesandt, den Bataillonschef zur Ergebung aufzufordern, da eine längere Vertheidigung doch nur nutzloses Blutvergießen veranlaßte und weiter keinen Zweck haben konnte.

Der Bataillonschef, ein altgedienter Soldat, war aber sehr grob gegen mich und meinte, er wolle den Engländern wenigstens zeigen, daß noch nicht aller Muth aus der französischen Armee gewichen sei, wenn auch augenblicklich die Sache schlecht ginge. Er ließ seine Hornisten nun die Marseillaise blasen und meinte lachend, mit diesen Klängen sei er zuerst in das Feld marschirt und wolle nun auch mit denselben sterben. Er brannte seine kleine Thonpfeife wieder an, befahl mir, so schnell wie möglich fortzujagen, denn sonst würde er auch auf mich schießen lassen, und ließ seine Soldaten

gegen ein portugiesisches Regiment vorwärtsstürmen. Mit lautem „vive l'empereur“ thaten dies die muthigen Voltigeurs. Jetzt aber krachte es von allen Seiten gegen dies verwegene Bataillon und die Hälfte der Soldaten desselben stürzte todt oder verwundet zusammen. Der kleine Maulesel, den der Bataillonschef ritt, kam sogleich in wilden Sätzen gerade auf uns zugelaufen. Wir glaubten, sein Reiter wolle jetzt um eine Capitulation bitten, als ich entdeckte, daß dieser schon eine Leiche sei, die noch fest im Sattel sitzen geblieben war. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte dieser todte Reiter, der sogleich aus dem Sattel fiel, als ein englischer Soldat den Zügel des Maulesels ergriff und das Thier mit einem kräftigen Ruck zum Stehen brachte. Der sehr zusammengeschmolzene Rest des französischen Bataillons, seines tapferen Führers beraubt, ergab sich nun ohne Weiteres der mehr als vierfachen Uebermacht, mit der wir es von allen Seiten umzingelten.

Nach dieser sehr glänzenden Einnahme der befestigten feindlichen Stellungen erreichte Wellington den wichtigen Zweck, sich an der oberen Nivelle festzusetzen. Dem Marschall Soult blieb nun nichts weiter übrig, als sein in letzter Zeit sehr zusammengeschmolzenes Heer bis nach Bayonne zurückzuführen. Furchtbare Regengüsse fielen in dieser Zeit und machten die engen Gebirgswege der Gegend für das schwerfällige, stets

mit sehr vielem Gepäck marschirende englische Heer fast unpassirbar. Rücksichtslose Feldherren, wie der alte Suworow oder Massena, hätten auch diesen Naturhindernissen Trotz geboten und wären vorwärts marschirt. Wellington verlor aber auch im Glück niemals seine bedächtige Vorsicht und muthete seinen Truppen sicherlich keine Strapazen zu, wenn er dies irgendwie vermeiden konnte. So blieben wir nun ruhig einige Zeit in sehr befestigten Cantonnirungen an der Nive stehen. Das französische Heer hatte jetzt aber seine frühere Offensivlust schon so verloren, daß von seiner Seite gar keine Ueberfälle mehr versucht wurden, wie dies in früheren Zeiten unzweifelhaft geschehen wäre.

Mir war es unmöglich, während dieser Zeit mich müßig zu verhalten, und meine Ungeduld trieb mich weit umher. Mit einem kleinen Trupp von einigen 20 Reitern streifte ich in das französische Gebiet hinein und näherte mich Bayonne. Das Landvolk jener Gegenden hatte nicht die mindeste Anhänglichkeit mehr für die Sache Bonaparte's und war mir im Geheimen ungleich behülflicher wie den Franzosen. Einen offenen Aufstand für die Sache der Legitimität zu entflammen, wollte mir jedoch nirgends recht gelingen, so viel Mühe ich mir auch deshalb gab. Die Bauern schüttelten die Köpfe und meinten, es sei wohl recht gut, wenn der Napoleon, der ihnen fort und fort ihre

Söhne für seine Heere genommen hätte, fortgejagt würde, aber einen Aufstand zu unternehmen, wagten sie nicht, denn man kann doch nicht wissen, ob er zuletzt nicht wieder die Oberhand behielte, und dann würde in solchem Falle ein ungemein strenges Strafgericht gehalten werden. So lauteten fast übereinstimmend die Antworten, die ich von allen Bauern in den Dörfern, die ich durchzog, erhielt. Uebrigens befanden sich nur sehr wenige junge Männer, da fast Alle zum Militairdienst ausgehoben waren, in den Dörfern und man sah beinahe nur Greise, Frauen und Kinder. Die Desertionen in dem Heere des Marschalls Soult geschahen jetzt massenhaft, besonders von den jungen Recruten. Die Deutschen darunter traten gewöhnlich zu uns über, die Franzosen aber verbargen sich in den Wäldern und Bergen und wurden von den Bauern auf jegliche Weise unterstützt. Es fanden jetzt häufig blutige Gefechte zwischen den französischen Gensd'armen und diesen Deserteurs, die sich mitunter zu ganzen Banden vereinigt hatten, statt. Da Wellington jetzt eine sehr strenge Disciplin hielt, jeden Soldaten, der beim Plündern betroffen wurde, ohne Weiteres erschießen ließ, und alle Lebensbedürfnisse sehr reichlich mit baarem Gelde bezahlte, so brachten die französischen Bauern uns sehr gern ihre Lebensmittel, während das Heer des Marschall Soult oft an den nöthigsten Bedürfnissen den empfind-

lichsten Mangel leiden mußte. Trotz aller seiner Bedrängnisse, und obgleich seine Soldaten seit vielen Monaten keinen Sold mehr erhalten hatten, verlor der Marschall Soult dennoch seine Energie nicht, und ging Mitte December sogar hie und da wieder zur Offensive über. Er hatte Douaniers, Gensd'armen und einige alte Veteranen-Bataillone aus den Grenzfestungen in sein Heer eingetheilt und dadurch nicht allein die Stärke desselben vermehrt, sondern ihm auch wieder größere Kraft verliehen. So griff er den englischen General Hill mit vieler Kühnheit an, und hätte sich fast den Sieg hier errungen, wenn nicht gerade im entscheidenden Augenblick der General Byng mit seiner Brigade als Verstärkung erschienen wäre. Auch die leichte Division des englischen Generals Carl von Alten, eines wackeren Soldaten, der von allen englischen Heerführern mit die kühnste Unternehmungslust hatte und stets den Feinden auf dem Nacken saß, mußte in der Gegend von Biarritz mehrfache französische Angriffe bestehen, die nicht immer ohne empfindliche Verluste abliefen.

Die Tage wurden jetzt aber immer rauher, die engen Wege der Pyrenäen, in denen wir uns befanden, immer ungangbarer und so hörten alle größeren Operationen mehrere Wochen hindurch fast gänzlich auf. Selbst ich stellte meine Streifereien jetzt mehr ein, denn

ich fühlte leider, daß mein Körper nicht mehr die Ausdauer besaß, um beständig die Strapazen, die bei solchen Streifzügen Tag und Nacht in den Pyrenäen erforderlich sind, ertragen zu können. Ich war nicht mehr der 22jährige Jüngling, dem es nicht viel ausmachte, wenn er auch Wochenlang keine Ruhe hatte.

Den Neujahrstag des Jahres 1814 brachte ich in froher Gesellschaft einer wackeren französischen Familie auf ihrem einsamen Bergschlosse, nicht weit von St. Jean de Luz, zu. Seit langen Jahren hatte ich den Beginn eines neuen Jahres nicht mit gleich frohen Zeugen gefeiert, wie diesmal. Ich glaubte mich fast in die Zeit meiner glücklichen Jugend auf unserem alten Stammschlosse in der Bretagne zurückversetzt, so froh war ich in meiner Brust, bis dann wieder die Erinnerung an die vielen Prüfungen, die ich inzwischen hatte erdulden müssen, sich gleich einem düstern Schatten über meinen Frohsinn legte. Diese wackere Familie bestand aus einem alten Ehepaar von der besten legitimistischen Gesinnung, zwei sehr schönen, liebenswürdigen Töchtern und einem ehrwürdigen Hauscaplan, der mich lebhaft an meinen theuren Pater Allestan erinnerte. Es war noch etwas ungemein Patriarchalisches in dieser Familie, wozu die Lage des Bergschlosses, was ganz in einem einsamen Seitenthale auf einem steilen Felsabhange erbaut war, viel mit beigetragen haben mochte.

Die demoralisirenden Nachwirkungen der französischen Revolution und der Bonaparte'schen Usurpation waren bis in dies abgelegene Bergschloß noch nicht gedrungen und man konnte sich in die gute alte Zeit hier zurückversetzt fühlen. Den Ehrenplatz an der Wand, dem Kamin gegenüber, nahmen hier im Schloßsaale noch die Bilder der legitimen Könige Frankreichs aus dem Hause der Bourbons ein, und der Schloßherr sagte mir, daß er solche niemals von ihren Plätzen habe abnehmen lassen. Hier unter solchen Bildern an der Neujahrstafel den Trinkspruch auf das Wohl Sr. Majestät des legitimen Königs Ludwig XVIII. von Frankreich und Navarra ausbringen zu können, war eine große Freude für mich. Voll tiefer Rührung fiel mir der alte greise Schloßherr bei diesem Trinkspruch um den Hals und die Thränen rannen über sein faltiges Antlitz, und auch in den klaren Augen der lieblichen Töchter perlten Thränen.

Am Abend dieses schönen, mir ewig unvergeßlichen Neujahrstages von 1814 feierten wir in dem alten Schlosse noch eine frohe Verlobung, der acht Tage später schon die Hochzeit folgte. Mit mir war ein junger Irländer dort, der als Capitain die Compagnie, welche jetzt in den Wirthsschaftsgebäuden am Fuße des Schloßberges einquartiert lag, befehligte.

Capitain O — .... war ein hübscher, schlanker Mann,

25 Jahre alt, mit einem offenen, freimüthigen Gesicht, in dem ein Paar helle Augen blitzten. Er war von altem katholischem Adel, hatte einiges, wenn auch nur geringes Vermögen, dagegen die Hoffnung, sich im englischen Heere durch seine große militairische Tüchtigkeit noch eine bedeutende Stellung zu erkämpfen. Daß ein warmblütiger Irländer sich schnell in die schöne schwarzlockige, dunkeläugige Eugenie, so hieß die jüngste Tochter auf dem Schlosse, verlieben konnte, war begreiflich, und noch begreiflicher, daß auch er schnell Gnade bei diesem jungen Mädchen, der in ihrem einsamen Leben noch nicht viele beachtenswerthe Männer vorgekommen sein mochten, fand. Im Felde geht Alles schneller, als im Frieden, und so benutzte Capitain O.... auch die fröhliche Stimmung, in der die Eltern sich am Neujahrsabend befanden, um die Hand dieser Tochter anzuhalten, die er dann auch nach einigen Bedenklichkeiten erhielt, so daß wir gleich die Verlobung feiern konnten. Acht Tage später bekam der glückliche Bräutigam die Nachricht, daß er mit Avancement zu einem anderen Regiment, was in Irland neu formirt werden sollte, versetzt worden sei. Hier war rascher Entschluß wünschenswerth, er machte mich zu seinem Fürsprecher bei den Eltern, schonte selbst seine lebendige Zunge nicht, außerordentliche Verhältnisse rechtfertigen außerordentliche Thaten; kurz, noch an demselben Abende

segnete der alte Schloßcaplan das liebende Paar in der Schloßkapelle, und schon am anderen Morgen reisten die neuen Eheleute zusammen ab. So war der Irländer in gerade acht Tagen Bräutigam und Gatte geworden. Diese so schnell geschlossene Ehe blieb, wie ich zu meiner Freude später erfuhr, stets eine glückliche und wurde mit 14 Kindern gesegnet. Der Capitain brachte es noch bis zum General und starb vor Kurzem in Ostindien.

Nicht so glücklich war das Loos der älteren Schwester, die nach meinem Geschmack die jüngere noch an Schönheit weit übertraf. Sie war eigentlich gegen den Willen der Eltern mit einem Officiere im Heere Bonaparte's im Stillen verlobt. Ihr Bräutigam blieb bei der Einnahme von Paris, und die trauernde Braut nahm 1817 nach dem Tode der Mutter den Nonnenschleier und trat in ein Kloster der barmherzigen Schwestern ein. Segen ihrem Andenken.

Bis zum 14. Februar blieb ich im Ganzen ziemlich müßig auf diesem Schlosse, dann nahm ich wieder lebhaften Antheil an einem Gefechte, was wir mit den Franzosen unweit des Städtchens Gorritz hatten. Die Feinde vertheidigten sich im Allgemeinen gut und wir mußten bis spät in die Nacht fechten, bis wir sie aus ihren geschickt gewählten und befestigten Positionen vertrieben und dadurch die Straße nach Bayonne abge-

schnitten hatten. Ich hatte mich bei dieser Gelegenheit verirrt und wäre um ein Haar fast in feindliche Gefangenschaft gerathen, was gerade jetzt ein sehr großes Unglück für mich gewesen wäre. Eine französische Husaren-Patrouille verfolgte mich auf das Lebhafteste und nur die Schnelligkeit meines andalusischen Hengstes und die Erschöpfung der Pferde meiner Feinde retteten mich.

Nach mehreren lebhaften Gefechten mit dem Feinde, an denen ich persönlich keinen weiteren Antheil nahm, gingen wir den 25. Februar über den Adour und schlossen Bayonne ein. Ich befand mich jetzt wieder bei dem Marschall Beresford, und wir lieferten den Feinden ein sehr blutiges Gefecht und nahmen dessen feste Position bei dem Dorfe St. Boez mit stürmender Hand. Die Franzosen fochten theilweise nur sehr mäßig und man merkte es ihnen an, wie Muth und Disciplin immer mehr aus ihren Reihen zu schwinden begannen. Nur die vielen alten Soldaten und Officiere in den Regimentern hielten das Ganze noch aufrecht. Die Conscribirten konnten nur mit Mühe in den Kampf getrieben werden. Dazu kamen von den großen verbündeten Heeren im Osten Frankreichs auch sehr häufig günstige Nachrichten zu uns und schon konnte man — traten nicht ganz besondere Zufälligkeiten ein, wie jeder Krieg solche darbietet, es nach Wochen berechnen, wann Bonaparte ganz gestürzt und Paris in unsere Gewalt

kommen würde. Das war ein gar herrlicher Frühling jetzt, und so rauh das Wetter sich auch bisweilen noch zeigte, und so kalt der Wind von den Pyrenäen herabstürmte, ich merkte dies kaum, denn zu voll war meine Brust von den freudigsten Hoffnungen.

Immer tiefer drangen wir jetzt in Frankreich ein, immer lebhaftere Sympathien zeigte die Landbevölkerung unserer Sache. Das Ludwigskreuz auf meiner Brust war häufig ein Gegenstand des Enthusiasmus für die Bauern, und besonders die älteren Leute drängten sich um mich herum, schüttelten mir die Hände und äußerten auf die lebhafteste Weise ihre Freude, daß sie wieder einen Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig sehen konnten, was ihnen in so langen Jahren nicht mehr vergönnt gewesen war. Ich hatte schon im Anfang Januar an die Regentschaft geschrieben, daß ich die spanische Uniform ablegen und auf meine Stellung als Major verzichten wolle, da ich nicht wünschte, in mein Vaterland in der Uniform eines fremden Landes einzuziehen. Ich ließ mir ein einfaches Reitkleid machen, wie es die Cavaliere am Hofe Ludwig's XVI. auf ihren Ausflügen zu Pferde trugen, und steckte die weiße Kokarde der Bourbons an meinen Hut. Welche tiefe Rührung ergriff mich, als ich zuerst wieder dies schöne Feldzeichen tragen durfte, unter dem ich in der Vendée und Bretagne so lange gefochten hatte.

In den ersten Tagen des März 1814 hatte ich die Ehre, Sr. K. H. dem Herzog von Angouleme, der aus Hartwell gekommen war, vorgestellt und von diesem auf das Huldvollste empfangen zu werden. Ich blieb von nun an sehr viel mit diesem hohen Sprößling des Bourbonischen Königshauses in Verbindung und machte ihm häufig militairische Berichte.

Wir glaubten allgemein, daß nach dem unglücklichen Gefechte bei Orthez der Marschall Soult sich gegen Bordeaux wenden würde; allein er zog es vor, nach Agen an der Garonne zu marschiren. Ich glaube, der Marschall that hierin Unrecht und hätte eine so wichtige Stadt, wie Bordeaux war, nicht ohne Kampf aufgeben sollen. Vielleicht hatte er auch schon die richtige Ansicht, daß ohnehin Alles verloren sei und wollte einen ferneren nutzlosen blutigen Kampf vermeiden. Bei uns Legitimisten erregte die Nachricht, daß der Weg nach Bordeaux, dieser zweiten Stadt Frankreichs, frei sei, einen ungeheuren Jubel und wir bestürmten den Herzog von Wellington, daß er ein Corps zur Einnahme derselben absenden möge. Der edle Herzog, in seiner gewöhnlichen Vorsicht und Bedachtsamkeit, wollte anfänglich nicht recht auf diesen Plan eingehen. Er fürchtete, der Marschall Soult wolle einem solchen Corps absichtlich eine Falle legen, dasselbe nach

Bordeaux zwar ungehindert hineinmarschiren lassen, es dann aber durch eine Seitenbewegung vom Hauptcorps abschneiden, um es desto sicherer aufzureiben. Zu läugnen ist auch nicht, daß in rein strategischer Hinsicht diese Bedenken Wellington's nicht ganz grundlos sein mochten. Einem energischen Feinde gegenüber hätte man diesen Flankenmarsch nach Bordeaux nicht wagen dürfen, und eine Armee Bonaparte's, wie solche früher bestand, solche Kühnheit nicht ungestraft hingehen lassen. Jetzt aber dachten unsere Feinde nicht mehr an derartige energische Offensiv-Unternehmungen, sie hielten sich möglichst in einer strengen Defensive und fochten nur noch, um womöglich ihre Soldatenehre bis zum letzten Augenblicke zu wahren. Ich kann nicht läugnen, daß mir dies Bestreben bei so vielen meiner Feinde, die ich fast ein Vierteljahrhundert hindurch auf das Grimmigste gehaßt und auf das Unermüdlichste bekämpft hatte, jetzt eine gewisse Achtung einflößte.

Daß wir Legitimisten aber auf das Eifrigste darnach streben mußten, mit dem Herzoge von Angouleme an der Spitze so bald wie möglich einen Einzug in Bordeaux zu halten, war natürlich. Die legitimistische Partei hier war stets sehr zahlreich gewesen, wenn sie auch nach Art der verweichlichten und verwöhnten Bevölkerung einer großen reichen Stadt ihre

Gesinnung bisher mehr in Worten, als gerade in kräftigen Thaten gezeigt hatte. Unter solchen Umständen konnten wir also mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Einzug des Herzogs von Angouleme ein sehr glänzender sein und es an legitimistischen Demonstrationen nicht fehlen würde. Die Agenten unserer Partei waren schon seit Wochen in Bordeaux und Umgegend ungemein thätig und alle ihre Berichte lauteten sehr günstig für uns. Wenn aber die weiße Fahne erst wieder von den Kirchthürmen in Bordeaux wehte, und Ludwig XVIII. dort als König von Frankreich unter dem allgemeinen Jubelruf des Volkes proclamirt wurde, so mußte die Einwirkung hiervon für unsere gerechte Sache in ganz Frankreich eine sehr günstige sein. Mehr wie eine große gewonnene Schlacht des englisch-spanischen Heeres mußte ein solches Ereigniß uns nützen. Der Herzog von Wellington sah dies auch vollkommen ein, da er sich aber seinem eigenen offenen Geständnisse nach eben nicht für die legitimistische Partei in Frankreich interessirte, so wollte er anfänglich immer noch nicht in die Absendung einiger Divisionen seines Heeres nach Bordeaux einwilligen. Die allmählich gewonnene eigene Ueberzeugung, daß von einem schon so demoralisirten Heere, wie der Marschall Soult es jetzt befehligte, keine kühne Offensiv-Unternehmung mehr zu befürchten sei, bewog ihn zuletzt mehr, wie

alle unsere Ueberredungskünste dies vermocht hatten, zu dem Entschlusse, den Marschall Beresford mit ungefähr 16000 Mann nach Bordeaux zu senden. Ich war zufällig gerade an dem Tage in dem Hauptquartier Wellington's, als er dem Marschall Beresford den Befehl zu diesem von uns so dringend gewünschten Marsche zukommen ließ. Der Herzog, sonst gewöhnlich der Ernst und die Wortkargheit selbst, der keine Sylbe mehr mit Fremden sprach, als gerade nothwendig war, zeigte an diesem Abend eine ungewöhnlich heitere Stimmung. Er redete mich an, was er sonst nur ausnahmsweise zu thun pflegte und meinte: „Nun, mein Herr Marquis, was Sie so dringend wünschten, ist geschehen; morgen wird das Corps Beresford's den Marsch nach Bordeaux antreten. Ich handle zwar hierdurch gegen alle Regeln der Kriegskunst, doch glaube ich, braucht man es jetzt nicht mehr so ganz strenge damit zu nehmen."

Ich wurde bei dieser Nachricht ganz roth vor Freude und brachte einige Worte des Dankes und Lobes hervor.

Der Herzog lächelte hierbei einen Augenblick und sagte dann: „Sie, mein Herr Marquis, sind ein gar fester Anhänger der Bourbons, und hätten diese nur viele solche Stützen in Frankreich, so würde ihr Herrscherhaus ganz sicher dort begründet sein. Sie haben

für Ihr Princip gar manche schwere Jahre bisher erduldet, es ist billig, daß nun auch die freudigen Stunden kommen, und so hoffe ich, Sie reiten an Beresford's Seite in Bordeaux mit ein."

Hierbei nickte er wohlwollend mit dem Kopfe, legte dann seiner Gewohnheit nach die Hände auf den Rücken und ging langsam fort. Ich muß gestehen, solche wohlwollende Aeußerungen hatte ich noch niemals vom Herzog von Wellington gehört, ja selbst nicht einmal erwartet.

Am 7. März trat der Marschall Beresford mit seinem Corps den Marsch nach Bordeaux an. Obgleich wir durch sehr arme Gegenden kamen, in denen die zerstreut lebenden Bewohner nur die nothdürftigsten Lebensmittel erzeugten, so brachten sie doch in allen Dörfern das Beste, was ihre Hütten nur enthielten, freiwillig herbei, um die englischen Truppen, die sie von der Tyrannei Bonaparte's erlösten, damit zu erquicken. Unser ganzer Marsch glich wirklich oft mehr einem Triumphzuge, wie dem Marsche eines Heeres im feindlichen Lande, wenn auch natürlich die militairischen Vorsichtsmaßregeln keineswegs dabei vernachlässigt werden durften. Die Freunde unserer Partei waren schon im Voraus sehr thätig gewesen, alle Ortschaften, durch welche der Herzog von Angouleme seinen Weg nahm, zu schmücken. Glockengeläute schallte von allen Thür-

men uns entgegen, die weißen Fahnen flatterten in der blauen Frühlingsluft weitschimmernd als freundliche Bewillkommungszeichen, Triumphpforten waren errichtet; kurz es fehlte an keinen derartigen Freudenäußerungen, durch welche ein treues Volk seinen Jubel über die endliche Erscheinung eines Sprößlings seines legitimen Fürstenhauses nur zu erkennen geben kann.

Wir führten ganze Packete mit weißen Kokarden bei uns, vertheilten solche freigebig unter die jubelnd die Hände darnach ausstreckende Menge, und hatten die Freude, daß viele Einwohner, die solche noch nicht trugen, diese Zeichen der Legitimität sogleich auf ihre Kopfbedeckung steckten. Die Frauen trugen häufig sehr große weiße Busenschleifen. Rührende Züge in Menge kamen auf diesem Marsche vor, und besonders ältere Leute, die früher vielleicht irgendwie mit dem Königlichen Hause in Verbindung gestanden hatten, weinten bei dem Anblick des Herzogs von Angouleme laut vor Rührung. Ein uralter, lahmer und erblindeter Edelmann, der früher einst in der Garde du Corps gestanden hatte, war über 10 Meilen weit gefahren, bloß um vor seinem Tode noch einmal die Stimme eines Bourbons zu hören. Seine Urenkelin, ein hübsches Mädchen von 10 Jahren, führte ihn am Arme zum Herzoge von Angouleme, den er um die Gnade bat, seine Hand küssen zu dürfen. Der Herzog

umarmte den alten Greis und küßte ihn auf die Stirne, worüber dieser so in freudige Rührung gerieth, daß er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte und hinweggeführt werden mußte. Auch die kleine hübsche Urenkelin bekam vom Herzoge einen Kuß auf ihre frischen, rothen Wangen, was ihr ersichtlich ein wahres Entzücken bereitete.

Daß es übrigens an einigen, wenn auch vereinzelten Gegendemonstrationen nicht fehlte, kann ich nicht läugnen. Besonders Bauern und Bürger, deren straffer Haltung man es ansah, daß sie früher im Heere gedient hatten, zeigten ein finsteres und trotziges Benehmen und zogen kaum, oder nur gezwungen, vor dem Herzoge von Angouleme ihre Mützen ab. Fast lediglich in solchen ehemaligen Soldaten fand der Bonapartismus im südlichen Frankreich noch seine Hauptstütze, die übrige Bevölkerung war ihm mit sehr geringen Ausnahmen, entschieden abgeneigt. Gleich in dem ersten Nachtquartier war ich zufällig bei einem solchen eifrigen Bonapartisten, einem dem Anschein nach sehr wohlhabenden Viehhändler in Quartier gekommen. Weder der Hauswirth, noch die Hausfrau empfingen mich, wie dies sonst üblich war, und nur eine alte schmutzige Magd wies mir mein Zimmer an. Lauter Bilder von Bonaparte und dessen bedeutendsten Siegen hingen an den Wänden dieses Gemachs. Mein spanischer Diener

und die irländischen Ordonnanz-Dragoner, die ich bei mir hatte, wollten diese Bilder sogleich zertrümmern, doch untersagte ich solche Rohheit ernstlich und ließ sie nur abnehmen und in einem Winkel zusammenstellen. Später traf ich den Wirth unten bei den Pferden im Hofe. Er hatte einen Stelzfuß, trug das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch seiner Jacke, und sah mich finster an, ohne nur zu grüßen. Absichtlich ignorirte ich diese Unart, redete ihn höflich an und frug, wo er sein Bein verloren und dies Ehrenzeichen auf seiner Brust sich erworben habe. „Bei Austerlitz als Brigadier bei den Garde-Grenadieren zu Pferde," antwortete er kurz.

„Das war ein heißer Kampf," entgegnete ich, „denn ich kämpfte an diesem Tage ebenfalls als österreichischer Officier." Noch finsterer als früher wurde jetzt der Blick des alten Grongnard, den er auf mich richtete, und er erwiederte, „dann thut es mir leid, daß ich Sie nicht tödten konnte, da Sie als Franzose es wagten, gegen den Kaiser Napoleon zu kämpfen."

Diese Unart war zu absichtlich, als daß ich sie ungestraft hingehen lassen durfte. Ich ergriff den Arm des Viehhändlers und sagte ihm mit fester Stimme: „Ich hielte meine Sache für zu edel, als daß so ein Mensch wie er sei, mich beleidigen könne. Eine Strafe für sein Betragen müsse ihm jedoch werden, und so würde

ich auf der Stelle sein Haus verlassen und ihm eine andere Einquartierung, die vielleicht minder nachsichtig sei, zuweisen lassen." Ich ließ mir auch sogleich ein anderes Quartierbillet geben und der grobe Viehhändler erhielt dafür ein Dutzend irländische Dragoner mit ihren Pferden, die dann als Ordonnanzposten noch lange im Orte blieben, angewiesen.

Je näher wir übrigens an Bordeaux kamen, desto größer wurde der Jubel, desto wohlhabender auch die Bevölkerung. Von allen Seiten strömten die Bewohner der Umgegend auf viele Meilen weit herbei, um ihr Auge wieder an dem Anblick eines Prinzen aus dem Königlichen Hause der Bourbons zu erfreuen. Besonders auch aus der Stadt selbst hatten sich schon zahlreiche Besucher — meist den höheren Ständen angehörend, bei uns eingefunden und einstimmig versicherten sie, daß unser Einmarsch ohne den mindesten Widerstand erfolgen werde. Die Besatzung von Bordeaux bestand fast nur noch aus Nationalgarden, die großentheils gut legitimistisch gesinnt waren, und einigen wenigen Veteranen, Artilleristen und Gensd'armen, die sämmtlich bei unserer Annäherung eiligst flohen.

Der Maire von Bordeaux, Herr von Lynch, der selbst ein eifriger Legitimist war, kam am 12. März zum Marschall Beresford, um ihm die Schlüssel anzubieten, was dieser aber ablehnte, da die Stadt

keine eroberte sei. Unser Einzug, mit dem Herzoge von Angouleme an der Spitze, dem einige tausend Einwohner zu Roß und Wagen folgten, war ungemein feierlich. Von allen Kirchthürmen wehte die weiße Fahne der Bourbons, fast alle Männer trugen weiße Kokarden, während die ohnehin in der Regel schon hübschen Mädchen und Frauen die Schönheit ihrer Erscheinung durch weiße Schleifen und Bänder, die sie überall an ihren Kleidern und Haaren angebracht hatten, noch zu erhöhen suchten. Feierliches Glockengeläute von allen Kirchen ertönte und mischte sich mit dem brausenden Jubelruf der Menge und dem begeisterten „vive le roi", was fort und fort von Tausenden von Stimmen erscholl. Wie unendlich wohl fühlte sich mein Herz bei diesem schönen Ruf, den ich seit langen Jahren nicht gehört hatte.

Nachdem die ersten Feierlichkeiten des Empfanges des Herzogs von Angouleme, der dabei Alle durch seine Huld entzückte, vorüber waren, sprang ich vom Pferde, eilte in die festlich geschmückte St. Michaelis-Kirche und warf mich vor einem einsamen Seitenaltar auf die Knie, um meinem Gott inbrünstig für seine Gnade zu danken. Es ward mir an dieser heiligen Stätte recht wohl und ruhig in meiner bewegten Brust; ich konnte mich gar nicht wieder von ihr losreißen und in das lärmende Gewühl der jubelnden

Menge da draußen zurückkehren, und blieb so lange in der Kirche, daß mein treuer Diener schon fürchtete, es könne mir irgend ein Unheil zugestoßen sein, und mich daher ängstlich aufsuchte.

Die Eindrücke der ersten Tage, die ich nun in Bordeaux zubrachte, waren fast betäubend und die verschiedensten Empfindungen stürmten dabei auf mich ein. Besonders das Wiedersehen mancher alten Freunde und Kameraden von der Garde du Corps und den Kämpfen der Vendée her, erfreute mich sehr, und ich gab und empfing gar manche herzlich gemeinte Händedrücke. Aus allen umliegenden Departements war der legitimistische Adel jetzt nach Bordeaux geeilt, und wohl selten noch hatte diese gute Stadt eine glänzendere Versammlung in ihren Mauern gesehen, als jetzt. Die rothen Uniformen der englischen Soldaten verschwanden fast unter dieser Masse von Fremden jeden Standes, welche die breiten, reinlichen Straßen, dieser auch in ihrem Aeußern schönsten Provinzialstadt Frankreichs, anfüllten.

Was die Gastfreundschaft der Bevölkerung nur aufbieten konnte, um den englischen Truppen den Aufenthalt angenehm zu machen, geschah gewiß jetzt. Die großen Keller wurden geöffnet und die berühmten Weine von Bordeaux rannen in Strömen durch die durstigen Kehlen der Soldaten. Leider zeigte sich die

Rohheit und Unmäßigkeit vieler englischer Soldaten gerade jetzt auf eine recht widerliche Weise, und die häufigen Bestrafungen mit Peitschenhieben, die eintreten mußten, wenn nicht alle Bande der Disciplin aufhören sollten, paßten nicht zu dem allgemeinen Freudentaumel, der einen großen Theil der Bevölkerung ergriffen hatte. Den ausgepichten Kehlen der gemeinen englischen Soldaten war der Wein viel zu schwach, sie tranken dafür lieber den bekannten „Cognac“ in großen Gläsern und zu Hunderten konnte man in den Abendstunden die betrunkenen Soldaten umherwanken sehen, während Dutzende sich stets so berauscht hatten, daß sie bewußtlos in den Rinnsteinen umherlagen und auf Handkarren in ihre Quartiere zurückgefahren werden mußten. Daß es unter solchen Umständen an Streitigkeiten und Schlägereien, besonders mit der Hafenbevölkerung nicht fehlte, war natürlich, und es gab ärgerliche Scenen genug zu schlichten, wobei ich in meiner eigenthümlichen Stellung sehr häufig den Vermittler zwischen den städtischen Behörden und den englischen Oberofficieren machen mußte, was mir manche peinliche Stunden bereitete. So jubelnd man auch die Engländer als die Befreier der Stadt bei ihrem Einmarsch empfangen hatte, so war man im Allgemeinen noch mehr erfreut, als der Marschall Beresford mit dem größten Theil seines Corps wieder abzog und nur der

General Lord Dalhousie mit ungefähr 5000 Mann als Besatzung zurückblieb.

Der Herzog von Angouleme, der in Bordeaux fortwährend viele Gnadenbezeugungen spendete, gab mir den Rang eines Obersten der Nationalgarde von Bordeaux und wünschte, daß ich die Uniform derselben anlegen möge. Offen gestanden war es nun eigentlich nicht sehr nach meinem Geschmack, zu den vielen verschiedenen Uniformen, die ich während meines bewegten Lebens hatte tragen müssen, nun noch die eines Nationalgarden-Officiers hinzuzufügen; doch unterzog ich mich sogleich diesem Begehr des Stellvertreters meines Königs und Herrn. Ehrte der Herzog von Angouleme die treue Stadt Bordeaux doch selbst dadurch, daß er die Uniform ihrer Nationalgarde wiederholt trug, wie denn auch noch vielfache andere Beweise der Gnade an die Bevölkerung gespendet wurden. So verordnete Se. Maj. der König Ludwig XVIII., daß fortan zum ehrenden Andenken der Dauphin von Frankreich stets auch den Titel „Herzog von Bordeaux" führen solle. Und dieser letzte Sprößling des Bourbonischen Königstammes, muß jetzt wieder in der Verbannung leben, während ein Ludwig Philippe, der würdige Sohn des berüchtigten Philippe Egalité es wagen darf, in dem Königspallast der Tuilerien zu hausen. Unerforschlich sind wahrlich des Herren Wege.

Da ich niemals ein Freund von rauschenden Festlichkeiten gewesen bin, so nahm ich auch jetzt in Bordeaux möglichst wenig an den verschiedenen Festen, die in den höheren Kreisen gefeiert wurden, Theil. Die Zeit, welche mir von den verschiedenen Geschäften und Aufträgen, die ich zu besorgen hatte, frei blieb, verlebte ich größtentheils in den engsten Kreisen früherer Freunde. Besonders verkehrte ich viel mit La-Rochejaquelin, dem nächsten Verwandten meines mir unvergeßlichen Freundes Heinrich de la Rochejaquelin. Wie Vieles hatte ich mit ihm zu besprechen, welche Erinnerungen aus den Vendéekämpfen traten jetzt mit neuer Kraft in mir hervor und versetzten mich trotz alles gerechten Jubels oft in gar wehmüthige Stimmung. Wenn ich dann bedachte, daß eben dies reiche, mächtige Bordeaux, was jetzt sich im Jubel überbieten zu wollen schien, damals aus feigem Egoismus sich unserem Kampfe nicht anschließen wollte, wozu wir es so dringend aufforderten, so fühlte ich eine bittere Verachtung gegen alle diese geputzten Herren und eleganten Damen mit ihren überströmenden Loyalitätsbestrebungen. Meine treuen, tapferen Bauern aus der Vendée und Bretagne mit ihren rauhen Ziegenhaarkitteln, schienen mir ungleich festere Stützen der Legitimitätsprincipien zu sein, als diese buntgeschmückte Bordeauxer Nationalgarde, deren Uniform ich jetzt selbst tragen mußte.

Ich hatte oft Mühe genug, diesen inneren Unmuth zu verbergen, und nahm mir vor, fortan alle größeren Städte möglichst zu vermeiden.

Wenn auch Bordeaux nun schon mit dem Lilienbanner geschmückt war, so wehten die Fahnen Bonaparte's doch noch immer im südlichen Frankreich, und manche alte Soldaten strebten mit unerschrockenem Muthe danach, solche mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Des Herzogs von Wellington Truppen hatten daher noch heftige Kämpfe zu erwarten, und es schien mir und meinen Freunden in mehr wie einer Hinsicht sehr wünschenswerth zu sein, daß auch französische Legitimisten sich am Kriege betheiligten. Am 22. März verließ ich daher Bordeaux wieder, um in das englische Feldlager zurückzukehren. Ich will nicht läugnen, daß ich eigentlich froh war, als ich das lärmende Gewühl der großen Stadt mit allen ihren betäubenden Festen wieder verlassen konnte, so sehr ich mich auch auf den Einmarsch gefreuet und so viele glückliche Stunden ich daselbst auch verlebt hatte.

Der Herzog von Wellington sah zwar meine Nationalgarden-Uniform mit eigenthümlichen Blicken an, als ich mich bei ihm meldete, gestattete mir aber sonst gern, sein Hauptquartier als Volontair-Officier auch fernerhin zu begleiten. Bei den täglichen, ja fast stünd-

lichen Verwickelungen zwischen den Engländern und den französischen Behörden, konnte ich immerhin von vielfachem Nutzen als Vermittler sein. Einen bewaffneten Aufstand hier in diesen Gegenden zu Gunsten der legitimistischen Partei zu erregen, war gegen den Wunsch des Herzogs von Wellington, mit dem ich häufig hierüber sprach. Er sagte mir mit seiner gewohnten Offenherzigkeit geradezu, daß er nicht allein solche Pläne keineswegs begünstigen, sondern ihnen auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten werde. Der edle Herzog war stets ein abgesagter Feind von allen Volksaufständen, und selbst die spanischen Guerillas, so großen Nutzen sie auch während des ganzen Krieges gewährt hatten, waren ihm sehr unangenehm. In vieler Hinsicht hatte er mit diesen Ansichten auch nicht Unrecht!

Uebrigens glaube ich kaum, daß sich selbst beim besten Willen in dem ganzen südlichen Frankreich ein irgend nachhaltiger legitimistischer Aufstand, wie er 1793—94 in der Vendée und Bretagne stattfand, hätte organisiren lassen. Die Bewohner dieser Gegenden, so lebendig sie in ihrem ganzen Thun und Treiben auch sind, und so gewandt sie ihre Zungen und mitunter auch ihre spitzen Dolchmesser zu gebrauchen wissen, besitzen nicht Ausdauer und Zähigkeit genug für einen derartigen kleinen Krieg. Einige hundert müßige Tagediebe hätte ich zwar leicht zusammenbringen können,

doch hätte ich mich geschämt, das Commando über solche Schaar zu führen, und konnte dem Herzog von Wellington nur beipflichten, wenn er derartige sehr zweifelhafte Hülfe entschieden ablehnte. Die schön uniformirte Nationalgarde von Bordeaux taugte aber trotz ihrer guten legitimistischen Gesinnung nicht viel für den Krieg mit seinen Strapazen und Gefahren. Die vielen verwöhnten Comptoiristen und reichen Weinhändlersöhne, die in dieser Nationalgarde stark vertreten waren, konnten zwar sehr hübsch aussehende Paraden in den schön geschmückten Straßen ihrer Vaterstadt ausführen, in dem eigentlichen Sturm der Feldschlacht aber hätte ein kriegsgeübtes Bataillon Bonaparte's sie wahrscheinlich sogleich auseinandergestäubt.

In der Umgegend von Toulouse, wo wir jetzt den Marschall Soult mit seinem noch an 36—40,000 Mann starken Heere eingeschlossen hatten, herrschte übrigens noch viele Bonapartistische Gesinnung. Man begegnete häufig finsteren und trotzigen Gesichtern, mußte die geringsten Hülfsleistungen fast gewaltsam erzwingen und nicht selten wurden einzelne englische Soldaten durch heimliche Meuchelmorde getödtet. Der Herzog von Wellington ließ an 5—6 Bauern, die erwiesenermaßen englische Soldaten getödtet oder auch nur angefallen hatten, ohne Umstände aufknüpfen, dagegen aber auch jeden seiner Soldaten, der nur den mindesten

Versuch zu einer Plünderung oder irgend einer anderen Ungehörigkeit verübte, gehörig durchpeitschen.

Toulouse selbst war sehr stark befestigt und der Marschall Soult setzte mit großer Energie die weitere Vertheidigung desselben fort. Der in Strömen herabgießende Regen, der alle unsere Arbeiten ungemein erschwerte, begünstigte seine Absichten sehr, denn er hatte die Garonne so angeschwellt, daß ein Uebergang ungemein schwierig war. Der reißende Fluß spottete der Anstrengungen der englischen Pontonniers, und es wollte anfänglich das Schlagen einer Schiffbrücke gar nicht recht gelingen. Als dieselbe endlich fertig war und mehrere Divisionen schon übergegangen, sprengte der Strom die Brücke wieder und diese Divisionen wurden abgeschnitten. Früher wären dieselben sicherlich von den Feinden überfallen und aufgerieben worden, jetzt aber beschränkten die französischen Truppen sich auf eine möglichst strenge Defensive. Ich selbst, der schon mitübergegangen war, fuhr in einem leichten Kahne wieder zurück. Dieser schlug in der heftigen Strömung der Garonne um, ich stürzte in den Fluß und wäre fast ertrunken, wenn mich meine große Geschicklichkeit im Schwimmen nicht noch gerettet hätte. Es war aber eine harte Arbeit, in Uniform mit langen, schweren Reiterstiefeln an den Beinen, einen Säbel an der Seite, die wild dahin strömende Garonne zu durchschwimmen,

und meine Kräfte zeigten sich bereits vollständig erschöpft, als ich endlich das feste Ufer wieder erreichte. Ein starker, heißer Cognac-Punsch und einige Stunden Ruhe verwischten aber alle weiteren Folgen dieses unfreiwilligen Bades.

Am 10. April begannen wir mit aller Kraft den Angriff gegen Toulouse. Marschall Soult hatte noch einige sehr gute Regimenter und besonders auch seine Artillerie kämpfte nicht allein unerschrocken, sondern auch mit vielgeübter Geschicklichkeit. Die Dispositionen unseres Angriffes waren sehr gut gegeben, die Ausführung selbst entsprach aber nicht immer den Anordnungen. Besonders schlugen die spanischen Truppen unter dem General Freire, die jetzt nur noch mit äußerster Unlust in das Feuer gingen, sich sehr schlecht und wurden von den Franzosen entschieden geworfen. Das hierdurch entstandene Unheil wäre noch ungleich größer gewesen, und die beiden englischen Divisionen Cole und Clinton hätten leicht abgeschnitten werden können, wenn nicht die brave deutsche Infanterie des Generals von Alten sich mit der aufopferndsten Unerschrockenheit den vorwärts stürmenden Franzosen entgegengeworfen und solche nach hartnäckigem Kampfe zurückgedrängt hätte. Wie unendlich viel verdankte der Herzog von Wellington nicht während aller seiner Feldzüge der Tüchtigkeit seiner deutschen Truppen und doch wurden die Verdienste der-

selben von dem englischen Hochmuth niemals nach Verdienst gewürdigt. Auch der englische General Picton, sonst ein so verdienter Soldat, machte an diesem Tage die unverzeihlichsten Fehler und opferte gänzlich nutzlos Hunderte von seinen besten Soldaten, die er hätte erhalten können, wenn seine Adjutanten nicht zu bequem gewesen wären, die nothwendigsten Recognoscirungen vorher anzustellen. Die Ungeschicklichkeit und Gleichgültigkeit der Engländer übersteigt in dieser Hinsicht aber mitunter Alles, was man in der Art und bei irgend einem anderen Heere finden kann und mit seltenen Ausnahmen wird stets ein sogenannter englischer Generalstab sich äußerst unbeholfen benehmen.

Der feste Muth von mehreren englischen Bataillonen rettete uns an diesem Tage wieder den Gewinn des blutigen Kampfes. Besonders der General Clinton drang mit seinen Truppen ungemein kräftig vor, vertrieb die Feinde aus den bereits von ihnen eingenommenen Terrainabschnitten und eroberte zuletzt noch zwei wichtige Schanzen. Wir hatten an diesem Tage aber 6—7000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, und diese große Zahl hätte nur so viele Hunderte stark sein können, wenn die spanischen Soldaten muthiger in geschlossenen Reihen gefochten und manche englische Generalstabsofficiere eifriger ihre Pflichten im Recognosciren erfüllt hätten. Ich für meine Person war tüchtig

im Feuer gewesen und eine Flintenkugel hatte mir ein Epaulett von meiner Schulter gerissen. Es war dies das Letztemal, daß ich in diesem Kriege mich in einem Gefechte befand.

Die Gerüchte von der Einnahme von Paris durch die Alliirten drangen jetzt schon zu uns, und am 13. April kam der officielle Courier, der die Botschaft brachte, daß die verbündeten Monarchen ihren feierlichen Einzug in die eroberte Hauptstadt gehalten hätten und die Thronentsetzung Bonaparte's, sowie die Proclamirung Ludwig's XVIII. zum König von Frankreich und Navarra öffentlich erfolgt sei. Welche Gefühle mich bei dieser Kunde ergriffen, vermag ich nicht zu schildern, die Thränen stürzten mir aus den Augen, und noch jetzt bewegt die Erinnerung hieran mir altem Greise das Herz auf gar wunderbare Weise.

So war denn für jetzt der Zweck meines Lebens erfüllt und das schöne Ziel erreicht, für welches ich so lange, lange Jahre gegen die verblendeten Söhne meines eigenen Volkes hatte kämpfen müssen.

Sechstes Capitel.

Letzter Kampf vor Bayonne. Fahrt nach Paris und verschiedenartige Eindrücke auf derselben. Einzug des Königs Ludwig XVIII. in Paris. Stiftung eines Bundes der Legitimisten zur besseren Erziehung der Jugend. Ernennung zum Obersten in der Königlichen Garde. Schwierige Stellung des Königs. Unbegründete Ansprüche mancher Emigranten. Schlechte Moralität vieler jungen Edelleute. Dameninbtriguen. Widerliche Kriecherei mancher vormaliger Marschälle Bonaparte's.

Paris war im Besitz der alliirten Heere, Bonaparte seiner Macht beraubt, aber trotzdem wollten manche seiner alten Soldaten den Kampf immer noch nicht aufgeben, so wüthend war ihr Haß gegen ihre Besieger. Noch am 14. April, als schon die officielle Nachricht von den wichtigen Begebenheiten in Paris beim ganzen französischen Heer bekannt war, unternahm der

Commandant des von den Engländern eingeschlossenen Bayonne einen heftigen Ausfall, der auf beiden Seiten viel unnützes Blutvergießen kostete. Ich war noch in der Nacht vom 12. auf den 13. nach Bayonne gesandt worden, um hier die Erlasse aus Paris mitzutheilen. Der Commandant der Festung ließ mich gar nicht ein und ich mußte mich begnügen, meine Aufträge an einen alten Artillerie-Obersten auszurichten. Dieser wollte aber vom Frieden oder auch nur vom Waffenstillstande nichts wissen und sagte mir, er würde seine Batterien gegen uns feuern lassen, so lange nur noch ein Geschütz zusammenhielte, und er eine Kartusche im Protzkasten hätte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er in diesem Falle nur seinen und seiner Leute sicheren Untergang völlig nutzlos herbeiführen würde. Grimmig lachend sah er mich nun an, strich seinen langen weißgrauen Schnurrbart mit seiner gebräunten Hand und rief aus: „Pah, mein Herr, sparen Sie Ihren Rath. Was liegt daran, ob ich und meine Leute ihren Untergang finden? Ich habe meine Kanonen und meine Artilleristen in allen Feldzügen stets mit Lust gegen die Feinde meines Kaisers N a p o l e o n geführt und jetzt mag Alles lieber zu Grunde gehen, als daß die Batterien einem neuen Herrscher dienen. Also ein tüchtiges Kartätsch-Feuer beim nächsten Wiedersehen!"

Der alte Haudegen hielt am 14. April Wort, seine Kanonen schmetterten mit verheerender Kraft ihre Kugeln gegen die Engländer und er wich und wankte nicht, bis er selbst und mit ihm der größte Theil seiner Artillerie-Veteranen ihren Tod gefunden hatten. Den Engländern kostete dies Gefecht noch über 1000 Mann an Todten und Verwundeten.

Es war der letzte heftige Zusammenstoß, der in diesem Theile des Kriegsschauplatzes stattfand, und so konnte auch ich meine militairische Thätigkeit hier als beendet ansehen. Ich hatte gehört, Ludwig XVIII. würde demnächst schon von England abreisen und bald seinen Einzug in Paris halten, und es drängte mich, Zeuge dieser feierlichen Handlung meines Monarchen zu sein.

Ich nahm nun Abschied von dem Herzog von Wellington, der nach seiner Gewohnheit zwar ziemlich kalt, sonst aber ganz artig gegen mich war und mir unaufgefordert ein sehr ehrenvolles Zeugniß über meine militairische Thätigkeit in den Jahren 1810 bis 1814 ausstellte. Auch der Abschied von manchen wackeren Officieren der englischen und deutschen Regimenter des Wellington'schen Heeres, mit denen ich in fünf Feldzügen so vieles zusammen durchgemacht hatte, betrübte mich aufrichtig. Von einer sehr großen Zahl

derselben hatte der Soldatentod mich bereits für dies Leben getrennt.

Am 20. April, zwei Tage nach der Uebereinkunft von Toulouse, wonach sämmtliche Feindseligkeiten hier aufhörten, trat ich in einer Postchaise meine Reise nach Paris an. Mein Begleiter war ein englischer Generalstabs-Officier, der als Courier reiste, ein sehr gebildeter, vornehmer junger Mann, während sein und mein Bedienter vorn die Plätze auf dem Bock einnahmen. Wir waren alle vier in Uniform und unsere Pistolen wohl geladen, da wir erfahren hatten, daß hie und da bewaffnete Banden ehemaliger Soldaten umherstreiften.

Auf einer Courierreise in einer Postchaise hat man gerade nicht viel Zeit und Gelegenheit, tiefeingehende Beobachtungen über den Charakter von Land und Leuten der Gegenden, welche man durchfährt, zu machen; doch sah und hörte ich jetzt Manches, was von nicht geringem Interesse für mich war. Meine Uniform und die weiße Kokarde, die ich trug, erregten überall an den Posthäusern, vor denen wir die Pferde wechselten, die Aufmerksamkeit der schnell zusammen gelaufenen Menge. Häufig konnte ich beifällige Ausrufungen hören und jubelnde „vive le roi", „vivent les Bourbons", erfreuten mein Ohr, mitunter mußte ich aber auch Zeichen des Unwillens vernehmen. Die Rufe „à bas les blancs", „à bas les Anglais", „vive l'empereur Napoleon"

oder auch „vive la republique“, wurden uns von frechen Stimmen in den Wagen hineingerufen und von der Menge mit rohem Gelächter und lautem Händegeklatsch begrüßt. Besonders in der Gegend von Lyon wurden derartige ärgerliche Scenen, bei denen wir uns sehr zusammennehmen mußten, um die Geduld nicht zu verlieren, häufiger. In einem elenden Dorfe steckte ein zerlumpter Kerl mit einem äußerst frechen Gesichte seinen Kopf in unsern Wagen und brüllte ein „à bas les Anglais“ herein. Ohne ein Wort dabei zu sagen, ohne nur eine Miene zu verziehen, hieb mein Gefährte, der englische Generalstabsofficier, dem Kerl mit seiner geballten Faust so kräftig in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase stürzte und er zurücktaumelte. Der Postillon peitschte jetzt auf die Pferde und unser Wagen, dem der Pöbel noch einige Steine nachwarf, rollte schnell davon. In einem anderen Dorfe wollte ein betrunkener Pöbelhaufe uns sogar die Durchfahrt verweigern, wir zogen aber alle vier sogleich unsere Doppelpistolen, spannten die Hähne zum Schießen, und so wich der Haufe zurück. Der Postillon schwang nun die Peitsche und in vollem Galopp der Pferde rollte unser Wagen aus dem Dorfe fort.

In einem anderen kleinen Orte wollte man uns auch gewaltsam aufhalten und der Pöbel hatte schon die Straße versperrt, als plötzlich eine Escadron öster-

reichischer Uhlanen einritt. Jetzt lief zwar das Gesindel auseinander, allein der österreichische Rittmeister, der die Escadron befehligte, ließ noch ein Paar der ärgsten Schreier aufgreifen, auf die Bank legen und Jedem auf gut Oesterreichisch einen wohlgezählten Fünfundzwanziger mit dem Haselstock aufhauen. So etwas half schon.

Auch auf den Landstraßen begegneten wir häufig entlassenen Soldaten von dem Heere Bonaparte's, die in ihre Heimath zurückgingen. Es waren viele Reconvalescenten und Verwundete darunter, ihre Uniformen sahen sehr abgerissen aus, das Schuhzeug hing in Fetzen umher und Noth und Elend schaute aus ihren hageren Gesichtern. Alle diese ehemaligen Soldaten sahen uns zwar stets mit sehr finsteren Blicken an, und wichen unserem Wagen zwar oft nur mit einem grimmigen Fluche aus, aber sie schimpften sonst nicht weiter, da sie zu viel militairischen Stolz besaßen, um das zu thun. Einem alten Invaliden, der den rechten Arm verloren hatte und in seiner zerrissenen Kapotte mühsam unter dem heftig fallenden Regen einherschritt, boten wir einen Platz in unserem Wagen an.

„Ich bin ein Corporal des großen Kaisers gewesen und habe zu viel Ehre im Leibe, um mit einem Engländer in einem Wagen zu fahren", rief uns der Alte mit trotziger Stimme zu, und wankte an seinem Stocke weiter.

Immer mehr drängte sich mir auf dieser Fahrt von Toulouse nach Paris aber die traurige Ueberzeugung auf, daß mein armes Vaterland noch in zu verschiedene innere Parteien gespalten sei und seine Söhne von zu vielen heftigen Leidenschaften durchwühlt würden, als daß innere Zufriedenheit so leicht wieder bei ihnen zurückkehren könnte. Einem unsäglich schweren Berufe ging mein Königlicher Herr jetzt entgegen, wenn er die Pflicht, die Gott ihm auferlegte, erfüllte und den Herrscherthron dieses Volkes bestieg. Diese traürige Aussicht fing schon jetzt an, so manche frohe Hoffnungen, die sich in meiner Brust zu regen begannen, gleich im Keime wieder zu ersticken.

Am Abend des 29. April, als die Frühlingssonne mit purpurnem Glanze die Thürme, Kuppeln und Zinnen der weitausgedehnten Großstadt vergoldete, zeigte sich Paris zuerst unseren Blicken. Meinen englischen Gefährten fesselte das Großartige des Anblicks, der sich jetzt vor uns ausbreitete, ungemein und er ließ den Postillon anhalten, um ungestörter das ganze riesige Panorama zu übersehen, während häufige Ausrufungen der Bewunderung dabei aus seinem Munde kamen. Ich will nicht läugnen, daß meine Empfindungen bei diesem ersten Anblick von Paris ungleich anderer Art waren, und ein bitteres Gefühl des Hasses meine Brust durchzuckte, bis ich solche unchristlichen Regungen wieder

bezwang. Von hier aus hatte die Revolution ihren blutigen Weg durch ganz Frankreich gemacht, hier war der Hauptsitz der scheußlichen Lehren der Demokratie gewesen, welche so viel Unheil durch ganz Europa gebracht, deren nothwendige Bekämpfungen so viele Tausende von Menschenleben gekostet hatten. Aus dieser Stadt ging die Guillotine hervor, auf der Vater, Mutter, Schwester, Brüder und so viele treue Jugendfreunde ihr Leben hatten opfern müssen und die mein ganzes langes Dasein hindurch jeden Schimmer der Freude von mir verscheuchte. Volle 24 Jahre waren vergangen, seit ich dies Paris zuletzt gesehen hatte, und welche Gefahren, Strapazen und was ungleich schwerer zu ertragen war, bittere Täuschungen, hatten seitdem fast ununterbrochen auf mich eingestürmt. Von Polizeidienern war ich damals gleich einem gemeinen Vagabonden aus der Stadt herausgeführt und mir die Rückkehr bei strenger Ahndung untersagt worden, bloß weil ich meiner eidlichen Pflicht getreu, für die Rechte meines legitimen Königs zu wirken suchte, — und jetzt zog ich als Sieger wieder ein. Aber fremde Bajonnette hatten die Demüthigung von Paris bewirken und mir diesen Weg bahnen müssen, und trotz aller meiner zahllosen Kämpfe gegen Frankreichs verführte Söhne rollte doch zu viel echt französisches Blut in meinen Adern, als daß dies meinen Nationalstolz nicht hätte kränken sollen.

Und wußte ich nicht auch, wie viel verpestender Giftstoff noch immer in dem riesigen Leib dieser goldglänzenden Schlange, Paris, die da so schön im purpurnen Schimmer vor uns ausgestreckt lag, verborgen war? Hunderttausende von Menschen, die in den Irrlehren der Demokratie aufgesäugt waren, denen die Religion zum giftigen Spott diente, die kein Gefühl für Pflicht, Ehre, Recht und Alles, was dem ehrlichen Menschen heilig sein muß, mehr kannten, ja selbst nicht mehr kennen lernen wollten, trieben sich in den Gassen dieser ungeheuren Stadt umher. Nur die eiserne Gewalt hatte sie jetzt gebändigt, und eiserne Gewalt konnte auch fernerhin ihre bösen Leidenschaften niederdrücken, und wenn diese nur einen einzigen Augenblick sich minder kräftig zeigte, so war mit Recht zu befürchten, daß die Revolution sogleich wieder ihr blutgieriges Haupt erheben würde.

So waren im Wesentlichen die Gedanken, die jetzt bei diesem ersten Anblick von Paris meine Brust durchtobten. Mein englischer Kamerad durfte daher nicht zürnen, wenn ich seine Ausrufungen der Freude und des Erstaunens nicht theilte und seine vielen neugierigen Fragen nur kurz beantwortete.

Eine Patrouille von bärtigen Kosacken kam uns noch vor den Barrieren von Paris entgegen. Kosacken hier in der stolzen Hauptstadt Frankreichs zu sehen —

wer hätte sich 30 Jahre früher dies nur träumen lassen können, und jetzt war es die nothwendige Folge und gerechte Strafe der Revolution. Diese Lanzenreiter gehörten einem Regimente an, mit dem ich 1799 bei dem Heere Suworow's häufig zusammen gewesen war, und dies Zusammentreffen hier erweckte abermals gar manche Rückerinnerungen bei mir. Ungemein erstaunt waren diese Kosacken, als ich, ein Officier in französischer Nationalgarden-Uniform, sie plötzlich in ihrer heimischen Mundart anredete und von den früheren Verhältnissen ihres Regiments sehr genau Bescheid wußte. Alte Veteranen, die jene italienisch-schweizerischen Feldzüge von 1799—1800 mitgemacht hatten, traf ich nicht mehr an, da dies Regiment seitdem an der persischen Grenze stationirt und dort sehr viele Leute verloren hatte.

Schon flammten die unzähligen Kerzen hell auf, als wir vor den Barrieren von Paris, wo preußische Wachtposten standen, anhielten und nach Vorzeigung unserer Papiere dann in die eigentliche Stadt einfuhren. Das lärmende Treiben, das brausende Hin- und Herwogen einer großen Menschenmenge, welches die Boulevards von Paris an einem schönen Frühlingsabende so sehr charakterisirt, umfing uns bald. Alles schien Reichthum, Ueppigkeit und leere Genußsucht hier zu sein, und die hohen, glänzenden Schaufenster der Luxus-

läden, angefüllt mit den tausendfachen unnützen Dingen einer verfeinerten Lebensweise, wie solche leider die höheren Stände unseres Zeitalters immer mehr entnervt, waren dicht umringt von geputzten Menschen. Besonders die zahllosen Schaaren der eleganten und meist auch käuflichen Damen, welche in Sammt und Seide daherrauschten, machten sich in diesem Gewühl der Boulevards recht bemerklich. Wären nicht die vielen fremden Officiere und Soldaten in allen möglichen Uniformen Europas häufig in diesem lärmenden Volksgewühl aufgetaucht, man hätte wahrlich nicht denken können, daß man sich in einer Hauptstadt befände, die vor wenigen Wochen erst von feindlichen Truppen erobert wurde.

Die meisten Pariser ließen sich durch diese fremde Besatzung nicht im Mindesten in ihrem gewöhnlichen Thun und Treiben stören. Was kümmerte auch diese Menschen ohne Religion, Ehre und feste Grundsätze, die nur darauf bedacht waren, ihr Leben möglichst in frivolen Genüssen zu verprassen, jetzt die Erniedrigung ihres Vaterlandes, ja selbst die Besetzung ihrer eigenen Stadt durch fremde Truppen — wenn sie nur diesen Fremden recht viel Geld auf listige Weise abschwindeln konnten. Und dabei wagten diese erbärmlichen Menschen, sich noch immer als die Vorkämpfer der Cultur, als die Träger der Bildung in ganz Europa auszu-

posaunen und es gab in allen Staaten nur zu viele Leute, welche einfältig oder schwach genug waren, diese Prätensionen anzuerkennen.

Ich fand in einer verwandten Familie des altbretagnischen Adels in Paris eine gastliche Aufnahme, und die ersten Tage vergingen mir in einem solchen Taumel von Begrüßungen alter Freunde und Bekannten, daß ich kaum zu mir selbst kommen konnte. Auch unter den preußischen, russischen, englischen und gar den österreichischen Officieren, die jetzt in großer Menge in Paris weilten, fand ich viele frühere Kameraden, mit denen ich ehrlich gemeinte Händedrücke austauschte und alte Erinnerungen neu auffrischte. So lieb mir aber auch alle diese einzelnen Officiere waren, so fühlte sich mein französischer Nationalstolz doch gedemüthigt, daß fremde Truppen jetzt die Besatzung der Haupt- und Residenzstadt meines Königlichen Herrn bilden mußten, und ich will nicht läugnen, daß ich eine innere Freude empfand, als die alliirten Heere nach und nach Paris und dann auch ganz Frankreich wieder verließen. Ich war jetzt wieder ein französischer Edelmann, und nicht mehr ein österreichischer, russischer oder englisch-spanischer Officier.

Der 4. Mai war der Tag, an dem mein Königlicher Herr, Ludwig XVIII., seinen feierlichen Einzug in Paris hielt. Wie unzähligemal hatte ich während

meines Lebens diesen Tag herbeigesehnt, wie war er mir stets als ein hellleuchtender, wenn auch leider oft so ferner Hoffnungsstern des Glücks erschienen, wenn die traurige dunkle Gegenwart, die mich so oft umgab, mich fast zu erdrücken drohte. Und nun war endlich, endlich nach so langen Jahren der Hoffnung und Täuschung, der Spannung und fast auch der Ermüdung, dieser Tag erschienen. Ein lichter blauer Mai-Himmel lachte über der festlich geschmückten Stadt und die goldene Sonne schien hell auf die großen, weißen Fahnen, die von allen Kirchthürmen, öffentlichen Gebäuden, ja selbst von den Dächern sehr vieler Privathäuser, daniederflatterten. Schönes Sinnbild des von dem Schmutz der Revolution wieder gereinigten Frankreichs, wie bald solltest du wieder von neuem Blute besudelt werden!

Schon am Frühmorgen wimmelte es in den Straßen von festlich geschmückten Menschen, alle mit weißen Kokarden und Bandschleifen geziert und als ich meiner Gewohnheit nach die Frühmesse in der Kirche besuchte, konnte ich mich kaum durchdrängen.

Den Einzug des Königs selbst zu beschreiben will ich anderen Federn überlassen, denn die meinige ist zu schwach, um all dies Schaugepränge, diesen Jubel, diese lärmenden Demonstrationen der Menge zu schildern. Die Pariser verstehen es recht gründlich, lärmende

Demonstrationen zu machen, und entfalteten bei dieser Gelegenheit ihre ganze Geschicklichkeit hierin. Ich hätte mich über all diesen royalistischen Enthusiasmus, der jetzt auf eine möglichst bemerkbare Weise zur Schau getragen wurde, natürlich von ganzem Herzen gefreut, wenn ich nur die Ueberzeugung hätte gewinnen können, daß solcher auch wirklich Wahrheit und nicht bei Vielen nur oberflächliches, leeres Komödienspiel sei. Hierin konnte ich nun einmal ein gewisses Mißtrauen nicht überwinden; leider bewiesen die Ereignisse des Jahres 1815 und später von 1830, nur zu sehr, wie Recht ich gehabt hatte, wenn ich auf diese Freudenrufe des Pariser Volkes am 4. Mai 1814 nicht großes Gewicht legte. Ein Herrscher Frankreichs, der sich auf die Sympathien dieser wankelmüthigen Pariser verläßt, wird seinen Thron stets auf lockerem Flugsand, den der erste leise Windstoß auseinanderbläst, gegründet haben.

Der König saß bei diesem Einzuge in einem offenen Wagen neben der Herzogin von Angouleme, dieser vielgeprüften edlen Dulderin; neben dem Wagen ritten der Graf von Artois und der Herzog von Berry, dem eine große Menge hoher Officiere und legitimistischer Edelleute, unter denen auch ich mich befand, zu Pferde nachfolgten. Der König war, seitdem ich im Frühling 1810 ihn in Hartwell zuletzt sah, noch wieder viel stärker geworden, und die Gichtschmerzen,

an denen er sehr litt, schienen ihn ungemein zu quälen. Wenn doch dieser edle, treffliche Fürst, bei dem sich Schärfe des Verstandes mit wahrer ritterlicher Gesinnung so sehr vereinten, eine bessere Körperconstitution besessen hätte und besonders auch von frühester Jugend an gewöhnt gewesen wäre, sich täglich starke körperliche Bewegung im Freien zu machen. Jetzt verhinderten ihn seine große Beleibtheit und die dicken, von der Gicht angeschwollenen Füße, wichtige Pflichten seines Berufes in dem Umfange zu erfüllen, wie er dies so gern gethan hätte. Ein Herrscher Frankreichs muß stets ein Soldat sein, und vor der Front seiner Regimenter dahinsprengen können, — vermag er dies nicht, so wird seine Herrschaft nur schwankend sein, denn die Eigenschaft, unter allen Umständen muthige und kriegsgewandte Soldaten werden zu können, ist fast das einzige Gute, was meine unglücklichen Landsleute in ihrer großen Mehrheit sich erhalten haben. Hätte der König sich 1815 persönlich an die Spitze des Heeres stellen können, dem Usurpator Bonaparte wäre dann sein schändlicher Plan nimmermehr geglückt. Der König, der Frankreich sehr gut kannte und richtig beurtheilte, sah dies vollkommen ein, und es machte ihn oft tief betrübt, daß seine Körperbeschaffenheit ihn daran hinderte, sich persönlich den Truppen mehr zu nähern oder sie gar zum Kampfe selbst zu führen. Jetzt war es

freilich bei dem besten Willen zu spät dazu. — Am Abend dieses Einzugstages kam ich mit einigen 40 älteren legitimistischen Edelleuten in einem Hotel im Faubourg St. Germain zusammen. Wir stifteten hier einen festen Bund, dessen erster und einziger Zweck die Beschützung und Kräftigung des legitimen Königshauses in Frankreich war. Diesem hohen Zwecke Alles aufzuopfern und weder Vermögen noch Leben zu schonen, wenn es die Wahrung unseres Princips galt, verpflichteten wir uns sämmtlich durch einen Handschlag. Wehte zwar jetzt wieder das Lilienbanner der Bourbons auf dem Palast der Tuilerien, so verhehlten wir uns doch nicht, daß die wahrhaft conservativen Grundsätze noch bei Weitem nicht so feste Wurzel im französischen Volke geschlagen hatten, wie zum Wohle Frankreichs dringend gewünscht werden mußte. Es galt noch große Anstrengungen aller Art, um dies zu bewirken und wir durften uns nicht dem schönen, aber leider nur zu falschen Glauben hingeben, daß das ersehnte Ziel jetzt schon vollständig erreicht sei, und wir nun in müßiger Ruhe verharren könnten. Was wir bei unserem Bestreben besonders mit berücksichtigen wollten, war die Wiederbelebung der Religiosität, die leider bei einem nur zu großen Theile des französischen Volkes gänzlich gesunken war, und die bessere Erziehung der Jugend, besonders der Knaben und Jünglinge aus

den Adelsfamilien. Zu unserem tiefen Kummer mußten wir uns selbst gestehen, daß nur ein zu bedeutender Theil der jüngeren Generation des Adels nicht mehr den Forderungen entspreche, die man an junge Edelleute mit Recht machen konnte, ja sogar machen mußte. Nur schwache Stützen konnte der legitime Thron an solchen jungen Männern finden, die ihren Beruf, den ihr Stand ihnen vorzeichnete, gänzlich verkannten. Ein Theil der jüngeren Generation des wirklich französischen Adels hatte in der Armee Bonaparte's gedient, und leider nur zu viele schlimme Gesinnungen dort in sich aufgenommen. Geschickte und muthige Officiere waren zwar viele von diesen, die Bonaparte bei jeder Gelegenheit zu begünstigen suchte, geworden, leider dabei aber auch ruchlose Religionsverspötter, rohe Soldaten oder eifrige Anhänger des Bonapartismus.

Im Ganzen bildeten diese Officiere dennoch den körperlich kräftigsten, muthigsten und energischsten Theil und man konnte bei manchen von ihnen hoffen, daß sie ihre Fehler ablegen, eine bessere Gesinnung annehmen und dann tüchtige Stützen des legitimen Princips in Frankreich bilden würden, da sie einen nicht geringen Einfluß auf die Armee ausübten. Jeder von uns Theilnehmern dieses Bundes verpflichtete sich nun ausdrücklich, auf alle seine Bekannten und Verwandten, die

im Heere dienten, ein besonderes Augenmerk zu richten, und kein Mittel, was die Ehre gestattete, zu versäumen, um bei ihnen eine legitime Gesinnung zu erwecken und zu kräftigen.

Ein anderer Theil des jüngeren Adels, der keine Dienste im Heere oder der Civilverwaltung Bonaparte's genommen hatte, war theilweise im dumpfen Müßiggange oder in elender Schwelgerei und Ueppigkeit untergegangen. Statt daß diese jungen Herren ihre Muße hätten benutzen sollen, sich nützliche Kenntnisse, besonders in der Landwirthschaft zu erwerben und ihren ererbten Grund und Boden, so viel die Revolution ihnen noch davon übriggelassen hatte, sorgsam zu bebauen und sich somit Macht und Einfluß unter dem Landvolke zu verschaffen, waren sie theilweise elegante Pflastertreter von Paris und somit die erbärmlichsten und unnützesten Geschöpfe unter Gottes Sonne geworden. An Körper und Geist waren diese jungen Greise gleich entnervt, voller hochmüthiger, aristokratischer Anmaßung, ohne nur die mindesten wahren aristokratischen Eigenschaften dabei zu besitzen, und höchstens gut genug, um in den Boudoirs eleganter Modedamen herumzusitzen, mit frechen Schauspielerinnen zu kokettiren, oder mit Literaten und Künstlern, die bei aller ihrer revolutionairen Gesinnung sich doch geschmeichelt fühlten, wenn ein Edelmann von alter Familie mit ihnen

verkehrte, in den Kaffee's oder den Theatern sich herum zu treiben.

Manche dieser entarteten Sprößlinge des Adels hatten sich sogar auf Börsenspekulationen geworfen und schacherten gleich den schmutzigsten Geldjuden an der Börse mit Staatspapieren, um so auf leichte Weise Geld für ihren Luxus zu erwerben, statt daß sie in bescheidenem, aber anständigem Wohlstande hätten auf ihren Landgütern leben sollen. Ich hatte sogar selbst das Unglück, zwei Neffen, die Grafen v. S., Söhne der einzigen Schwester meiner seligen Mutter, unter dieser Gattung von Menschen zu besitzen. In den ersten Wochen meines Aufenthalts in Paris kamen diese beiden jungen Herren zu mir in das Zimmer getänzelt und sagten mir eine Menge abgeschmackter Complimente über meine bewiesene Thätigkeit als Kämpfer der Legitimität. Sie dufteten dabei so nach Parfüms, daß mir ganz übel wurde, und waren wie die Narren ganz nach neuestem Modegeschmack gekleidet, so daß man sie hätte fast für Komödianten halten können. Einer von ihnen wollte sogar wagen, einen frechen Scherz über das Crucifix, was über meinem Bette hing, zu machen, doch schreckte ihn sogleich mein finsterer Blick zurück, und er hielt den Mund, was entschieden das Gerathenste für ihn war. Endlich nach vielem Hin- und Hergeschwätz, worüber ich schon ganz

die Geduld verloren hatte, fing der älteste dieser würdigen Brüder an, mit dem eigentlichen Zweck ihres Besuches hervorzurücken. Sie hatten nämlich erfahren, daß ich die hohe Ehre genoß, mitunter von dem Könige in besonderen Privataudienzen empfangen zu werden, glaubten — was übrigens ganz irrthümlich war, ich würde in manche politische Geheimnisse eingeweiht, und wollten nun, ich solle solche ihnen mittheilen, damit sie an der Börse damit vortheilhaft speculiren könnten, wobei sie sich dann verpflichteten, mir gewisse Procente ihres Gewinnes abzugeben. Kaum traute ich meinen Ohren, als der junge Graf, ohne dabei zu erröthen, mit gelassener Stimme mir solchen schurkischen Antrag machte. Gerechter Zorn übermannte mich, ich sprang vom Sitze auf, und rief dem sauberen Brüderpaare zu, „wenn ich nicht leider Rücksicht auf ihren Namen, den sie entehrten, zu nehmen hätte, so würde ich sie von meinem Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen; jetzt aber beföhle ich ihnen, sogleich mein Zimmer zu verlassen, und mich nie wieder durch ihren Besuch zu belästigen.“ Ziemlich verdutzt über solchen Empfang, schlichen die beiden elenden Menschen von dannen, hatten später aber, wenn wir zufällig am dritten Ort zusammentrafen, noch die Frechheit, mich grüßen, ja sogar anreden zu wollen. Natürlich, daß ich ihnen dann den Rücken drehte. Am Hofe Louis Philipp's,

wo solche verächtliche Menschen auch einen ihrer würdigen Platz fanden, hat der älteste dieser beiden Brüder später noch einen einflußreichen Posten bekleidet.

Daß bei diesen entarteten Sprößlingen des Adels nicht viel Aussicht auf eine Besserung sei, sahen wir vierzig älteren Männer, welche zuerst diesen Bund stifteten, leider selbst vollkommen ein. Wir beschlossen zwar, auch bei diesen jungen Männern so viel wie möglich Böses auszurotten und Gutes anbahnen zu helfen und bei Manchen ist uns dies auch wirklich gelungen, sonst aber uns besonders der heranwachsenden Knaben anzunehmen. Diese Knaben sollten möglichst eine strenge Erziehung erhalten, so daß sie dereinst zu wahren Edelleuten, nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, heranreiften. Strenge Religiosität sollte in die Brust dieser Knaben gepflanzt und sie frühzeitig daran gewöhnt werden, alle Satzungen unserer hohen Kirche auch sorgsam zu beachten und jede ketzerische Freigeisterei von sich fern zu halten. Auch auf die Erlangung wahrhaft nützlicher Kenntnisse wollten wir hinwirken, alle moderne Vielwisserei aber, die nur den Geist verwirrt und den Charakter verflacht, möglichst fern halten. Besonders wollten wir aber dahin zu streben suchen, daß unsere Jugend körperlich stark und abgehärtet heranwüchse, und jede Weichlichkeit und Verwöhnung als etwas Unmännliches, was eines

jungen Edelmannes unwürdig sei, verachten lerne. Nur ein körperlich starkes, muthiges und an Strapazen gewöhntes Adelsgeschlecht kann dem Thron in Frankreich eine feste Stütze gewähren; elegante Schwächlinge und moderne Zierpuppen, die nur zum Dienst als Kammerherren in den Antichambren zu gebrauchen sind, dabei vornehme adelige Namen führen, und unbegründete Ansprüche machen wollen, während jeder gemeine Soldat sie an körperlichen Eigenschaften weit übertrifft, bringen demselben mehr Schaden wie Nutzen, denn das untere Volk wird sie nur verachten. Wenn der junge Adel aller Länder sich nicht mehr, wie bisher, vor Verweichlichung und Luxus schützt, und an körperliche Strapazen gewöhnt, wird er seinem völligen Untergang mit immer schnelleren Schritten entgegeneilen.

Die weiße Fahne der Bourbons, durch einen entarteten Sprößling ihres Nebenstammes Orleans herabgerissen, weht jetzt nicht mehr auf dem Palast der Tuilerien, und so hat auch unser Bund, den wir am Abend des 4. Mai 1814 in Paris stifteten, seinen hohen Zweck nicht zu erfüllen vermocht. Dennoch glaube ich, daß manch Gutes von ihm erreicht und viele schöne Samenkörner, die vielleicht erst in einer ferneren Zeit ihre gesegneten Früchte tragen werden, ausgestreut wurden. Besonders zur Kräftigung der Religiosität hat

dieser Bund viel beigetragen, und wir haben es bewirkt, daß manche junge Edelleute aus alten Familien sich ganz dem Dienste der Kirche widmeten. Von den 40 älteren Männern, die damals diesen Bund mit mir stifteten, leben jetzt nur noch wenige. Zu meiner gerechten Freude kann ich versichern, daß auch kein Einziger von ihnen den Principien, denen er damals seine Zustimmung gab, nur im Mindesten untreu geworden ist. Den Palast Louis Philipp's betrat Keiner jemals mit einem Fuße, so viele Mühe dieser auch anwandte, sich die Zuneigung der einflußreichen Familien des altfranzösischen Adels zu gewinnen. — Einige Tage nach seinem feierlichen Einzuge in Paris hatte mein Königlicher Herr Ludwig XVIII. die Gnade, mich in einer Privataudienz bei sich zu empfangen, worauf ich auch sämmtlichen übrigen Mitgliedern der Königlichen Familie meine Aufwartung machen durfte.

Viele anerkennende Worte über mein bisheriges Verhalten bekam ich jetzt zu hören, und wäre ich zur Eitelkeit geneigt gewesen, so hätte ich dies nunmehr werden können. Der König bot mir eine Generalsstelle in seinem Heere an, ich lehnte dies gnädige Anerbieten aber dankbarst ab, und führte auch kurz die mich hierzu bewegenden Gründe an. Es war nicht möglich, ein tüchtiges Heer in Frankreich zu bilden, wenn man nicht

die vielen Officiere höheren wie niederen Grades, die Bonaparte angestellt hatte, beibehalten wollte. An 24 Jahre hatte ich aber fortwährend gegen diese Männer auf das Eifrigste gefochten, und es wäre mir rein unmöglich gewesen, solche als meine Vorgesetzten oder Kameraden jetzt plötzlich begrüßen zu müssen. Alle ihre kriegerischen Erinnerungen waren den meinen geradezu entgegengesetzt, und ihre Siege waren meine Niederlagen, meine Triumphe ihre Demüthigungen gewesen. Wo solche gänzliche Verschiedenartigkeit in All und Jedem herrschte, wie zwischen den Officieren Bonaparte's und mir, da konnte unmöglich ein herzliches, kameradschaftliches Vernehmen jemals eintreten. Solches muß aber in jedem Officiercorps stattfinden, und ich möchte kein Officier sein, wenn ich mich nicht von diesem umgeben wüßte. Ein zweiter Grund, der mich dazu bewog, jeden ferneren activen Militairdienst im Frieden auszuschlagen, war meine leidende Gesundheit. So lange die Strapazen des Krieges meine Kraft herausforderten, hielt diese auch aus; jetzt aber in der Ruhe des Friedens fühlte ich erst meine Schwäche. Einige der vielen schweren Blessuren, die ich erhalten, hatten doch meinen Lebensnerv empfindlich berührt; das empfand ich leider nur zu sehr. Ich konnte zwar noch immer rüstig gehen, reiten und schwimmen, aber das Stehen griff mich sehr an, und wenn ich eine

Stunde ruhig gestanden hatte, empfand ich die empfindlichsten Schmerzen.

Der König, dem ich diese Gründe der Ablehnung des activen Dienstes freimüthig mittheilte, billigte solche vollkommen und sagte mir mit gewohnter Huld, wie sehr er es bedaure, mich nicht unter seine activen Officiere zählen zu können. Ich erhielt nun den Rang und die Uniform eines Obersten der königlichen Garde, ohne jedoch irgend ein Commando zu übernehmen. Bis die Entschädigung der Emigranten für die 1792 uns gewaltsam geraubten Güter geordnet war, empfing ich auch die mit meinem Range verknüpfte Gage, und mein fast ganz zusammengeschmolzenes Vermögen zwang mich, solche anzunehmen. Später, als die Emigranten-Entschädigung mir wieder so viel Vermögen gab, um zwar einfach, aber anständig leben zu können, verzichtete ich sogleich auf diese Einnahme. Ich bat, die Summe derselben zu einer Stiftung zu verwenden, aus welcher dürftige Invaliden aus den Reihen der ehemaligen Kämpfer der Vendée und Bretagne unterstützt wurden, und dies ist denn auch geschehen, bis die Ereignisse des Juli 1830 mich abermals in eine freiwillige Verbannung trieben.

Mein Rang gestattete mir, in den Empfangsstunden stets in den Tuilerien anwesend zu sein, und da der König mich außerdem mitunter zu sich befahl, so hatte

ich sehr gute Gelegenheit, das Leben und Treiben, was jetzt an dem Hofe des legitimen Herrschers von Frankreich sich entfaltete, näher zu beobachten. Dies Hin- und Hergetreibe der verschiedenen Parteien war zwar interessant, aber dabei recht unerquicklich und konnte leicht das Gefühl der Menschenverachtung bis zu einem bedenklichen Grade steigern. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche unzählige Menge von Intriguanten aller Art jetzt die Tuilerien umlagerten und zu welchen schamlosen Mitteln der roheste Egoismus mitunter griff, um seine schmutzigen Zwecke zu erreichen. Hätten Golkonda's Zauberschätze dem Könige zu Gebote gestanden, sie wären nicht genügend gewesen, um diese Schaaren von Supplicanten, welche Einfluß, Titel, Orden, vor allem aber Geld unter den oft nichtigsten Vorwänden zu erbetteln suchten, nur einigermaßen zu befriedigen. Es war eine Unmöglichkeit, sowohl aus dem Heere wie aus der Civilverwaltung alle Personen, welche von Bonaparte früher angestellt waren, sogleich zu entfernen. In allen Dienstzweigen mußte man diese Männer, welche freilich jetzt von Eifer für das legitime Princip überfließen wollten, beibehalten, und fast alle höheren Befehlshaberstellen des Heeres waren mit ehemaligen Marschällen Bonaparte's besetzt. Konnte doch der König seinen eigenen Hofstaat kaum von dergleichen Persönlichkeiten frei halten. Alle diese ehema-

ligen Bonapartisten und Revolutionaire waren aber nicht damit zufrieden, ihre früheren Stellen und die damit verbundenen reichen Einkünfte behalten zu haben, sondern jagten in ihrer unersättlichen Habsucht, die ihnen ihr alter Meister angelernt hatte, nach neuen Quellen des Reichthums.

Auf der anderen Seite drängten die vielen Legitimisten, die in steter Treue für das Haus der Bourbons verharrt hatten, jetzt auch mit ihren Ansprüchen hervor, und waren leider theilweise so unverschämt darin, daß der König selbst beim besten Willen solche nicht zur Hälfte befriedigen konnte. Gar manche Persönlichkeit, für die ich bisher große Verehrung gehegt hatte, ward mir dadurch jetzt sehr unangenehm, und diese ersten Monate in Paris nach der Wiederherstellung der legitimen Herrschaft machten mich wieder um manche Täuschung reicher. Ein Theil dieser den Thron mit ihren Ansprüchen umdrängenden Legitimisten bestand aus ehemaligen Emigranten, die entweder schon in früheren Jahren oder erst auch jetzt nach Frankreich zurückgekehrt waren. Es befanden sich manche ungemein ehrenwerthe Männer darunter, deren Charakter ganz ohne Tadel war und die gar viele und schwere Opfer der Treue für ihren angestammten Herrn und König gebracht hatten. Die meisten von ihnen waren aber von Alter gebeugt, von aller Geschäftigkeit zu lange entfernt

gewesen, theilweise auch an Geist zu stumpf oder durch 25jährige Entfernung dem französischen Wesen zu sehr entfremdet worden, als daß sie nur im Mindesten für die wichtigen Stellen, welche sie oft mit Ungestüm forderten, zu brauchen gewesen wären; die Fähigkeit der Selbsterkennung und die Kraft der Entsagung fehlte ihnen, und dies war ein großes Unglück für sie, wie auch für den König, den sie mit ihren wirklich oft stürmischen Ansprüchen belästigten. Ich besaß unter diesen alten Emigranten manche Verwandte, Jugendfreunde, ehemalige Kameraden der Garde du Corps oder auch Waffengefährten, die gleich mir im österreichischen, russischen oder spanisch-englischen Heere gedient hatten. Gar häufig kam ich nun mit ihnen in Zwiespalt, und es gab mehrere ärgerliche Scenen, wenn diese alten Herren die Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Ansprüche nicht einsehen wollten, und gar über die Undankbarkeit des Königs, der ihre Verdienste nicht hinreichend belohnte, zu raisonniren wagten. Je weniger Jemand übrigens wirklich für die Herstellung der Legitimität gethan hatte, desto maßloser zeigte er sich jetzt in seinen Ansprüchen auf Belohnung, wie dies gewöhnlich der Fall sein wird. So hatte ich z. B. einen weitläuftigen Vetter, der gleich mir in der Garde du Corps gedient, im Jahre 1790 die Auswanderung angetreten und alsbald einen Posten als Kammerherr

bei irgend einem kleinen deutschen Fürsten gefunden hatte. Jetzt kehrte er nach Frankreich zurück, rechnete sich aus, daß ihm mindestens der Oberbefehl über ein Regiment gebühre, kam wiederholt um ein solches ein und war wüthend, als er natürlicher Weise stets nur eine abschlägige Antwort erhielt. Ich lachte ihn über sein mürrisches Begehren aus, und erzürnte seine Eitelkeit dadurch so, daß es fast zu einem Duell zwischen uns gekommen wäre. Aehnliche Beispiele der größten Selbsttäuschung oder auch Unverschämtheit könnte ich noch manche anführen.

Ungerechtfertigter in ihren Ansprüchen und dabei oft noch unverschämter in ihren Anforderungen waren manche junge Legitimisten, die bisher ruhig in Paris gelebt hatten. Diese Herren, deren einzige Thaten sich darauf beschränkt hatten, daß sie die Feste Bonaparte's niemals besucht und über seinen Hofstaat spöttische Witze gemacht hatten, traten nun plötzlich mit den ungereimtesten Ansprüchen auf und renommirten und schwadronirten so viel über ihre großen Verdienste um die Wiederherstellung der Legitimität, daß einem die Galle dabei aufsteigen mußte. Junge Laffen, die auch nicht die allermindesten militairischen Kenntnisse besaßen, wollten gleich Compagnien oder Escadrons zur Führung erhalten, und glaubten sich verletzt, wenn ihnen Lieutenantsstellen angeboten wurden, obgleich auch dies

eigentlich noch zu viel für sie war. Zur Ehre der französischen Edelleute muß ich aber bemerken, daß alle diese unverschämten Supplicanten und Intriguanten, die jetzt in so großer Masse auftauchten, größtentheils dem ehemaligen Hofadel, der schon vor 1789 in Versailles so großes Unheil angerichtet hatte, in sehr geringer Zahl aber nur dem eigentlichen Landadel angehörten. Letzterer, der gewiß sehr viel in den Jahren von 1789—1814 gelitten hatte, strömte jetzt nach Paris, um seinem legitimen Herrn und Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen, und ging dann bald wieder auf seine Güter zurück, dort für das Wohl des Volkes zu wirken, ohne die Zahl der gierigen Supplicanten oder unnützen Pflastertreter zu vermehren. Wahrhaft prächtige Männer, die einem die frohe Gewißheit gaben, daß der französische Adel doch noch einen tüchtigen Stamm, von dem aus seine Wiederbelebung vielleicht zu hoffen sei, besitze, konnte man jetzt unter diesen alten Landedelleuten aus den Provinzen häufig erblicken, wenn auch das freche Gesindel mancher Pariser Salons sich über ihre mitunter veralteten Kleidermoden oder ihre etwas unbehülflichen Manieren lustig zu machen wagte.

Um all diese grenzenlose Verwirrung, die jetzt in den meisten Pariser höheren Kreisen und gar in den Vorzimmern der Minister-Hotels und der Tuilerien herrschte, noch mehr zu steigern, konnten viele Damen

es ihrer Gewohnheit nach nicht unterlassen, sich möglichst in die Politik zu mischen und nach Kräften darin zu intriguiren. Diese geistreich sein wollenden politischen Salonsdamen in Paris sind stets ein Krebsschaden für Frankreich gewesen, die dem Lande ebenso vielen Nachtheil zugefügt haben, wie die berüchtigte Maitressenwirthschaft früherer Zeiten, so wenig ich letztere schon aus religiösen Gründen billigen kann.

Geistreich sein sollende Witze, blendende Phrasen und schlau angelegte Intriguen werden viel von ihnen gemacht, wirkliche Tüchtigkeit und strenge Consequenz gilt in ihren Augen sehr wenig, wenn sie nicht zugleich von einem äußerlich schimmernden Kleide umhüllt ist. Solche Damen vornehmen Standes, die in ihren Salons Politik machen wollen und dabei nur die Verwirrung vergrößern helfen, hat Frankreich zu jeder Zeit nur zu viele gehabt, und besonders jetzt nach der Wiederherstellung des Friedens schossen sie wie die Pilze in Paris auf. Mit einem der arrogantesten dieser Politiker im Unterrock, der bekannten Baronin Stael-Holstein, Tochter des früheren Finanzministers Necker, kam ich damals im Hotel eines Verwandten häufig zusammen. Die maßlose Eitelkeit und die nicht zu bezwingende Redelust dieser alten koketten und intriguanten Frau flößten mir stets gerechten Widerwillen ein, und es kostete mir oft Mühe, um nur die Pflichten der Höf-

lichkeit, welche die gute Sitte mit Recht jedem Herrn gegen eine Dame auferlegt, zu erfüllen. Diese Madame Stael-Holstein war von Bonaparte, der gegen alle unberufen politisirenden Frauen streng verfuhr, unsanft zur Ruhe gewiesen, und wenn ich mich nicht irre, sogar aus Frankreich verwiesen worden; sie gab sich nun den Anschein, als sei sie stets eine eifrige Legitimistin gewesen, die für ihre legitimistischen Grundsätze muthig die größten Opfer erduldet hätte. Es war dies aber durchaus nicht begründet und Alles nur eitle Charlatanerie, die mit schönklingenden Phrasen in die Welt hinausposaunt wurde. Madame Stael war viel zu charakterlos, eitel und selbstsüchtig, um wirklich eine feste innere Ueberzeugung zu besitzen, oder gar noch Opfer dafür zu bringen; nur weil Bonaparte ihre persönliche Eitelkeit gekränkt hatte, haßte sie ihn so bitter und wurde nicht müde, ihn mit ihrem ätzenden Spott zu verfolgen. Ich weiß nicht, durch welche Intriguen es dieser Madame Stael-Holstein glückte, wiederholte Audienzen bei dem Könige zu erhalten und dessen Ohr ihren Einflüssen zugänglich zu machen, wie sie denn auch eine bedeutende Summe als Entschädigung für angeblich erlittene Verluste erhielt. Im Anfange unserer Bekanntschaft hatte ich das mir sehr unwillkommene Vergnügen, die besondere Huld dieser unaufhörlich parlirenden Dame zu genießen, und von

ihr mit Phrasen aller Art, „daß ich noch ein Ritter der alten Zeit sei“, und wie dergleichen Geschwätz noch mehr war, überschüttet zu werden. Da sie ein Buch über Deutschland geschrieben hatte, so hielt sie sich auch für eine gründliche Kennerin deutscher Verhältnisse, obgleich sie die wahre Tiefe und den festen Ernst des besseren deutschen Charakters weder aufzufassen, noch gar zu würdigen verstand, und liebte es sehr, über deutsche Sitten zu sprechen. So frug sie mich einst, was mir, der ich mehrere Jahre in Deutschland gelebt hatte, dort am besten gefallen habe?

„Die vielen wahrhaft edlen Frauen, die man dort in den höheren Ständen findet,“ gab ich zur Antwort.

„Und warum denn diese gerade; ich für mein Theil habe nur sehr wenige Damen von Geist in Deutschland gefunden,“ erwiederte sie etwas pikirt.

„Weil viele vornehme deutsche Frauen es für ihre erste Pflicht halten, treue Gattinnen und sorgsame Mütter zu sein, und weil sie einen größeren Ruhm darin setzen, ihr Hauswesen gut zu führen, für das geistige wie materielle Wohl ihrer Dienstleute zu sorgen, und strenge Wirthschaft zu halten, als in den Salons durch ihren Witz glänzen zu wollen oder gar den Diplomaten in das Handwerk zu pfuschen und politische Intriguen anzuspinnen,“ war meine Antwort.

Frau von Stael sah mich bei diesen Worten groß an, murmelte: „Gar verschieden ist der Geschmack der Menschen,“ und beehrte mich von da an nicht weiter mit ihrer Freundlichkeit. Sie that Recht hieran, denn ich vermochte diese doch nicht nach Gebühr zu schätzen.

Auch mit dem berühmten Chateaubriand kam ich in Paris häufig zusammen. So sehr ich auch die Grundsätze dieses Legitimisten achtete und manche seiner Werke mit Vergnügen las, so kann ich doch nicht leugnen, daß mir der persönliche Verkehr mit ihm keineswegs in gleich hohem Grade behagte. Wie ich dies bei vielen bekannten Herren von der Feder, mit denen ich während meines Lebens zusammengetroffen bin, gefunden habe, so störte mich auch hier die große persönliche Eitelkeit dieses Mannes. Es war wirklich unangenehm mit anzusehen, mit welcher Eitelkeit auch Chateaubriand — der freilich Grund dazu hatte — auftrat, und wie ein langer Schweif von Anbetern und mehr noch Anbeterinnen ihm überall nachzogen, und jedes und selbst das unbedeutendste Wort von seinen Lippen gleichsam auffaugten.

Komisch war es übrigens, wie jetzt plötzlich so viele Pariser Künstler und Schriftsteller die eifrigsten Legitimisten geworden waren und sich förmlich in ihrem Haß gegen den Bonapartismus zu überbieten suchten. Da war z. B. Benjamin Constant, der später wie-

der ein so gehässiger Feind der Bourbons wurde, und 1814 die gewandtesten Lobpreisungen der endlichen Rückkehr Ludwig's XVIII. zu schreiben verstand. Und welche Fluth von schwülstigen Versen wurde jetzt täglich verbreitet, wie arbeiteten die Pinsel der Maler, die Griffel der Kupferstecher, die Instrumente der Musiker in rastloser Geschäftigkeit, um die Rückkehr der Bourbons möglichst zu feiern. Wirklich, man wußte kaum, ob man diese gar zu schnelle Bekehrung so vieler der größten Geister und Künstler Frankreichs zum Legitimismus erfreulich — oder verächtlich finden sollte.

Was mir aber geradezu unerklärlich blieb und zur Vermehrung meines bitteren Gefühles gegen die Menschen nicht wenig beitrug, war das jetzige Benehmen so vieler, ja der meisten berühmtesten Marschälle und Generale Bonaparte's. Diese Herren, die ich als politische Feinde so lange Jahre bitter bekämpfte, hatten mir durch ihre militairischen Eigenschaften oft eine gewisse Hochachtung abgenöthigt.

Gelehrige Schüler ihres Herrn und Meisters, Napoleon Bonaparte, des größten Feldherrn aller Zeiten und Völker, waren sie gewesen und hatten in vielen gefährlichen Feldzügen gar Tüchtiges geleistet. Wie erbärmlich benahmen sich aber jetzt nach dem Sturze Bonaparte's diese gefeierten Feldherren und zeigten so recht, wie kleinlich selbst die bewährtesten

Männer sind, wenn die wahre Ehre und die aufopfernde Treue in ihrer Brust fehlt. Statt daß sie jetzt nach dem Sturze ihres alten Kriegsherrn in ruhiger Zurückgezogenheit hätten auf dem Lande leben sollen, wozu ihnen die reichlichsten pekuniären Mittel nicht fehlten, umdrängten sie wie hungrige Supplicanten die Tuilerien und haschten förmlich nach jedem freundlichen Blicke, nach jedem gnädigen Worte aus dem Munde Ludwig's XVIII., um ihn wenige Monde später auf's Neue wieder zu verrathen. Wenn man den Versicherungen dieser gefeierten Kämpfer der Revolution und des Bonapartismus hätte Glauben schenken wollen, so wären sie ihr ganzes Leben hindurch die eifrigsten Legitimisten gewesen, die nichts mehr bedauert hatten, als daß die weiße Fahne nicht stets über ihren Häuptern geweht.

Da man — und zwar ganz irrthümlicher Weise — damals in einigen Kreisen von Paris die Ansicht hegte, der König schenke mir in militairischer Hinsicht einiges Vertrauen, so zeigten Einzelne dieser sonst so übermüthig gewesenen Marschälle gegen mich die allergrößte Freundlichkeit, ja erniedrigten sich sogar so weit, mir Schmeicheleien über meine bisherigen Kämpfe zu sagen.

Selbst der Marschall Soult näherte sich mir im großen Gardesaal der Tuilerien von selbst und sagte

mit artiger Verbeugung: „Ich freue mich ungemein, Herr Marquis, daß ich jetzt endlich das Vergnügen genieße, Sie persönlich kennen zu lernen, denn ich habe schon stets mit Interesse gehört, daß Sie in allen Kriegen so unerschütterlich für die Rechte unseres erhabenen Monarchen gefochten haben."

Ich antwortete dem berühmten Marschall, der jetzt in die alberne Rolle eines Schmeichlers gegen einen langjährigen Feind verfiel: „Im Donner der Kanonen vieler Schlachten in Deutschland, Italien und Spanien habe ich als Feind oft Ihre Talente zu bewundern Veranlassung gehabt, Herr Marschall — daß ich aber dereinst noch hier im Vorzimmer des legitimen Königs von Frankreich mit Ihnen zusammenzutreffen das Vergnügen haben würde, konnte ich damals kaum hoffen."

Selbst der Marschall Ney, der sich bei der ewig denkwürdigen Deckung des Rückzugs aus Rußland so glorreichen militairischen Ruhm erworben hatte, zeigte jetzt einen recht kleinlichen Charakter und bewies, wie die größten Gegensätze oft bei einem Menschen vorhanden sein können. Dieser „Bravste der Braven", wie Bonaparte ihn einst genannt hatte, suchte jetzt förmlich durch royalistischen Eifer sich hervorzuthun, und seine weiße Kokarde war fast die größte, die man nur sehen konnte. Da er vielleicht fühlen mochte, daß er,

der rauhe Sohn des Feldlagers, nur geringe Salongewandtheit besitze, so drängte er sich jetzt besonders an die adeligen Kammerherren und Hofbeamten heran und suchte die Manieren derselben nachzuahmen. Es wurden in dieser Hinsicht in den Hofkreisen gerade von dem Marschall Ney eine Menge pikanter Anecdoten erzählt, die auf Manche freilich einen komischen, auf mich aber nur einen verächtlichen Eindruck machten. Vornehme Laffen, die nicht einmal zu einer Lieutenantsstelle brauchbar gewesen waren, glaubten sich jetzt in Allem, was das Hofceremoniell betraf, weit über den Marschall Ney erhaben und dieser buhlte um ihren Beifall.

Der allereifrigste in seinen äußerlichen Bezeugungen des Royalismus war aber der bekannte General Graf Vandamme. Dieser, der sich im Heere der Republik und später Bonaparte's durch große Energie, aber auch zugleich rücksichtslose Rohheit einen bekannten Namen gemacht hatte, war jetzt plötzlich ein so eifriger Royalist geworden, daß er den Tag für verloren zu halten schien, an dem er nicht vor dem Antlitz Sr. Maj. unseres Königs erschienen war. Er zeigte eine solche Zudringlichkeit im Begehren von Audienzen beim Könige, daß dieser ihm endlich streng bedeuten ließ, auch hierin wie in Allem Maß und Ziel zu halten. Wer die so ungemein gütige und wohlwollende Art und

Weise des Königs Ludwig's XVIII. kennt, kann ermessen, wie arg es der Graf Vandamme getrieben haben muß, bis ihm solche Zurechtweisung zu Theil wurde. Die meiste Zurückhaltung unter den bekannteren Marschällen Bonaparte's zeigte jetzt Davoust, der ersichtlich ungern in die Tuilerien zu kommen schien und seine Anhänglichkeit an seinen früheren Gebieter nicht verläugnete. Auch Mortier und mehr noch Macdonald, bei dem überhaupt seine frühere gute Jugenderziehung noch sehr durchblickte, benahmen sich ungemein anständig, während Berthier den früheren Bonapartisten möglichst zu verläugnen suchte.

Drängte sich nun auch ein großer Theil der früheren höheren Generale Bonaparte's sehr augenscheinlich in die Tuilerien und konnte der König sich über ihren Mangel an Loyalität wahrlich nicht beklagen, so war bei vielen Subalternen-Officieren und mehr noch bei den alten Unterofficieren und Soldaten des Heeres leider das Gegentheil der Fall. Diese machten aus ihrer Zuneigung für Bonaparte und aus ihrer Abneigung gegen die Bourbons gar kein Hehl und es gab eine Menge verdrießlicher Scenen. Sehr viele Officiere nahmen jetzt ihren Abschied und erklärten, lieber in den dürftigsten Verhältnissen leben, als nunmehr noch ferner fortdienen zu wollen. Auch bei den alten Soldaten, besonders der Garde, war dies der Fall und

sie traten in Menge aus, so viel Mühe man sich auch gab, sie zum ferneren Dienst zu bewegen. So sah ich bei einem weiten Spaziergange, wie ich solchen täglich in der Umgebung von Paris machte, einen alten, aber noch sehr kräftigen Soldaten, das rothe Band der Ehrenlegion auf der Arbeitsblouse, an der Straße Chausseesteine klopfen. Die ungewohnte Arbeit schien dem alten bärtigen Krieger ersichtlich schwer zu werden, denn er schwitzte stark und hielt mit einem derben Soldatenfluch alle Augenblicke mit dem Schwingen des Hammers ein. Ich ließ mich mit dem Alten in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er 15 Jahre als Korporal bei den Grenadieren der Garde gedient habe. Als ich ihn frug, warum er denn jetzt seinen Abschied genommen, antwortete er trotzig: „Weil ich stets nur unter der dreifarbigen Fahne diente, und jetzt die weiße Kokarde nicht mehr tragen will. Lieber arbeiten — oder auch hungern", und nun hieb er so ungestüm auf seine Steine wieder los, daß die Funken davon sprühten. Wenn ich auch solche Gesinnung beklagen mußte, so konnte ich den festen Charakter, der aus ihr sprach, nur ehren, und fühlte vor diesem einfachen Korporal in der Arbeitsblouse größere Hochachtung, wie vor manchem berühmten Marschall in seiner von Gold starrenden Uniform.

Da ich stets die feste Ueberzeugung hegte, daß ein

Herrscher Frankreichs als Hauptstütze immer ein tüchtiges, ihm treu ergebenes Heer besitzen muß, und alles Andere, was man von Volksgunst spricht, nur leere Phrasen sind, so betrübte mich diese unverhohlen sich zeigende Abneigung der Armee gegen die Bourbons in hohem Grade. Ich hätte lieber gewünscht, alle diese Dichter, Künstler, Gelehrten, Höflinge und ehrgeizigen Marschälle hätten die Tuilerien weniger umlagert, und die gemeinen Soldaten und Subaltern-Officiere der Regimenter dafür aufrichtiger ihr „vive le roi" gerufen. Leider ward, wie ich schon früher erwähnte, der König durch seine körperliche Beschaffenheit nur zu sehr daran verhindert, sich mit dem Heere persönlich viel zu beschäftigen und auch von den Prinzen des Königlichen Hauses besaß Keiner hervorragende militairische Talente.

Ja, hätten wir jetzt einen Bourbon gleich Heinrich IV. besessen, der kühn das Schwert in der einen und sein Lilienbanner in der anderen Hand geschwungen, nun und nimmermehr hätte Bonaparte 1815 mit seinem verwegenen Einfall und noch viel weniger Louis Philipp 1830 mit seinen verrätherischen Intriguen, die mindeste Aussicht auf einen nur einigermaßen günstigen Erfolg gehabt.

Siebentes Capitel.

Reise in die Bretagne und Vendée. Tüchtige Gesinnung des größten Theiles der Bevölkerung dieser Provinzen. Leben des Landadels. Rückkehr nach Paris. Wachsende Unzufriedenheit des Heeres. Rückkehr der Kriegsgefangenen. Uebermuth einer kleinen Partei des Adels. Der Herzog von Orleans. Fouché. Eindruck der Nachrichten von der Landung Bonaparte's. Zunehmende Aufregung. Angeblicher Royalismus des Marschalls Ney und baldiger Verrath desselben. Befehl, mich in die Vendée und Bretagne zu begeben. Günstige Stimmung des Adels und der Bauern daselbst. Rückkehr nach Paris. Reise nach Gent im Gefolge des Königs.

Mehrfache Geschäfte, besonders auch hinsichtlich des von uns gestifteten Bundes, erforderten meine Anwesenheit in Paris bis um die Mitte des August 1814, so gern ich sonst diese Stadt mit ihrem Geräusch und ihrer steten Aufregung schon früher wieder verlassen

hätte. Wir hatten ein Pensionat zur Erziehung von Söhnen mehrerer streng legitimistisch gesinnten Familien unweit Paris gestiftet und ich war bei der Einrichtung desselben vielfach mit thätig gewesen. Besonders hatte ich darauf hinzuwirken gesucht, daß die Knaben körperlich recht abgehärtet und möglichst an Strapazen und Beschwerden gewöhnt wurden, dann aber auch strenge Religiosität und Festigkeit des Charakters erhielten. Der leider nur zu sehr beliebten französischen Sitte, die Ausbildung der Talente auf Kosten des Charakters zu befördern, suchten wir in unserem Pensionate möglichst entgegen zu wirken, wie wir denn überhaupt nicht gesonnen waren, dem sogenannten Zeitgeist nur die geringsten Concessionen zu machen.

Während meines Aufenthaltes in Paris besuchte ich auch Versailles und es war ein mächtiger Eindruck für mich, als ich in die Räume des großartigen Schlosses, von wo aus so viel Ruhm über Frankreich früher ausstrahlte, zuerst wieder eintrat. Hier hatte die Revolution zuerst ihr blutiges Haupt erhoben, hier war es auch mir bestimmt gewesen, die erste Wunde im offenen Kampfe für mein legitimes Königshaus zu erhalten. Die ganze ungeheure Zeit zwischen diesem düsteren Octobertage von 1789 und jetzt, und Alles, Alles, was ich seitdem hatte erleben müssen, trat mir bei diesem Besuch wieder so recht in das Gedächtniß. Und noch-

mals befestigte sich bei mir die Ueberzeugung, daß bei nur einiger Energie damals von Seiten Ludwig's XVI. die ganze fernere Revolution hätte unterdrückt werden können. Napoleon Bonaparte hat einmal den Satz ausgesprochen: „Hundert Menschen sogleich bei einer Emeute getödtet, retten viele Tausende, die sonst später ihren Tod in der Revolution finden werden.“ Es liegt eine große Wahrheit in diesem Ausspruche und dringend wünsche ich, daß alle legitime Fürsten in ganz Europa denselben beherzigen und dann aber auch im Nothfall kräftig befolgen mögen. Schwächliche Humanität bei einer Emeute gezeigt, ist die grausamste Handlung, die ein Fürst nur gegen sein Volk ausüben kann.

Mehr vielleicht, als irgend eine andere Stadt Frankreichs, hatte aber Versailles durch diese Revolution verloren und das erbärmliche Benehmen eines großen Theiles der Bevölkerung bei dem Besuche des Pariser Pöbels im October 1789 dadurch die gerechte Strafe erlitten. Die früher so belebten Straßen waren jetzt verödet und häufig mit Gras bewachsen, viele Häuser geschlossen und die Zahl der Bevölkerung hatte sich um mehr als die Hälfte vermindert.

Es war mir recht wohl, als ich Paris mit dem ewigen Lärmen seiner charakterlosen Volksmenge und

den Intriguen seiner eleganten Salons, die mich immer mehr anekelten, je mehr mich meine Verhältnisse zwangen, sie zu besuchen, verlassen und in die Vendée und Bretagne reisen konnte. Das Erste, was ich aber that, war, nach Caen zu reisen, um die fürchterliche Stätte wieder zu sehen, wo in jener Schreckenszeit die Guillotine stand, auf der alle meine nächsten Angehörigen ihr schuldloses Leben aushauchen mußten. Ich wußte zwar, daß ich dadurch einen scharfen Stachel des Schmerzes in die etwas verharrschte Wunde stieß, und doch hielt ich es für Mannespflicht, auch dies nicht zu scheuen. Was ich aber Alles empfand, als ich diese Blutstätte jetzt nach so langen Jahren wieder betrat, vermag ich nicht zu schildern. Wie in allen Fällen meines Lebens, gewährte stilles, inbrünstiges Gebet mir auch hier wieder Trost und Frieden des Innern. Die Stätte, auf der meine Eltern und Geschwister bestattet waren, vermochte ich trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich waren ihre Körper nach der grausigen Sitte jener Zeit, welche die Menge der Gemordeten nicht mehr kirchlich beerdigen konnte, in eine große allgemeine Kalkgrube geworfen worden. Ich mußte mich daher begnügen, auf dem Kirchhofe zu Caen ihnen ein hohes weißes Marmorkreuz aufrichten zu lassen und für ihr Andenken eine tägliche Seelenmesse zu stiften.

Nachdem ich diese heiligen Pflichten der Pietät erfüllt hatte, schied ich gern wieder von Caen, diesem Orte der Trauer für mich, und begab mich nach der Bretagne auf das Gebiet unserer ehemaligen Familienherrschaft. Unser altes Ahnenschloß war noch immer eine Ruine, in deren Trümmern sich eine arme Fischerfamilie angesiedelt hatte, der Grund und Boden parzellirt und an verschiedene Speculanten der Umgegend zu wohlfeilen Preisen verkauft. Den schönen großen Eichenwald, der einen besonders werthvollen Theil der Herrschaft bildete, hatte ein Holzhändler in Brest für 100,000 Francs gekauft. Er hatte denselben ganz niederschlagen lassen und soll allein für eine halbe Million Francs Schiffsbauholz daraus an die Werfte in Brest verkauft haben.

Von den Bewohnern unserer ehemaligen Herrschaft war der größte Theil mir ganz fremd und kannte mich auch nicht mehr persönlich. Es waren aus diesem einzigen Bezirk in den Jahren 1791 — 95 allein an 42 Männer Chouans geworden und von diesen über Zweidrittel entweder in den Gefechten geblieben oder auf der Guillotine gestorben. Später hatte Bonaparte hier wiederholt zwangsweise Aushebungen für seine Flotte machen lassen, und so ruhten Viele meiner Jugendgespielen nun schon bei Abukir und Trafalgar auf dem kühlen Grund des Meeres. Andere Familien, mehr

aus dem Innern des Landes, waren in die Wohnungen der Gebliebenen gezogen und dies hatte die Bevölkerung zum Theil sehr verändert. In den Familien, wo man mich jedoch noch persönlich erkannte, wurde ich ohne Ausnahme mit der größten Herzlichkeit empfangen, und eine Menge von Zügen der treusten Anhänglichkeit sowohl an mein Geschlecht, wie auch an mich persönlich, rührten mein Herz. Besonders einige alte Grauköpfe, die schon längere Zeit unter der Herrschaft meines Vaters gelebt und mich noch als Buben gekannt hatten, weinten fast vor Freude, als ich in ihre Häuser trat, und wußten gar nicht, auf welche Weise sie meine Anwesenheit ehren und feiern sollten. Hier war auch nicht die allergeringste Spur von dem frechen Eigennutz, der einem in Paris auf Schritt und Tritt in so widerlicher Weise entgegentrat, zu finden, sondern es zeigten sich im Gegentheil sogar mehrfach Züge der größten Uneigennützigkeit. So brachte mir z. B. ein alter, armer Bauer freiwillig einen sehr werthvollen goldenen Familienpokal, den er bei der Plünderung unseres Schlosses gerettet und bis dahin sorgsam aufbewahrt hatte. Er war nicht zu bewegen, auch nur die allermindeste Vergütung dafür anzunehmen und schlug sogar das Geschenk einer hübschen Uhr, was ich ihm machen wollte, hartnäckig aus, bis er endlich seinem Sohne dessen Annahme gestattete. Wie wohl

ward mir jetzt unter den wackeren Bretagner Bauern und Fischern und wie zog ich den Aufenthalt in ihren von Rauch geschwärzten Häuschen dem Herumstehn in vielen der glänzendsten Pariser Salons weit vor, in denen meine gesellschaftliche Stellung mich oft zu verweilen zwang, wenn ich nicht in den mir unangenehmen Ruf eines Sonderlings kommen wollte.

Von allen diesen älteren Bewohnern unserer ehemaligen Herrschaft hörte ich aber ohne Ausnahme den früheren Zustand vor der Revolution von 1789 weit dem jetzigen vorziehen. Sie hatten freilich damals nicht so viele sogenannte politische Freiheiten besessen, als jetzt, dafür aber kaum die Hälfte der jetzigen Steuern zu bezahlen gehabt und ihre Söhne waren ihnen nicht fort und fort abgeholt worden, um als Soldaten in den Regimentern oder als Matrosen auf den Kriegsschiffen Bonaparte's dienen zu müssen. Auch die patriarchalische Unterordnung unter meinen gütigen Vater, der alle ihre Bedürfnisse genau gekannt und gewiß Keinem jemals nur das mindeste Unrecht zugefügt hatte, mochten Alle lieber, als die jetzige strenge bureaukratische Verwaltung irgend eines Maire. Gleiche Urtheile hörte ich aber fast überall in den Dorfschaften der Bretagne und Vendée, die ich besuchte. Von der endlichen Rückkehr der Bourbons hofften Alle das Beste und glaubten, daß jetzt sogleich bessere Zustände

und besonders auch namhafte Steuererlässe eintreten würden. Leider waren die Hoffnungen dieser braven Leute nur häufig zu sanguinisch, um sogleich vollständig erfüllt werden zu können. Besonders ein Steuererlaß konnte vorläufig leider noch nicht eintreten, da die finanziellen Zustände Frankreichs sich in der größten Zerrüttung befanden. Und nun gar, als die unheilvollen Ereignisse von 1815 den eben aufblühenden Wohlstand des Landes aufs Neue zerrütteten, und die Abtragung der großen Kriegscontribution, die Frankreich auferlegt wurde, alle Hülfsmittel auf mehrere Jahre so sehr in Anspruch nahm.

Wenn ich übrigens in der Bretagne und Vendée hin und wieder unter dem Landvolke auf Anhänglichkeit für Bonaparte stieß, so ging solche fast nur von ehemaligen Soldaten aus. Das großartige militairische Genie dieses Mannes hatte einen solchen Zauber auf alle seine Soldaten ausgeübt, daß diese ihren berühmten Feldherrn auch jetzt noch vielfach die größte Anhänglichkeit bewahrten. Selbst alte Krüppel, die ihre gesunden Glieder in den ungerechten Kriegen Bonaparte's verloren hatten und jetzt oft betteln gehen mußten, traf ich fast immer als seine wärmsten Anhänger.

Verschiedene Geschäfte, durch welche es mir mit Hülfe eines geschickten und treuen Rechtsanwaltes ge-

lang, einige Geldsummen, die mein seliger Vater ausstehen hatte, noch zu retten, erforderten meinen Aufenthalt in der Bretagne bis Mitte October. Ich benutzte diese Zeit, um regelmäßige Bäder im Meere zu nehmen, die einen ungemein kräftigenden Einfluß auf meine von Wunden und Strapazen arg zerrüttete Gesundheit ausübten. Nur eine gewisse Schwäche im rechten Fuße, der die meisten Wunden erhalten hatte, wollte nicht mehr weichen, und ich mußte mich jetzt stets eines starken Krückstockes bedienen, wenn ich nicht sehr bemerklich hinken wollte. Während dieses Aufenthaltes in der Bretagne besuchte ich auch die Halbinsel Quiberon, unheilvollen Andenkens, und fast alle anderen Punkte, auf denen ich damals als Führer der Chouans so wüthend gekämpft und so Vieles erduldet hatte. Auch die steile Felsenhöhle am Meere, in der ich als Verwundeter gelegen und mich dann durch die Pulverexplosion gerettet hatte, besuchte ich jetzt wieder. Man konnte an den Felswänden noch die Zerstörungen, welche das Pulver damals angerichtet hatte, erkennen, und auch der Ring, an dem wir die Seile befestigt hatten, um uns in das Meer hinabzulassen, war noch vorhanden. Die Höhle sah sonst sehr verwildert aus und schien auch von den Schmugglern nicht wieder benutzt worden zu sein.

Von der Bretagne ging ich im October in die ehe-

malige Vendée, um auf dem Schlosse eines Freundes die Jagden mitzumachen. Auch hier drang eine Fülle der verschiedenartigsten Erinnerungen aus jener Zeit der gewaltigen Kämpfe, die ich einst hier bestanden hatte, auf mich ein. Ich verließ die muntere Jagdgesellschaft häufig und streifte auf einem jener starken und gewandten Klepper der hiesigen Landesrace weit und breit in der ganzen Vendée umher, um alle Kampfgenossen aufzusuchen und die wichtigsten Stätten der damaligen Gefechte zu besehen. Wie trat hier wieder die Erinnerung an meinen theuern Freund La-Rochejacquelin gar mächtig in mir hervor. Das hohe Ziel, wofür er mit freudigem Muthe sein edles Leben geopfert hatte, war nun erreicht und die weiße Fahne der Bourbons flatterte wieder auf dem Pallaste der Tuilerien und doch konnte ich mich oft der trüben Ahnung nicht erwehren, daß ein feindliches Geschick unsere Standhaftigkeit aufs Neue auf die Probe stellen, ja daß sogar Frankreich auf die Dauer niemals mehr ein beständiges Glück finden würde.

Hier in der Vendée konnte man sich sonst über Vieles, was man sah und hörte, nur von ganzem Herzen freuen. Die Revolution und der Bonapartismus hatten hier verhältnißmäßig geringeren Einfluß ausgeübt, als in irgend einer anderen Gegend Frankreichs, und man konnte sich noch in vieler Hinsicht in

die gute, alte Zeit zurückversetzt glauben. Wahre Religiosität, strenge Befolgung der von der hohen Kirche gegebenen Satzungen und wirklich echte Treue gegen das angestammte Königshaus traf man hier noch unter den meisten Landbewohnern; Geistlichkeit und Adel bildeten noch geschlossene Stände und erfreuten sich allgemein der ihnen gebührenden Hochachtung. Freiwillige hatten aus der Vendée fast niemals im Heere Bonaparte's gedient, jedoch alle Soldaten von hier, die durch die Conscription gezwungen, eintreten mußten, fast immer musterhaft ihre militairischen Pflichten erfüllt. Manche alte Kämpfer aus den Jahren 1793—94 traf ich hier noch, mit denen ich herzliche Händedrücke tauschen konnte, und es glückte mir, für Manche, die sich in dürftigen Umständen befanden, Unterstützungen und Pensionen von dem Könige bewilligt zu erhalten. Vollständig ist leider die Vendée für ihre stete Treue gegen die Bourbons niemals belohnt worden, und das Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten hat die Bewohner für manches Andere trösten müssen. So schmerzte es die Bevölkerung dieser Distrikte ungemein, daß der König Ludwig XVIII. keine Reise hieher unternahm, was ungeheuren Jubel erregt haben würde. Die sehr starke Körperbeschaffenheit unseres Monarchen und seine Abneigung gegen weitere Reisen mit allen ihren vielen Unbequemlichkeiten verhinderte ihn aber

hieran. Auch die Herstellung mancher anderen historischen Erinnerungen würde die Bewohner der Distrikte, welche die eigentliche frühere Vendée bildeten, ungemein erfreut haben.

Unter den Landedelleuten dieser Gegenden fand ich Viele, deren Gesinnungen und Handlungen in meinem Herzen die aufrichtigste Sympathie fanden. Sie waren wirkliche Edelleute der That und nicht bloß dem Namen nach, wie leider bei nur zu vielen Persönlichkeiten des Pariser Hofadels, so glänzende Titel sie auch immerhin führten. Statt als müßige Pflastertreter Geld, Gesundheit und Energie in Paris zu vergeuden, oder dem Könige durch unverschämte Ansprüche sein ohnehin so mühevolles Amt noch mehr zu erschweren, lebten die meisten dieser Landedelleute schlicht und recht auf ihren Gütern. Sie waren in jeglichen Dingen die wahren Vorbilder ihrer Umgebung unter den Bauern, bei denen sie daher in hohem Ansehen standen und hatten es durch weise Oekonomie und gute Bewirthschaftung ihrer Güter dahin gebracht, daß sie sich fast Alle trotz der ungeheuren Verluste in den letzten Jahren in befriedigenden Vermögensverhältnissen befanden. Die Frauen hier waren treue Gattinnen, sorgsame Mütter und gute Hauswirthinnen, die jungen Mädchen unverdorben an Leib und Seele, von ansprechender Natürlichkeit und mir ungleich angeneh-

mer, als die affectirten und koketten Modedamen in nur zu vielen Pariser Salons, bei denen nichts mehr Natur, sondern Alles leere Künstelei war.

Ich blieb den ganzen Herbst über auf den Landschlössern des Adels in der Vendée und befand mich vortrefflich dort. Die Morgen gehörten der Jagd mit ihrem Körper und Geist erstarkenden Treiben, die Abende der traulichen Vereinigung vor der helllodernden Flamme des Kamins, wo wir manche Rückerinnerung besprachen und vernünftige Worte austauschten. So verging die Zeit gar angenehm und mir fast zu schnell, und ich konnte dabei doch manches Gute für die Zwecke unseres legitimistischen Vereines bewirken. Besonders empfahl ich den adeligen Familien, ihre jüngeren Söhne ja recht häufig im Heere und auf der Flotte dienen zu lassen, damit nach und nach wieder ein tüchtiger Stamm brauchbarer junger Officiere von streng legitimistischer Gesinnung heranwüchse, woran es jetzt leider so sehr im französischen Heere mangelte.

In den letzten Tagen des Decembers kehrte ich wieder nach Paris zurück, da ich es für meine Pflicht hielt, bei der feierlichen Neujahrscour in den Tuilerien nicht zu fehlen. Der König empfing mich wie immer mit hoher Gnade und würdigte mich auch mehrerer Privataudienzen, in denen er sich mit mir über militairische Gegenstände unterhielt. Die Verwickelungen

auf dem Wiener Congresse hatten jetzt eine drohende Gestalt angenommen und es gehörte gar nicht zu den Unmöglichkeiten, daß Frankreich ein Heer marschiren lassen mußte. Es wäre mir in diesem Falle eine hohe Genugthuung gewesen, unter der weißen Fahne gegen einen auswärtigen Feind meines Monarchen kämpfen zu können, und der König hatte die Gnade, mir das Versprechen zu ertheilen, daß ich während des Krieges den Befehl über eine leichte Brigade erhalten solle. Von der spanischen Gesandtschaft in Paris empfing ich jetzt das Comthurkreuz des spanischen Militairordens, den ich wohl verdient zu haben glauben durfte. So große Ursache ich auch hatte, mich über die Gnade meines Herrn und Königs und über das Wohlwollen, welches mir manche andere Glieder der hohen Königlichen Familie bezeigten, zu freuen, so ward mir doch im Uebrigen ziemlich unheimlich in Paris. Alle die Gegensätze, die ich früher schon erwähnte, hatten sich während meiner letzten Anwesenheit noch schroffer gestaltet, und ich fühlte immer mehr, welcher riesigen Anstrengung es bedurfte, die ungeheuren Folgen der Ereignisse von 1789—1814 mit den Principien des legitimen Königthums zu vereinigen. Die eigentliche Bourgeoisie war zwar durch die Verfassung, die der König gegeben hatte, befriedigt und fürchtete nichts mehr, als eine etwaige Rückkehr Bonaparte's mit

seiner Militairherrschaft oder gar eine Herrschaft des besitzlosen Pöbels. Dieser Mittelstand jedoch, so viele achtungswerthe bürgerliche Tugenden er immerhin in sich vereinigen mochte, bildete aber nur eine sehr schwache Stütze für die Regierung. Alle diese Pariser Kaufleute, Handwerker, Künstler und Gelehrten wollten und konnten nicht gegen die kriegsgeübten Schaaren der alten trotzigen Soldaten kämpfen, die so sehnlichst auf eine baldige Rückkehr ihres Herrn und Meisters Bonaparte hofften.

Allmählich waren jetzt die Besatzungen, die bisher in den unerobert gebliebenen deutschen und spanischen Festungen gestanden hatten, nach Frankreich zurückmarschirt und mit ihnen nach und nach mindestens 80—100,000 Kriegsgefangene, die in Deutschland, Oesterreich, England, Spanien und am Meisten in Rußland in der Gefangenschaft gewesen. Tüchtige, trotzige Soldaten waren dies, die vor Begierde brannten, daß Bonaparte bald wieder zurückkommen möge, um sie gegen die verhaßten Feinde, an denen sie manche üble Behandlungen zu rächen hatten, zu führen. Es kam wiederholt sowohl in Paris, wie besonders auch in den östlichen Provinzen zu Tumulten und verdrießlichen Scenen, die von entlassenen Kriegsgefangenen ausgegangen waren. Fremde, und namentlich englische Officiere, die am Meisten verhaßt waren, wurden insultirt,

und wer nur einen fremden Orden auf seiner Brust trug, konnte auf rohe Beleidigungen gefaßt sein. Die Gensd'armerie, so trefflich sie auch sonst sein mochte, hatte sich gegen derartige Ruhestörer aber immer so nachsichtig gezeigt und sie absichtlich fast immer wieder entwischen lassen, daß man recht gut daraus erkennen konnte, wie die meisten Gensd'armen eine gleiche Gesinnung hegten.

Wie die Stimmung im eigentlichen Linienheere aber beschaffen war, zeigten am Besten die vielfachen Bonapartistischen Verschwörungen, die selbst von höheren Officieren ausgingen, wie z. B. das Benehmen des bekannten Generals Excelmanns. Dieser General mag immerhin ein kühner Reiteranführer gewesen sein, aber gegen die Gebote der Ehre, die jedem rechtschaffenen Manne, und gar jedem Officier unverletzlich sein sollen, sündigte er auf die schmählichste Weise, denn er brach geradezu den Eid der Treue, den er dem Könige geschworen hatte. Leider fand sein und einiger anderer bekannter Namen Beispiel, statt allgemeiner Verachtung der Officiere, vielfache Bewunderer, ja selbst Nachahmer. Wo so etwas kein vereinzelter Fall in einem Officiercorps sein konnte, da mußte es mit dem Geist der wahren Ehre schlecht beschaffen sein, so ausgezeichnet muthig und tüchtig es auch gegen einen auswärtigen Feind kämpfen mochte.

Dazu kam, daß der Winter von 1814—15 ungemein kalt war, und die unteren Arbeiterklassen sehr durch die Kälte leiden mußten. In Folge der Handelskrisis, die gewöhnlich nach der Beendigung eines Krieges entstehen wird, und besonders auch der Aufhebung der Continentalsperre, stockten augenblicklich viele Gewerbe, und Noth und Elend rissen unter den Arbeitern ein. Zwar gab die Freigebigkeit des Königs, so viel die geschwächten Königlichen Kassen dies nur vermochten, allein durch solche milde Gaben wird dem allgemeinen Uebel nur selten gründlich abgeholfen. So wurden die eigentlichen Arbeiter besonders in Paris und den anderen größeren Städten Frankreichs, von einem immer schlechteren Geiste ergriffen und im Faubourg St. Antoine kam es wiederholt zu Tumulten. Wenn aber Soldaten und die unteren Arbeiter gegen eine Regierung ergrimmt sind, so wird der Mittelstand und der Hofadel solcher nur eine ungemein schwache Stütze gewähren können. Was half es, wenn Madame Stael und die anderen bekannteren Schriftsteller noch so sehr gegen den Bonapartismus eiferten und die gesammte Pariser Journalistik, die mit äußerst geringen Ausnahmen stets sich den Meistbietenden verkauft hat, und dies auch immer thun wird, fort und fort in den kräftigsten Worten gegen den Corsen losdonnerte, die Soldaten in ihren Kasernen und die Ar-

beiter auf ihren Arbeitsplätzen lasen dergleichen Sachen nicht, oder wenn dies geschah, ging das Gelesene spurlos an ihnen vorüber. Ein einziger alter Corporal, der seinen Soldaten auf der Wachtstube die Geschichten von den ruhmreichen Kriegszügen Bonaparte's erzählte, verschaffte diesem kräftigere Anhänger, wie alle Schriften eines Benjamin Constant, Lafayette und ähnlicher Autoren ihm zu schaden vermochten.

Läugnen kann ich aber nicht, daß ein Theil des Hofadels dem Königthum viel mehr schadete wie nützte. Diese Herren traten jetzt mitunter mit einem gänzlich ungerechtfertigten Hochmuth gegen alle anderen Stände auf, und je weniger Jemand wirklich für die Herstellung der Legitimität gethan hatte, desto lächerlicher war er nunmehr in seinen Ansprüchen. Leider hatte sich in der Umgebung des Grafen von Artois ein Kreis dieser Herren zusammengefunden, die in ihrem affectirten Hochmuth förmlich Opposition gegen den König zu machen wagten, und von diesem in seiner großen Herzensgüte lange nicht so schroff zurechtgewiesen wurden, wie sie es verdient hätten. Mit einem dieser Ultra-Royalisten, einem alten Kammerherrn, der schon 1792 in Coblenz mir eine widerwärtige Persönlichkeit gewesen war, kam ich sehr heftig zusammen, und sagte ihm freimüthig, daß ich den ärmsten Bauer der Vendée, der 1793 unerschrocken für seinen König gefochten hätte, ungleich

höher schätzte, wie ihn und Seinesgleichen, die voller Ansprüche, aber ohne jegliche Verdienste wären. Dieser alberne Kammerherr und sein nach ihm gearteter Sohn, ein unverschämter Geck voller Schulden, Liederlichkeit und anspruchsvoll, gaben sich den Anschein, mich wegen meiner Worte fordern zu wollen. Es kam mir so lächerlich vor, mein vielgeübtes Schwerdt gegen die Galanteriedegen dieser Herren gebrauchen zu sollen, daß ich bei dieser Forderung förmlich lachen mußte und erklärte, ich wolle mich gern gegen Vater und Sohn zu gleicher Zeit und zwar nur mit dem linken Arm schlagen. Am andern Morgen, als der Champagnerrausch, in dem diese beiden Herren mich gefordert hatten, wieder verflogen war, mußte sich auch ihr Muth abgekühlt haben, denn sie schrieben mir ein sehr artiges Billet, in dem sie auf jede Genugthuung verzichteten. Mir war dies recht, denn es wäre mir selbst komisch vorgekommen, wenn ich gegen solche Schwächlinge, die leider einen bekannten Namen trugen, hätte Waffen gebrauchen müssen.

Ich bin fest überzeugt, alle diese so eben angeführten Schwierigkeiten hätte unser König doch endlich zu besiegen vermocht, wenn während des Winters von 1814—1815 sein Gesundheitszustand nicht leider so schlecht gewesen wäre. Die heftige Kälte hatte seine Gichtschmerzen so gesteigert, daß er ungemein daran

litt und oft in Wochen kaum seinen Lehnstuhl, geschweige gar das Zimmer, verlassen konnte. So vermochte er nicht, die kräftige Leitung der Regierung in der Art zu übernehmen, wie er dies sonst ohne Zweifel gethan hätte, und konnte leider die verschiedenen Provinzen seines Reiches nicht bereisen und sich dem Volke und den Truppen persönlich zeigen, wie dies für einen Herrscher Frankreichs stets nothwendig sein wird.

So düster ich unter solchen Umständen auch in die nächste Zukunft blickte, so konnte ich es doch nicht gut vermeiden, während der Monate Januar und Februar 1815 sehr viel an den glänzenden Gesellschaften der höheren Pariser Kreise theilzunehmen. Ich hatte viele Verwandte und Jugendbekannte darin, und so gerne ich auch oft die Einsamkeit vorgezogen hätte, so wollte ich doch nicht ein Einsiedler genannt werden. Mitunter gewährte mir wohl die Beobachtung des bunten Lebens und Treibens in diesen Gesellschaften Interesse und ich lernte manche bedeutenden und interessanten Menschen kennen; im Allgemeinen empfand ich aber nur Langeweile, ja häufig selbst Ekel über dieses nichtige und oberflächliche Wesen, was dort herrschte. Besonders der Verkehr mit den eleganten, den Ton angebenden Modedamen war mir geradezu widerwärtig, und ich konnte nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mann demselben Geschmack abzugewinnen vermochte. Schein,

nichts wie Schein herrschte dort, und es war mir schmerzlich zu sehen, daß selbst Damen, die den edelsten Geschlechtern Frankreichs angehörten, es nicht unter ihrer Würde hielten, in ihrer Koketterie sogar mit Schauspielerinnen in Concurrenz treten zu wollen. Hätte ich jemals noch daran gedacht, mich verheirathen zu wollen, meine Gattin hätte ich nimmermehr aus den vornehmeren Pariser Kreisen mir gesucht und meine Töchter sicherlich nicht in ihnen auftreten lassen. Meiner inneren Neigung nach wäre ich selbst lieber in die Vendée zurückgegangen, doch wünschte mein Königlicher Herr, daß ich in Paris während des Winters bleiben möge und sein Wunsch war mir natürlich Befehl. Auch hoffte ich für die Kräftigung unseres legitimistischen Bundes Manches hier wirken zu können.

Da ich in der Pariser Hofgesellschaft lebte, so konnte ich es nicht vermeiden, mich dem Herzoge von Orleans vorstellen zu lassen, obgleich ich dies nur sehr ungern that, denn meine Gesinnungen gegen ihn waren seit 1789 niemals freundlich gewesen. Er war ja der Sohn des berüchtigten Philippe Egalité, dieses Haupturhebers der ganzen Revolution, und hatte selbst beim Ausbruch derselben eine ungemein zweideutige Rolle gespielt. Später, als er ebenfalls in das Ausland flüchten mußte, hatte er schon in Mitau den König Ludwig XVIII. demüthig um Verzeihung gebeten,

und dieser in seiner großen Herzensgüte ihm auch solche gewährt. Schon im Frühling 1815 sprach man aber in Paris allgemein davon, daß der Herzog von Orleans sich in schmachvolle Intriguen gegen die Bourbons einlasse und mit Hülfe der liberalen Partei sich selbst des Thrones bemächtigen wolle. Wie weit dies gegründet ist, weiß ich nicht, das schändliche Benehmen aber, was dieser Prinz 1830 zeigte, rechtfertigte den Verdacht schon damals, ihm alles mögliche Böse zutrauen zu können, vollkommen. Wäre er im Frühling 1815 schon wirklich König gewesen, Bonaparte würde ihn und seinen Anhang auch ohne Weiteres verjagt haben. Die liberalen Schwätzer, auf die der Herzog von Orleans sich hauptsächlich stützte, und die kampfgeübten Soldaten Bonaparte's ihnen gegenüber, wie konnte da der Erfolg auch nur einen einzigen Augenblick zweifelhaft sein!

Auf mich machte bei meiner ersten persönlichen Vorstellung der Herzog von Orleans, der mir übrigens sehr artige Worte sagte, ungleich mehr den Eindruck eines klug speculirenden Kaufmanns, wie den eines ritterlichen Prinzen. Es lag unläugbar in seinem Gesichte der Ausdruck großer Klugheit und auch der einer gewissen geistigen Beharrlichkeit, kein einziger wirklich edeler und für mich ansprechender Zug war aber darin bemerkbar. Man sah ihm an, daß er in der Wahl

seiner Mittel nicht sehr ängstlich war, wenn es galt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, und daß er auch Beleidigungen und Kränkungen geduldig ertrug, wenn er nur hoffen durfte, später einen reichlichen Lohn dafür zu erhalten. Ich bin fest überzeugt, wäre dieser schlaue Louis Philipp als der Sohn eines Ladenbesitzers in der Rue St. Honoré geboren, er hätte das Geschäft seines Vaters bald zu einem gewissen Ansehen gebracht, einen geschmeidigen Kaufmann, guten Hausvater abgegeben und wäre wahrscheinlich auch zum Capitain der Nationalgarde erwählt worden, wo er dann seine Compagnie, so weit dies bei einer Nationalgarde überhaupt möglich ist, in der besten Ordnung gehalten hätte. Leider machte das Schicksal ihn aber zu einem nahen Verwandten des Königlichen Hauses von Frankreich, und da war er freilich an einem sehr schlechten Platz und hat zur Corrumpirung und inneren Zerrüttung seines Vaterlandes mehr beigetragen, wie hundert Robespierre's und Danton's dies nur vermocht hätten. In seinen Manieren zeigte der Herzog von Orleans große Gewandtheit und viele Abgeschliffenheit, dabei aber nicht das mindeste Vornehme. Ich traf später in Deutschland zufällig mit dem ersten Geschäftsreisenden einer großen Lyoner Seidenwaarenhandlung zusammen, der mich in seinem ganzen Wesen ungemein an ihn erinnerte.

Die Frau Herzogin von Orleans, eine Prinzessin aus Sicilien, war eine ungemein würdige Dame, voll wahrer Religiosität und zeigte sich in Allem von ihrem Gemahl verschieden. Sie erfreute sich daher auch allgemein der höchsten Achtung und besonders unser König hielt große Stücke auf sie. Die Prinzen und Prinzessinnen dieses Seitenstammes der Bourbon's waren sehr hübsche und lebendige Kinder, die ich allgemein nur rühmen hörte. Besonders der älteste Prinz soll voller Verstand, Herzensgüte und dabei wahrer Ritterlichkeit gewesen sein. Wie man mir später sagte, hat er das Benehmen seines Vaters im Jahre 1830 entschieden gemißbilligt.

Verhältnisse, denen ich mich nicht ganz entziehen konnte, brachten es mit sich, daß ich jetzt auch die Bekanntschaft Fouché's, des einstigen Revolutionsmannes und späteren Polizeichefs Bonaparte's, der sich nunmehr sehr dem Hofe des Königs Ludwig's XVIII. näherte, machen mußte. Dieser Mensch war zu gescheut, kannte Frankreich in allen seinen Verhältnissen zu genau, und so konnte der König seine Dienste nicht entbehren, gleichwie der geschickte Arzt sich auch mitunter nothgedrungen eines Giftes als Medicin bedient, um andere noch schädlichere Stoffe damit aus dem Körper zu vertreiben. Ich habe selten einen Menschen kennen gelernt, dessen ganzes Gesicht so den Ausdruck der äußersten

Schlauheit, verbunden mit der äußersten Ruchlosigkeit, an sich trug, wie das dieses Fouché's. Seine Augen, die gleich denen einer falschen Katze glühten, bohrten sich Einem bis auf den Grund der Seele ein, und es war gleichsam, als besitze er die Fähigkeit, selbst die innersten Gedanken eines Menschen zu lesen, so sehr durchschaute er Jeden, mit dem er sprach. Ich machte die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Mannes mit dem äußersten Widerwillen, und ich will nicht läugnen, daß ich mich später dennoch gern mit ihm unterhielt, obgleich ich das Gefühl der Verachtung keinen Augenblick dabei verlor, so sehr fesselte mich die Schärfe seiner Beobachtung und die Klarheit und Lebendigkeit seiner Rede. Fouché selbst, der in seinem Leben wohl nie einer edlen Handlung fähig gewesen war, hielt auch die übrigen Menschen keiner solchen fähig und beurtheilte alle Verhältnisse daher schonungslos. Er sprach sich freimüthig gegen mich darüber aus, daß er an das Princip der Legitimität nicht glaube, und es sich nicht vorstellen könne, wie Jemand aus wahrer, innerer Ueberzeugung ein Legitimist sei, wenn ihn nicht egoistische Nebeninteressen dabei leiteten. Noch schroffer urtheilte er über die Demokraten und Liberalen und nannte erstere Wahnsinnige und letztere verblendete Phantasten, die nicht wüßten, was sie wollen. „Frankreich als Republik wird nimmermehr einen Bestand haben und

wenn man auch noch so oft solche blutige Comödie aufführen sollte, und die constitutionelle Monarchie ist nur ein leeres Spiel der Lügen und Täuschungen, bei dem Jeder den Anderen betrügen will und der Klügste zuletzt die übrigen Narren auslacht," sagte er mir einst und fügte dann noch hinzu: „wenn man die Franzosen regieren will, muß man ihnen auf der einen Seite ein glänzendes Ziel für ihre Eitelkeit zeigen und dabei mit eiserner Ruthe die geringste Widerspenstigkeit sogleich rücksichtslos züchtigen. Napoleon verstand dies am besten, und daher war er auch der geeignetste Herrscher, den Frankreich jemals gehabt hat und haben wird, und obgleich ich persönlich ihn bitter hasse, halte ich ihn doch für den gescheitesten Mann, der mir in Paris vorgekommen ist."

Schon im Winter 1815, als noch gar viele Freunde des Königthums keine Ahnung von der uns drohenden Gefahr hatten, sagte Fouché bestimmt voraus, daß Bonaparte bald wieder in Frankreich erscheinen und uns alsdann abermals vertreiben würde. „Ob er sich auf die Länge halten kann, hängt von dem Ausgang des Krieges ab, den er alsdann führen muß, und die Wechselfälle der Schlachten lassen sich im Voraus niemals berechnen — aber kommen wird er sicherlich, darauf verlassen Sie sich, Herr Marquis, und es giebt keine Macht in Frankreich, die ihm Widerstand zu leisten

vermöchte. Das Heer und niedere Volk wird diesem Manne zujauchzen, obgleich es dafür nur zu bald auf den Schlachtfeldern wird bluten müssen; ihre legitimistische Partei hier in Paris wird in ohnmächtigen Zorn gerathen und in der Vendée, Bretagne und an einigen Stellen des Südens vielleicht einigen kräftigen Widerstand zu leisten versuchen, und die liberale Partei wird anfangs nicht wissen, was sie thun soll, Napoleon wird sie durch einige Phrasen zu kirren suchen, die Dummköpfe werden solche für Wahrheit halten und zu ihm überlaufen, um dann, wenn er sie nicht mehr gebraucht, abermals tyrannisirt zu werden. Dies wird übrigens stets das Schicksal der Liberalen in Frankreich sein, die nur dazu tauglich sind, jedem ehrgeizigen und kühnen Usurpator die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen."

So lautete im Wesentlichen eine Rede, die Fouché schon im Anfang Februar in einem Salon in Paris mir hielt. Wie sehr dieser wahrhaft diabolische Mann damit Recht hatte, sollten die kommenden Ereignisse nur zu bald beweisen!

Am Abend des 4. März hörte ich zuerst in einem engeren Kreise die Nachricht sich zuflüstern, Bonaparte sei mit einigen hundert Abenteurern im südlichen Frankreich gelandet. Manche von uns wollten diese Kunde nicht recht glauben, obgleich sie aus siche-

rer Quelle stammte, Andere hingegen frohlockten darüber und meinten, jetzt würde dieser Mann ohne Zweifel gefangen, dann vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, so daß man dadurch auf immer von ihm befreit sei. Mir drängten sich jetzt die prophetischen Worte Fouché's auf und ich fürchtete das Schlimmste. Da meine Freunde mich aber schon wiederholt der politischen Schwarzseherei beschuldigt hatten, so mochte ich nicht abermals mit meinen Besorgnissen hervortreten und schwieg daher still.

Am anderen Morgen ging ich in den großen Vorsaal der Tuilerien, wo der diensthuende Hofstaat des Königs, die Adjutanten und andere derartige Persönlichkeiten sich befanden, wozu mir mein Rang das Vorrecht gab, obgleich ich solches nur selten benutzte. Es herrschte eine gewisse Aufregung hier, so weit solche an diesem Ort der Etikette überhaupt stattfinden kann, und in einzelnen Gruppen unterhielten sich Alle flüsternd über das wichtige Ereigniß. Zorn und Verachtung gegen Bonaparte war natürlich hier die gerechtfertigte Stimmung Aller, die sich zwar ingrimmig, aber nur leise aussprach, da der König gewünscht hatte, daß diese Nachricht verschwiegen und noch nicht in Paris verbreitet würde. Ich ging an diesem Tage in einer einfachen Civilkleidung absichtlich nach sehr vielen, von den verschiedensten Volksklassen besuchten

öffentlichen Orten von Paris. Niemand ahnte hier noch das Mindeste von diesem wichtigen Ereigniß, was wenige Tage später ganz Europa abermals unter die Waffen rufen sollte und Erwerbs- und Vergnügungslust, diese beiden Haupttriebfedern der Pariser Bevölkerung, zeigten sich ganz in gewohnter Weise. Daß aber die unteren Stände dem Bonapartismus eifrig ergeben waren, konnte ich jetzt wieder recht beobachten. In einer Weinschenke vor der Barriere saßen eine Menge Arbeiter in ihren Blousen, die ohne Weiteres Napoleon hoch leben ließen und bald gesellten sich mehrere Soldaten der Königlichen Garde zu ihnen und stießen mit auf die Gesundheit ihres „alten Korporals" an. Einige Gensd'armen, die anwesend waren, thaten aber gar nicht, als ob sie dies verbotene Treiben bemerkten.

Am Morgen des 6. war schon ganz Paris in größter Aufregung, denn jetzt hatte sich die Kunde von dem ungeheuren Ereigniß, was Frankreichs Ruhe abermals zerstören sollte, mit Zauberschnelligkeit in der großen Stadt verbreitet. Alle Geschäfte ruhten, fast überall erblickte man zahlreiche Gruppen von Neugierigen, und einzelne Stadttheile zeigten schon ein unruhiges Gepräge. An diesem Morgen schickte ich meine Pistolen und meinen Säbel zum Waffenschmied, um Alles in

besten Stand wieder zu setzen, denn ich war jetzt überzeugt, daß ich sie bald wieder benutzen mußte.

In den Tuilerien war die Verwirrung noch größer, wie am gestrigen Tage, obgleich Niemand — wenigstens äußerlich — daran zu zweifeln wagte, daß Bonaparte schon in den nächsten Tagen ein Gefangener sein würde. Ein wahres Chaos der verschiedensten Meinungen zeigte sich, und leider bemerkte ich zu meiner tiefen Betrübniß, wie wenig selbst die aufrichtige legitimistische Partei in sich einig sei. Der Herzog von Angouleme war bereits nach dem Süden abgereist. So ungemein groß meine Verehrung für den Charakter dieses trefflichen und ehrenwerthen Prinzen war, so hatte ich im Frühling 1814 doch hinlänglich erfahren, daß militairische Talente nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften gehörten. Errang Bonaparte sich wirklich nur einigen Erfolg im Süden, und nach den Berichten, die am 7. März in Paris einliefen, durfte man hieran nicht zweifeln, so war der Herzog von Angouleme nicht dazu geeignet, ihm auch nur das unbedeutendste Hinderniß entgegen zu setzen. Ich hatte erst die Absicht gehabt, den König um die Erlaubniß zu bitten, mit dem Herzoge von Angouleme nach Bordeaux abgehen zu dürfen; doch hielt mich die Erwägung davon ab, daß ich in der Bretagne oder Vendée nöthigenfalls von größerem Nutzen

sein könne, wenn es — und daran zweifelte ich nicht mehr — wirklich zu einem ernsthaften Kampfe kommen sollte.

Am 9. März verbreitete sich plötzlich in Paris das Gerücht, Bonaparte sei von den Truppen besiegt und nach einer heftigen persönlichen Gegenwehr von einem Brigadier der Gensd'armerie, dessen Name selbst genannt wurde, verwundet und dann gefangen genommen worden. Allgemeiner Jubel war während mehrerer Stunden in den Tuilerien und an gar vielen anderen Orten der Stadt, und es wurden sogar hohe Wetten gemacht, ob Bonaparte erschossen oder nur als ein Wahnsinniger lebenslänglich im Irrenhaus würde eingesperrt werden. Ein bekannter Zeitungsverleger, der früher sehr bonapartistisch und 1830 dann sehr liberal gesinnt war, wie es ihm gerade den mehrsten Vortheil brachte, gab sogleich ein Spottgedicht heraus, in dem die Einsperrung Bonaparte's geschildert wurde.

Am anderen Morgen folgten aber ganz entgegengesetzte Nachrichten, und von jetzt an drängten sich immer traurigere Botschaften von den neuen Erfolgen, die dieser kühne Soldat errungen hatte.

Der König war wie immer gefaßt und übersah mit klaren Blicken die große Gefährlichkeit seiner Lage, ohne deshalb die muthige Zuversicht zu verlieren. Lei-

der plagten seine Gichtschmerzen ihn jetzt so sehr, daß er sich persönlich nicht so thätig zeigen konnte, wie er dies so sehnlich wünschte und wie es auch so überaus nöthig gewesen wäre.

Dringend nothwendig erschien es jetzt, einen Feldherrn von anerkanntem Rufe gegen Bonaparte zu senden und doch war die Wahl hierin ungemein schwer. Es wurden verschiedene Marschälle Bonaparte's — denn andere höhere Generale besaß Frankreich damals leider nicht, in Vorschlag gebracht, allein bei Allen fand man Dies oder Jenes auszusetzen. Der König hätte am liebsten den Marschall Soult, der sich persönlich sehr bei ihm einzuschmeicheln gewußt hatte, an der Spitze des Heeres gesehen; aber dieser, der noch vor wenigen Tagen den Mund übervoll von seiner Treue hatte, lehnte jetzt im Augenblicke der Gefahr den Oberbefehl unter nichtigen Vorwänden ab. Soult war ein Mantelträger nach dem Winde, wie es nur je einen solchen in Paris gegeben hatte — und dies will wahrhaft viel sagen — und seine Schlauheit gebot ihm jetzt, wo Alles zweifelhaft war, sich nach keiner Seite hin zu compromittiren. Am Besten wäre es gewesen, wenn man Victor, Macdonald oder Gauvion de St. Cyr jetzt mit dem Oberbefehle des Heeres, welches bei Lyon zusammengezogen

wurde, betraut hätte; allein verschiedene Rathgeber wußten dies zu verhindern.

Endlich verfiel der brave und treue, aber leider nicht scharfsichtige Minister Montesquiou, der das besondere Vertrauen unseres Monarchen besaß, auf Ney, „den Bravsten der Braven" und dieser wurde von seinem Landgute, wo er sich in letzter Zeit aufgehalten hatte, mit Courierpferden nach Paris geholt. Außerordentliche Belohnungen, darunter die Würde eines Groß-Connetable von Frankreich, wurden Ney verheißen, wenn er Bonaparte besiegen würde, und außerordentliche Thaten versprach dieser eitle Mann auch nun zu verrichten. So sehr war ihm jetzt die Königliche Gnade zu Kopfe gestiegen, daß er, der alte muthige Soldat der Revolution und Bonaparte's, jetzt förmlich ein Fanfaron des Royalismus ward. Er renommirte überall herum, daß er „den frechen Corsen," wie er Bonaparte jetzt nannte, schlagen und gefangen nehmen wolle, und hat, wie ich aus sehr sicherem Munde weiß, zu dem Könige die Worte geäußert: „So lange sie unter meinen Befehlen stehen, werden alle Soldaten treu ihrer Pflicht, sich gegen diesen Bonaparte, der uns jetzt die Schrecknisse des Bürgerkrieges bringen will, schlagen. Fürchten Sie aber nicht, Sire, daß dieser auf mich noch wieder einigen Einfluß

ausüben wird und ich gar zu ihm übergehe; eher will ich Ihnen denselben in einem eisernen Käfig bringen."

So sprach derselbe Mann, der wenige Tage später seinen Königlichen Herrn zum Dank für das unbegrenzte Vertrauen, was dieser zu ihm hegte, auf das Schändlichste verrieth und sein ganzes Corps Bonaparte zuführte.

Man hat in Frankreich später Ney's Verurtheilung zum Tode und seine Erschießung hart getadelt und es dem Könige zum Vorwurfe gemacht, daß er diesen berühmten Soldaten nicht begnadigte. Es ist dies ein trauriges Zeichen, wie sehr die Begriffe der wahren Ehre einem nur zu großen Theile der Einwohner meines unglücklichen Vaterlandes bereits abhanden gekommen sind. Wenn oppositionssüchtige Journalisten, denen es nur darum zu thun ist, Lärm zu machen, solch unverständiges Geschrei erheben, so ist man schon an solch Benehmen gewöhnt, und es hat dies auch weiter nichts zu bedeuten; daß aber selbst Officiere die Verurtheilung Ney's für eine Härte halten konnten, ist mir unbegreiflich. Er war ein Deserteur der Fahne, der er freiwillig den Eid der Treue geschworen hatte, und verrieth im offenen Felde auf das Schändlichste die Sache, die er als Oberfeldherr zu vertheidigen sich selbst erboten hatte. Wenn ein gemeiner Soldat, der oft nur gezwungen dient, im Felde desertiren will, so er-

schießt man ihn ohne Weiteres, und jeder Officier, welcher Armee er auch angehören mag, wird dies gerechtfertigt finden; und einen desertirten Marschall sollte man begnadigen? Wo bliebe dann die Gerechtigkeit, und welche Folgen müßte dies auf die Subordination des Heeres haben?

Ich hätte selbst gewünscht, daß Ney, der sonst als Soldat so große Verdienste besaß, bei Waterloo den Tod durch eine feindliche Kugel gefunden; da dies aber Gottes Wille nicht war und er in unsere Gefangenschaft fiel, so mußten auch die Kugeln unserer Soldaten sein Vergehen bestrafen. Seine Begnadigung wäre eine große Schwäche des Königs gewesen.

Am 10. März ertheilte mir der König den Befehl, mich in die Vendée zu begeben und ihm einen getreuen Bericht über die dortige Stimmung und ob man, im Falle Bonaparte sich wirklich der Stadt Paris bemächtigen sollte, dort auf einen kräftigen Aufstand rechnen dürfe, abzustatten. Sehr gern übernahm ich diesen Auftrag und jagte mit schnellen Courierpferden trotz der schlechten Wege meinem Reiseziele zu.

Ich fuhr zuerst zu einigen sehr bekannten und einflußreichen Landedelleuten der Vendée, die alle schon die Nachricht von dem Einfalle Bonaparte's erhalten

hatten. Große Entrüstung beseelte diese wackeren Leute und sie waren bereit, Gut und Blut für die Vertheidigung des legitimen Königthums abermals zu wagen, wie sie selbst oder ihre Väter 1793—94 dies bereits gethan hatten. Daß auf die Bauern in diesen Districten zu zählen sein würde, versicherten mir alle Gutsbesitzer und Pfarrer, die ich zusammenrief, einstimmig, hegten jedoch über die Gesinnung der Bewohner in den Städten eine verschiedene Meinung. „Diese sind in ihrer Mehrheit weder legitimistisch noch bonapartistisch — sondern rein egoistisch gesinnt und werden dem folgen, der ihnen den meisten Vortheil gewährt oder auch nur verspricht", urtheilten mehrere des Landes kundige Männer, mit denen ich darüber sprach, ob wohl in Nantes und anderen Orten erfolgreiche legitimistische Demonstrationen zu machen sein würden. Wie mir allgemein gesagt wurde, waren die hier stationirten Gensd'armen sowohl, wie die meisten Soldaten und Officiere der in diesen Theilen garnisonirenden Regimenter entschieden bonapartistisch gesinnt. Fast gleiche Nachrichten empfing ich in der Bretagne, wohin ich mich eiligst aus der Vendée begab; doch war hier in den meisten Kirchspielen der Einfluß des Landadels nicht mehr so groß und man konnte daher nicht hoffen, daß ein etwaiger legitimistischer Aufstand gleich von vorneherein eine einheitliche und kräftige Organisation

erhalten würde. Sowohl in der Vendée, wie auch in der Bretagne sagte man mir aber allgemein, daß die Schilderhebung nur in dem Falle von nachhaltiger Bedeutung sein würde, wenn der König oder wenigstens der Herzog von Berry erscheinen und den Oberbefehl über die legitimistischen Schaaren übernehmen werde. „Kommt S. M. der König selbst hieher und schwingt die weiße Fahne, so steht die ganze Vendée Mann für Mann auf, und unser Kampf wird dann noch einen ganz anderen Umfang erhalten, als selbst im Frühling 1793", sagte mir ein alter, in der ganzen Provinz ungemein einflußreicher Gutsbesitzer, der schon damals sich sehr ausgezeichnet hatte. Daß ich aber diesen braven Vendéern und Bretagnern das persönliche Kommen des Königs in Aussicht stellen könne, schien mir selbst bei dessen körperlichen Leiden zu zweifelhaft.

So gut auch im Allgemeinen die Nachrichten waren, die ich über die Stimmung dieser schönen Landestheile, auf welche Frankreich mit Recht stolz sein kann, einzog, so schlecht lauteten die Botschaften, die jetzt täglich, ja selbst stündlich über das weitere Vordringen Bonaparte's einliefen. Verrath, Kopflosigkeit und erbärmliche Feigheit vereinigten sich, um diesem Mann sein schnelles Vordringen gegen Paris zu erleichtern. Als ich die Nachricht von dem schändlichen Verrath des Marschalls Ney empfing, wollte ich kaum meinen Oh-

ren trauen und behauptete anfänglich, daß dies unmöglich sein müsse. Mein Vertrauen zu der Charakterfestigkeit Ney's war zwar niemals recht groß gewesen, allein solcher offenbaren Schändlichkeit hätte ich ihn doch nicht für fähig gehalten.

Am Morgen des 19. März traf ich wieder in dem unruhig bewegten Paris ein. Ich war zwar ganz erschöpft von meiner eiligen Courierreise, denn 5 Nächte hatte ich jetzt wieder ununterbrochen in einer leichten Postchaise zugebracht, fuhr aber gleich nach den Tuilerien, um dem Könige Bericht über Alles, was ich erfahren hatte, abzustatten. Ich fand in den Tuilerien alle Menschen in der größten Bestürzung, denn so eben war die sichere Nachricht eingelaufen, daß wieder neue Truppen zu Bonaparte übergegangen wären, und dieser sich schon zu Autun befinde. Der König, obgleich von der Gicht auf das Heftigste geplagt, war unbedingt der Ruhigste und Besonnenste im ganzen Palast und hörte auch meinen Bericht mit großer Aufmerksamkeit an. „Glichen alle Franzosen nur den wackeren Bewohnern dieser treuen Provinzen, von deren aufopferungsfähiger Treue Sie, lieber Marquis, mir so eben wieder so gute Nachrichten bringen, wie leicht und herrlich wäre es dann, ein König des schönen Frankreichs zu sein", antwortete der König mit einem tiefen Seufzer, als ich meinen Bericht geendet hatte.

Es kam jetzt darauf an, eine schleunige Berathung anzustellen, welche Pläne für die nächste Zukunft zu fassen wären und wohin vor Allem der König sich zurückziehen solle. Wenn auch die Königlichen Haustruppen sich mit Begeisterung für ihren Monarchen erklärt und laut gebeten hatten, gegen Bonaparte geführt zu werden, so war Paris doch nicht mehr gegen die Angriffe desselben zu vertheidigen; das mußte jedem Einsichtsvollen jetzt einleuchtend sein.

Meiner festen Ueberzeugung nach wäre es das Richtigste gewesen, wenn der König sich mit seinen Garden und allen Militairs, die treu zu ihm stehen wollten, in der Festung La Rochelle eingeschlossen und von dort aus die Erhebung in der Vendée, Bretagne, Poitou und Languedoc organisirt hätte. Dieser Plan war auch schon anfänglich gefaßt, später aber persönlich von dem Könige, der nach Lille gehen wollte, wieder verworfen worden. Warum dies geschah, habe ich niemals recht ergründen können, es sei denn, daß des Königs leider oft nur zu weiches Herz sich scheute, einen Bürgerkrieg in Frankreich selbst zu entflammen.

Wie wankelmüthig aber die Volksmenge ist, und welche schwache Stützen gesinnungslose Höflinge, Schriftsteller und Diplomaten einem Fürsten, der sich wirklich in Noth befindet, gewähren, davon konnte man am

19. März des Jahres 1815 nur zu viele Beispiele in Paris sehen. Wie wenige dieser royalistischen Schreihälse und Schmeichler, die noch vor Kurzem in oft recht zudringlicher Weise die Tuilerien umlagerten, um nur einen einzigen Blick der Gunst aus den Augen des Königs zu erhaschen, wagten es jetzt, ihrem fliehenden Monarchen die Treue zu wahren! Alle diese Tausende von gesinnungslosen Creaturen wünschten auch jetzt nicht, sogleich zu Bonaparte überzugehen, wie dies wenigstens die meisten Subaltern-Officiere und Soldaten, die niemals aus ihrer Bonapartistischen Gesinnung ein Hehl gemacht hatten, thaten, oh nein, dazu waren sie viel zu vorsichtig und verkrochen sich lieber ängstlich in ihren Häusern, um abzuwarten, was morgen für ein Wind wehen werde, damit sie ja ihren Mantel danach hängen könnten. Und dies erbärmliche Volk von Paris, das im Mai 1814 halb verrückt vor Royalismus war, und nichts wie Verwünschungen gegen den „corsischen Tyrannen“ schleuderte, wie schnell wußte es sich jetzt in dessen abermaligen Einzug zu finden!

Am Abend des 19. März kam die sichere Nachricht, daß Bonaparte schon so nahe bei Paris stehe, daß er am anderen Tage seinen Einzug halten könne, und der König daher noch in der Nacht flüchten müsse. Eine ungemein traurige Nacht war dies für mich, eine

der schlechtesten, welche ich in meinem vielbewegten Leben schon gehabt hatte. Fast überall, wohin man blickte, Erbärmlichkeit, Feigheit und Kopflosigkeit, und nur sehr wenige Männer voll Ehre und Muth, die dann fast immer den untersten oder den höchsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft angehörten. Besonders erbärmlich benahmen sich jetzt auch viele Beamte und Angestellte des Königlichen Hofstaates, Lakaien, Köche und dergleichen. Sie brachen nicht allein ihrem Königlichen Herrn, der sie auf die wohlwollendste Weise stets behandelt hatte, die Treue, sondern Manche wollten sogar diese letzten Stunden der unheilvollsten Verwirrung noch dazu benutzen, um für eigene Rechnung zu plündern. Und dazu war der König selbst so krank, daß er nur auf die Arme von zwei Begleitern gestützt, langsam sich fortschleppen konnte. Es herrschte in den Tuilerien ein grauenvolles Bild der äußersten Verwirrung, wie ich es selbst bei den eiligen Rückzügen geschlagener Heere mitunter nicht ärger gesehen hatte. Einen dieser Schurken von höheren Hofbedienten, einen Oberküchenmeister, der mir mit den höhnenden Worten: „Es müsse Alles für den baldigen Einzug Sr. Majestät des Kaisers Napoleon aufbewahrt bleiben", einige Erquickungen für die zur Escorte bestimmten Soldaten der Königlichen Garde verweigerte, hieb ich in gerechtem Zorn mit der Säbelscheide so über den Kopf, daß

er zurücktaumelte, und gewiß wochenlang eine tüchtige Beule mit sich herumschleppen mußte.

Bei dem Scheine von düster brennenden Wachsfackeln, verließ in der mitternächtlichen Stunde der König Ludwig XVIII. den Palast der Tuilerien, um sich in den, unten an dem Flora-Pavillon aufgestellten Reisewagen zu begeben. Die getreuen Anhänger des Königthums, die den weiten Hof anfüllten, schluchzten bei diesem Anblick des scheidenden Königs laut auf, und Jammern und Weinen erscholl überall. Eine bewährte Escorte der Königlichen Garde du Corps, der ich mich zu Pferde angeschlossen hatte, umgab den Wagen des Monarchen und so zogen wir in düsterem Schweigen abermals in eine ungewisse Verbannung. Man hatte in einigen sehr ängstlichen Hofkreisen das Gerücht verbreitet, der König könnte auf dem Wege von mordsüchtigen Banden bedroht werden. Auf Befehl des zwar sehr treugesinnten, leider aber auch sehr unfähigen Ministers Grafen Blacas, der den König begleitete, ritt ich mit 16 tüchtigen Reitern dem Königlichen Wagen eine halbe Stunde voraus, um den Weg zu recognosciren. Wir entdeckten keine Spur von irgend einem beabsichtigten Ueberfall, begegneten aber häufig einzelnen Trupps alter Soldaten, die jubelnd nach Paris marschirten. Sie ließen uns ruhig vorüber, riefen zwar stets ihr „vive l'empereur," haben aber

dabei dem Wagen des Königs alle militairischen Ehrenbezeugungen erwiesen. Die Einwohner in den Städten und Dörfern, die wir passirten, verhielten sich in der Regel theilnahmlos, obgleich stets ein Haufe müßiger und neugieriger Zuschauer zusammenlief. Alle Beamte, Gensd'armen u. s. w. waren zwar durchweg anständig und selbst höflich, machten aber aus ihrer entschieden bonapartistischen Gesinnung weiter kein Hehl. In mehreren Orten wehte schon die dreifarbige Fahne und man sah viele dreifarbige Kokarden, während die weiße Farbe immer mehr zu verschwinden anfing.

In dem Städtchen Abbeville, wo unser Zug am Abend des 20. März anlangte, empfing uns der Marschall Mortier mit verlegener Miene. Er hatte ganz das Ansehen eines Mannes, der nicht recht wußte, wie er sich benehmen sollte, und sein zweideutiges Betragen flößte mir gar kein Vertrauen ein. Es war anfänglich der Plan, hier die spärlichen Reste der Königlichen Garde, die von Paris aus zu Fuß nachmarschirt kamen, zu erwarten; allein der Marschall Mortier überredete den König, sich sogleich nach Lille zu begeben. Da mein Pferd zu ermüdet war, blieb ich vorläufig in Abbeville zurück und setzte erst am zweiten Tage zu Wagen meine Reise nach Lille fort.

Ich weiß noch jetzt nicht, ob es absichtlicher Verrath oder nur gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse von

Seiten des Marschalls Mortier war, daß er die gewöhnliche Garnison der Linientruppen nicht aus Lille entfernte. Daß diese Soldaten dem Beispiele ihrer übrigen Kameraden folgen und zu Bonaparte übergehen würden, war sehr leicht vorauszusehen, und unter solchen Umständen bot Lille dem Könige keine sichere Zufluchtsstätte dar, wie man anfänglich gehofft hatte. Sollte dies der Fall sein, so hätten alle Linientruppen schon früher unter beliebigen Vorwänden aus der Stadt entfernt, und diese nur von den Königlichen Haustruppen und anderen Compagnien treuer Freiwilligen besetzt werden müssen. Leider gingen aber sowohl dem Könige, wie auch den Prinzen des Königlichen Hauses alle und jegliche militairische Kenntniß ab, und so geschah denn jetzt auch nicht das Allermindeste zur kräftigen Vertheidigung des bedrohten Königthums. Diese Kopflosigkeit mancher hochgestellten Männer jetzt in den Stunden der äußersten Gefahr brachte mich oft in den heftigsten Zorn und selten ist mir die Pflicht des schweigenden Gehorsams so schwer als in diesen Tagen geworden.

Wie vorauszusehen war, empfingen die Linientruppen in Lille den König schon mit sichtbarer Kälte, und äußerten ihre Sympathien für ihren Herrn und Meister Bonaparte auf die unzweideutigste Weise. Schon nach kurzer Frist kam der Marschall Mortier und

meldete, die Garnison von Lille verlange, daß die dreifarbige Fahne in der Festung aufgezogen werde, und er könne unter diesen Umständen nicht länger für die Sicherheit des Königs Bürgschaft leisten. Daß es unter solchen Umständen so kommen würde, hätte ein Kind einsehen müssen; allein der gute Blacas und manche andere vertraute Rathgeber unseres Königlichen Herrn vermochten es dennoch nicht. Schon hatten manche Officiere der Liller Besatzung den Plan gefaßt, sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn als Gefangenen an Bonaparte auszuliefern, allein die Mehrzahl der Officiere und Soldaten besaß doch noch zu viel militairische Ehre, um in solch schmachvolles Beginnen nicht einzuwilligen. Daß aber unter den jetzigen Verhältnissen eine eilige Flucht in das Ausland das einzige Mittel der Rettung für den König sein würde — wenn dieser sich nicht in der Vendée persönlich an die Spitze des Aufstandes stellen wollte, oder seiner schwachen Gesundheit wegen konnte, sah ich jetzt selbst ein. Um ja das Königthum aller seiner bewaffneten Vertheidiger zu berauben, hatte der Herzog von Berry, der dem Namen nach die Königlichen Garden befehligte, in Armentières die Ueberreste dieses Corps aufgelöst, — statt solche geschlossen über die Grenze zu führen. Die natürliche Folge dieser Maßregel war, daß die meisten entlassenen Gardisten schon aus Noth sich in die Ba-

taillone Bonaparte's aufnehmen ließen und so die Schaaren unserer Feinde noch verstärken halfen. So wie ich diese Maßregel erfuhr, legte ich sogleich meine Uniform als Oberster ab, und habe solche niemals wieder angezogen. Ich wollte kein Kleid einer Truppe tragen, die man nicht einmal gegen den Feind zu führen wagte. Was ich sonst jetzt noch für Beispiele von Kopflosigkeit, Feigheit und Verrath mit ansehen mußte, will ich mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken. Gar harte Proben mußte meine legitimistische Gesinnung jetzt bestehen, dessen entsinne ich mich recht wohl.

Bevor wir übrigens Lille verließen, hatte ich noch ein Duell mit einem Stabsofficier der Linientruppen, der es gewagt hatte, in meiner Gegenwart einen spöttischen Witz über den König zu machen. Es that mir unendlich wohl, einem dieser so bitter gehaßten Feinde jetzt wieder mit dem blanken Stahl in der Faust gegenüberstehen zu können, und als wir die Klingen kreuzten, fühlte ich mich ordentlich glücklich. Mein Gegner focht vortrefflich, allein, wäre er auch der vollendetste Meister der edlen Fechtkunst gewesen, er hätte mir in diesem Augenblick nicht zu widerstehen vermocht, und so stürzte er denn bald mit einer tüchtigen Brustwunde zusammen. Mit dem Leben ist er davon gekommen, seinem Bonaparte hat er aber keine Dienste

mehr leisten können. Ungefähr ein Dutzend Officiere waren als Zuschauer bei diesem Duell gegenwärtig gewesen, und sie besaßen zu vielen Anstand, um mich nur im Mindesten weiter zu kränken, obgleich ihnen Allen dieser Ausgang ein sehr unerwünschter sein mußte. Ich befand mich übrigens jetzt in einer so erbitterten Stimmung, daß es mir erwünscht gewesen wäre, mich mit allen diesen Officieren der Reihe nach schlagen zu dürfen.

Der Befehl des Königs zwang mich, ihn über die holländische Grenze nach Ostende und dann nach Gent, wohin er seine Residenz verlegte, zu begleiten. Meiner persönlichen Neigung gemäß hätte ich mich ungleich lieber in die Vendée begeben, um dort an dem zu erhoffenden Aufstande mit allen meinen Kräften theilzunehmen.

Ein unendlich trauriger Augenblick war es, als unser edler König, dem leider nur Gesundheit des Körpers und oft auch die nöthige Strenge mangelten, damit er seinen schweren Posten ganz genügend ausfüllte, die französische Grenze überschritt, um abermals dem bitteren Loos der Verbannung verfallen zu sein. Viele Augen in dem Gefolge des Königs füllten sich mit Thränen, und auch der Monarch selbst soll geweint haben. Ich für meine Person war nur von Zorn und Haß erfüllt, und das Verlangen der glühendsten Rache

gegen alle diese schändlichen Verräther beseelte mein ganzes Herz. Bald aber kehrte die Reue über solche unchristliche Gesinnung in meine Brust zurück und ein frommer Priester, bei dem ich beichtete, ermahnte mich zur Buße. Seine Worte brachten allmählich mir wieder den inneren Frieden und die zornige Aufregung, welche mich während der letzten Wochen stets beherrscht hatte, machte einer stillen Resignation in Gottes unerforschlichen Willen Platz. So wie aber der innere Frieden in mein Gemüth zurückkehrte, erlag mein Körper den Stürmen, die in letzter Zeit gegen ihn gewüthet hatten. Kaum einige Tage in Gent angekommen, ergriff mich ein heftiges Gallenfieber und warf mich mehrere Wochen auf das Krankenlager nieder, so daß selbst mein Leben in Gefahr gewesen sein soll.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Gent. Verkehr mit Chateaubriand. Sendung nach Rheinpreußen. Preußische Truppen. Tumult der Sachsen in Lüttich gegen Blücher. Wiederholte Anerbietungen von Meuchelmördern, Bonaparte ermorden zu wollen. Empfang bei dem Herzoge von Wellington. Der Herzog von Braunschweig-Oels. General von Müffling. Die englische Armee. Schlechter Geist der niederländischen Truppen. Sorglosigkeit im englischen Hauptquartier. Beginn der Feindseligkeiten. Der Ball bei der Herzogin von Richmond in Brüssel. Aufbruch zur Schlacht. Tod des Herzogs von Braunschweig bei Quatre-Bras. Die preußische Armee bei Ligny. Blücher.

Bei der sorgfältigen Pflege meiner guten, dicken Hauswirthin, zu der ein gütiges Geschick mich geführt hatte, genaß ich allmählich wieder, und konnte bereits am 1. April persönlich bei dem Könige wieder erscheinen.

Wie immer, empfing mich mein gnädiger Herr und König mit dem größten Wohlwollen und sagte mir viele freundliche Worte über meine Treue, die jedoch nur eine einfache Pflichterfüllung war. Der König residirte in dem alterthümlichen Palais der Gräfin Hane de Steen-Huise, zwar etwas beschränkt, aber sonst ganz bequem und hatte bereits wieder ein eigenes Ministerium und einen kleinen Hofstaat um sich gebildet. Auch von mehreren auswärtigen Mächten waren eigene Gesandte bei ihm accreditirt, wie denn überhaupt von ganz Europa Ludwig XVIII. als rechtmäßiger König von Frankreich noch anerkannt, Bonaparte aber allgemein in die Acht erklärt wurde. Von allen Seiten rückten Truppen herbei, um diesen Menschen, dessen Ehrgeiz die Ruhe von Europa wieder auf eine so frevelhafte Weise gestört hatte, verdientermaßen zu züchtigen. Aus Frankreich selbst lauteten die Nachrichten jedoch sehr betrübend und ein echt französisches Herz hatte nur zu gerechten Grund zum Schmerz. Mit gewöhnlicher Charakterlosigkeit hatte die weitgrößte Mehrheit des französischen Volkes wieder Bonaparte gehuldigt und dieser mit bewundernswürdigem Talent und eben solcher Energie, die nöthigen Maßregeln getroffen, seine Herrschaft gegen die Angriffe äußerer wie innerer Feinde zu vertheidigen. Ein mächtiges Heer jubelte schon wieder seinem

erprobten Schlachtenmeister zu, und immer neue Schaaren strömten herbei, um dessen Reihen noch zu vermehren. Es lag in diesem Bonaparte wirklich eine fast dämonische Kraft, das erkannte ich auch jetzt wieder so recht in den Frühlingstagen des Jahres 1815, so bitter ich diesen gefährlichsten Feind des Legitimitätsprincips, den je die Welt gehabt hatte, auch hassen mußte. Von allen Provinzen des weiten, großen Frankreichs bewährte wieder die Vendée den schönen Ruf der alten Treue und strahlte hellschimmernd, gleich einem fleckenlosen Diamant hervor. Muthige, ihrem Könige getreue Landedelleute schirmten dort noch die weiße Fahne, und treue, der Religion und dem Recht ergebene Bauern fügten sich ihren Befehlen. Besonders August de la Rochejacquelin, mein edler Freund, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder seines unbefleckten Namens werth.

Wie gerne wäre ich sogleich wieder in die Mitte dieser tapferen Freunde geeilt, um mit ihnen zu kämpfen, und auch, wenn es Gottes Wille war, unterzugehen, sofern meine sehr geschwächte Gesundheit mir dies erlaubt hätte. Um aber die Strapazen eines Krieges in der Vendée, die, wie ich ja aus eigner Erfahrung wußte, oft ungemein groß waren, ertragen zu können, war meine Gesundheit noch lange nicht kräftig genug wieder hergestellt. Auch mein Fußübel hätte mich

leicht verhindert, die schnellen und langanhaltenden Märsche, die man in jenen von Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Landstrichen, in denen mit dem Pferde nicht durchzukommen, oft zu machen gezwungen ist, auszuhalten. Ruhig und unthätig aber in Gent zu bleiben, wenn rings um mich her wieder die Waffen gegen meinen Erbfeind Bonaparte erklirrten, hätte ich nun und nimmermehr ertragen. Es war mir daher eine große Freude, als der König den Wunsch äußerte, daß ich mich wieder als Volontair-Officier zu dem englischen Heere, welches unter des Herzogs von Wellington Oberbefehl in den Niederlanden zusammengezogen werden sollte, begeben möchte. In des Königs Plan lag es, daß ich ihm militairische Nachrichten über die Operationen dieses Heeres mittheilen sollte, wie ich dies auch schon im Frühling 1814 gethan hatte. Der Herzog von Wellington, dem mein Königlicher Herr deshalb schreiben ließ, gab die Genehmigung, daß ich in seinem Gefolge diesen Krieg abermals mitmachen dürfe. So hatte ich denn Hoffnung, nicht allein meine Kampfeslust zu befriedigen, sondern auch meinem König und mit ihm dem Princip der Legitimität, soweit meine geringen Kräfte ausreichten, vielleicht von einigem Nutzen sein zu können.

Bevor ich aber aus Gent abreisen konnte, mußte

ich hier noch einige Zeit als Reconvalescent mich aufhalten. In diesen Tagen kam ich oft mit dem bekannten Chateaubriand zusammen, der bei dem Könige damals den Ministerposten des Inneren bekleidete. Ich habe selten einen Menschen kennen gelernt, dem die Gabe der Beredtsamkeit so zu Gebote stand und der, wenn er wollte, Stunden lang, ohne zu stocken, sich zu wiederholen, oder gar etwas Unnöthiges zu sagen, fortsprechen konnte, wie dieser berühmte Dichter es vermochte. Gleich einem klaren Bach durch grüne, mit Blumen geschmückte Auen, flossen die Worte von seinen Lippen, und es war wirklich oft ein Genuß, ihn reden zu hören — wenn er gerade besonders dazu gestimmt schien. Ob seine praktische Umsicht und namentlich auch seine Thatkraft eben so hoch, wie seine Beredtsamkeit standen, möchte ich fast bezweifeln. Störend war mir besonders seine unbegrenzte Eitelkeit, die sich bei jeder Gelegenheit nur zu sehr zeigte. Er konnte es nicht vertragen, wenn er in irgend einem Kreise nicht sogleich als die Zierde desselben angesehen wurde, fühlte sich sehr bald verletzt und zeigte dann eine so kleinliche Empfindlichkeit, wie man sie wohl bei einem aufgeblasenen Comödianten, nicht aber bei einem vornehmen Staatsmanne hätte erwarten sollen. Da mir eitele Menschen stets sehr unangenehm gewesen sind, so störte diese Eigenschaft Chateaubriand's die Ver-

ehrung, die ich sonst mit Recht für ihn empfand, bedeutend.

Bevor ich mich zu den englischen Truppen verfügte, ertheilte der König mir den Befehl, die benachbarten preußischen Provinzen zu bereisen, um mich von dem Zustande des dort zusammengezogenen preußischen Heeres zu unterrichten. Von allen größeren Continentalstaaten stand Preußen am schnellsten gerüstet da, und schon seine Nachbarschaft mit Frankreich machte es wahrscheinlich, daß die preußischen Truppen den ersten Zusammenstoß mit dem Heere Bonaparte's würden aushalten müssen.

Was ich am Rhein sah und hörte, konnte mich theils mit Freude, theils aber nur mit Sorge erfüllen. Zuerst konnte ich mir zu meinem Kummer nicht verhehlen, daß in Cöln, Coblenz, Aachen und anderen Städten des linken Rheinufers der Bonapartismus schon tiefe Wurzel geschlagen hatte. Ziemlich offen sprachen es die Leute hier aus, daß sie sich über die Rückkehr dieses Mannes freuten und die Hoffnung hegten, wieder unter seine Herrschaft zu kommen. Die Bildung der neuen Landwehr-Regimenter geschah hier gerade nicht mit sonderlichem Eifer, und viele alte Soldaten und Officiere schlichen sich heimlich über die Grenze nach Frankreich, um in die dortigen Regimenter wieder einzutreten. Daß es übrigens manche Ausnahmen

hier gab, und ich auch am Rhein Spuren des tiefsten Hasses gegen Bonaparte und seine unrechtmäßige Herrschaft fand, war natürlich. Namentlich der Adel und das Landvolk zeigten sich hier am Besten gesinnt. Eine sehr entschiedene Stimmung fand ich aber in allen preußischen Linien-Regimentern und sonst mehr noch in den Landwehr-Regimentern aus den altpreußischen Provinzen, welche in Eilmärschen hier anlangten. Nichts wie die unbändigste Kriegslust und der glühendste Haß gegen Bonaparte und seine Schaaren war hier vorhanden, und sowohl Officiere wie Soldaten konnten es kaum erwarten, daß der Krieg wieder beginnen würde und sie mit dem verhaßten Feinde den ersten Zusammenstoß dann haben dürften. Daß sich mit diesem lebhaften Kriegseifer nicht selten etwas übermüthige Prahlerei und Ueberhebung der eigenen Verdienste verband, war nicht zu läugnen. Mehr oder weniger wird dies bei jedem Heere, was schon ruhmreiche Kriege geführt hat, und wieder einen neuen Kampf beginnen soll, der Fall sein, und das preußische Heer hat, wie ich schon 1792 bemerken konnte, von allzugroßer Bescheidenheit gerade keinen Ueberfluß. Wenn die Officiere und Soldaten desselben im Mai 1816 auch etwas zu viel ihrer Thaten in den Jahren 1813—14 sich rühmten, so zeigten sie dafür auch recht bald wieder ihre große Kriegstüchtigkeit, und ohne das muthige

und schnelle preußische Heer wäre Bonaparte sicherlich nicht wieder so rasch besiegt worden. Obgleich mir der nähere persönliche Verkehr mit vielen preußischen Officieren gerade nicht sehr angenehm war, und diese Herren oft eine etwas zu weit getriebene Rücksichtslosigkeit zeigten, so mußte ich doch im Uebrigen ihr durchweg anständiges Benehmen, ihren militairischen Eifer und die große Dienstkenntniß, die sie besaßen, rühmend anerkennen. Ich habe nie eine Armee gekannt, deren gesammtes Subaltern-Officiercorps in dieser Hinsicht so übereinstimmend sich zeigte, wie dies bei dem der preußischen Truppen, die ich 1815 sah, der Fall war.

Unter den sächsischen Truppen, die damals auch am Rhein lagen, fand ich eine große Abneigung gegen Preußen vor und ich hörte selbst von einzelnen Officieren die Aeußerung, sie würden viel lieber gegen die Preußen als mit ihnen verbündet kämpfen. Da die Sachsen und Preußen doch sonst von gleichem Volksstamme sind, so mußte der Grund dieser Erbitterung in der Theilung Sachsens, die gerade stattfinden sollte, liegen. In wie weit diese Maßregel gerechtfertigt war, kann ich nicht beurtheilen, da die inneren politischen Verhältnisse Deutschlands mir stets sehr geringes Interesse eingeflößt haben.

Der Zufall wollte, daß ich gerade in Lüttich anwe-

send war, als der bekannte Aufstand der sächsischen Truppen, der später so großes Aufsehen machte, dort stattfand. Ich glaube, daß man die Bedeutung dieser ganzen Sache weit übertrieben hat, obgleich es mir vorkam, als ob geheime Agenten Bonaparte's, die überhaupt am ganzen Rhein eine ungemein große Thätigkeit entwickelten, auch hierbei ihre Hände im Spiel hatten. So viel entsinne ich mich noch, zwei mir von Ansehen zufällig bekannte Pariser Polizeibeamte in Civilkleidung mit mehreren sächsischen Garde-Unterofficieren in einem öffentlichen Garten von Lüttich eifrig zusammen trinken gesehen zu haben. Als die Gardisten, übrigens hübsche, stattliche Leute, in großen Massen vor des alten Blücher's Wohnung zogen und dort ein gräuliches Geschrei ausstießen, die Fenster einwarfen und andere Unordnungen verübten, waren sie fast sämmtlich stark betrunken und wußten augenscheinlich nicht recht, was sie thaten. Diese Soldaten ließen sich auch bald wieder beruhigen, und wenn sie für ihre Verletzung der Disciplin auch eine tüchtige Strafe verdienten, so scheint mir doch die Verbrennung der Fahne des Bataillons, wie solche einige Tage später stattgefunden haben soll, eine viel zu harte Maßregel gewesen zu sein. Seine Fahne muß jedem Soldaten ein Heiligthum sein, und die Verbrennung derselben natürlich eine nachhaltige Erbitterung erwecken.

Hätte man 50—60 der Hauptschreier unter diesen sächsischen Tumultuanten später herausgesucht und Jedem nach guter österreichischer Sitte funfzig Hiebe mit dem Haselstock aufgezählt, die etwaigen Unterofficiere aber, die dabei gewesen waren, zu Gemeinen degradirt und in eine Strafcompagnie gesteckt, das Ganze wäre damit nach meiner Ansicht am Besten abgemacht gewesen. Im Felde und bei allen derartigen Disciplinarvergehen sind tüchtige Hiebe mit dem Haselstock die beste Strafe in jedem Heere; dies lasse ich alter Soldat mir nicht absprechen, mögen auch die neuen Theoretiker noch so viel dagegen sprechen. Im Frieden sollte in keinem Heere geprügelt werden, denn man hat dann zu anderen Strafen Muße genug, und sollte die Soldaten durch Emporhebung ihrer Religiosität und ihres Ehrgefühls möglichst moralisch zu bessern suchen; im Kriege mangelt hierzu aber die Zeit und gehörige Hiebe, die schnell wirken — oder bei sehr groben Vergehen die Kugel vor den Kopf, ist die beste Strafe. Hätte man die in Lüttich in Tumult gerathenen sächsischen Bataillone eben so bestraft, diese hätten bei Ligny und Waterloo schon wieder tüchtig mitgekämpft, statt daß man jetzt ihre wünschenswerthe Hülfe entbehren mußte.

Diese Revolte der Sachsen in Lüttich bewirkte, daß ich den berühmten preußischen Husaren-Feldmarschall Blücher gar nicht zu sehen bekam. Ich wollte mich

eben persönlich bei ihm vorstellen und sehen, ob er sich unserer Bekanntschaft aus dem Feldzuge von 1792 in der Champagne noch erinnere, als ich erfuhr, er habe dieses Tumultes wegen die Stadt in größter Eile verlassen, da er seine eigene Sicherheit gefährdet hielt. Später hörte ich, daß der alte Blücher von einem überaus heftigen Zorn gegen alle Franzosen ergriffen sei und beständig die gröbsten Verwünschungen gegen Frankreich und dessen Bewohner aussprudele. Ich konnte nun wohl solchen Zorn bei ihm, dem preußischen Officier, einigermaßen gerechtfertigt finden, mir, dem geborenen Franzosen, konnte das Anhören von solchen Zornesworten aber unmöglich einen angenehmen Eindruck machen, und so unterließ ich denn auch meine Vorstellung bei dem Feldmarschall. Es that mir dies in vieler Hinsicht ungemein leid, denn ich gehörte stets zu den wärmsten Verehrern der unendlich großen Verdienste, welche sich dieser Feldherr in allen Kämpfen gegen Bonaparte erworben hat. Noch jetzt hege ich die feste Ueberzeugung, daß ohne die seltene Energie und die rastlose Thätigkeit dieses Mannes die Alliirten weder im Feldzuge von 1814, noch gar in dem von 1815 sich so schnell der Stadt Paris bemächtigt hätten, wie es jetzt glücklicher Weise der Fall war.

So erklärlich ich auch bei allen englischen und mehr noch den preußischen Officieren diesen ingrimmigen

Haß gegen die Franzosen finden mußte, ja so sehr ich ihn gegen die große Mehrheit des französischen Volks selbst theilte, so erlitt jetzt mein Nationalstolz doch oft die allerempfindlichsten Demüthigungen. So ungemein artig und rücksichtsvoll alle Officiere und besonders die der höheren englischen Aristokratie angehörenden, mit denen ich besonders viel verkehrte, gegen mich persönlich waren, so ließ es sich doch gar nicht vermeiden, daß ich nur zu häufig Aeußerungen mit anhören mußte, die mir das Blut schon kochend machen konnten. Hier stets den Beleidigten zu spielen, war ganz unmöglich und hätte auch der Sache, der ich mit allen meinen Kräften diente, nur Schaden gebracht, und so hatte ich denn jetzt wieder hinlängliche Gelegenheit, mich in der schweren, aber nur zu oft dringend gebotenen Resignation zu üben. Ich habe manche harten Aeußerungen über Frankreich, ja selbst über den französischen Adel in dieser Zeit ruhig mit angehört, die ich unter anderen Verhältnissen sogleich mit einer Forderung zu einem Zweikampf auf Leben und Tod beantwortet hätte. Unter solchen Umständen zog ich mich während des ganzen Feldzuges von 1815 möglichst von jeder größeren Gesellschaft der Officiere zurück und lebte mitten im Gewühl des Hauptquartiers ein so einsames Leben, als dies nur immer angehen wollte.

Bevor ich zum englischen Heere abging, begab ich

mich auf einige Tage nach Gent zurück, um dem Könige Ludwig XVIII. über das, was ich am Rhein und in einigen Theilen des Königreichs der Niederlande gehört und gesehen hatte, einen unpartheiischen Bericht abzustatten. Daß in den jetzt an die Niederlande gekommenen wallonischen Provinzen noch sehr viele Sympathien für Bonaparte herrschten, war unläugbar. Besonders die vielen ehemaligen Soldaten hingen noch sehr an ihrem alten Feldherrn und liefen zu Hunderten über die Grenze, um im französischen Heere Dienste zu nehmen. Der hohe, hier sehr mächtige Adel hatte noch große Anhänglichkeit an Oesterreich, was ich auch leicht erklärlich fand, und sah es sehr ungern, daß er jetzt in holländische Unterthänigkeit gelangen sollte. So herrschte gerade in diesen Landestheilen fast in allen Volksklassen sehr geringe Sympathie für den bald beginnenden Krieg gegen Bonaparte, und die aus ihnen rekrutirten und dem niederländischen Heere einverleibten Regimenter haben sich bei Waterloo nur äußerst mittelmäßig, oder richtiger gesagt, schlecht geschlagen.

Gerade, als ich mich jetzt auf einige Tage in Gent befand, kam ein Agent aus Paris, der unserem Könige den Vorschlag zu machen wünschte, für die Summe von einer Million Francs Bonaparte vergiften zu wollen. Ein Küchenmeister oder Mundkoch in der

Küche des Usurpators soll sich erboten haben, seinem Gebieter in die Morgenchocolade ein sehr wirksames, und dabei so fein zubereitetes Gift, daß es weder durch den Geschmack, noch durch den Geruch erkannt werden konnte, zu mischen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der König auf solchen schändlichen Plan nicht entfernt einging, und den Kerl, der sich erfrechte, ihm nur solche Anerbietungen machen zu wollen, sogleich aus Gent fortjagen ließ, mit der Drohung, seinen Plan an Bonaparte mitzutheilen.

Auch zwei ehemalige Chouans aus der Vendée kamen jetzt zu mir mit der Bitte, ihnen die Genehmigung des Königs verschaffen zu wollen, daß sie Bonaparte erschießen dürften. Es waren dies zwei sehr verwegene, zu jeder verzweifelten That fähige Männer, dabei von äußerster Geschicklichkeit in der Handhabung ihrer Büchsen, und ich zweifle gar nicht, daß sie nach erhaltener Erlaubniß wenigstens den Versuch gemacht haben würden, den Mord auszuführen. Dabei trieb nur Haß gegen Bonaparte und keine schmutzige Gewinnsucht diese alten Chouans zu solchem Verbrechen, denn sie verlangten nicht die mindeste Belohnung dafür, sondern baten nur, daß der König die Gnade haben möge, ihren hinterlassenen Witwen und Waisen, im Falle sie selbst dabei umkommen sollten, eine kleine Pension zu sichern.

Ich hielt es natürlich unter meiner Würde, das Ohr des Königs durch die Mittheilung eines solchen Antrages zu verletzen, und stellte den beiden Chouans das Verwerfliche ihrer beabsichtigten That in möglichst eindringlichen Worten vor. Anfänglich kam ihnen meine Rede fast seltsam vor, und sie schienen es kaum begreifen zu können, daß ich es ein Verbrechen nannte, wenn sie einen Thronräuber und Unruhestifter, wie Bonaparte es war, ohne Weiteres niederschießen wollten. Allmählich fanden meine Worte aber doch Gehör, sie sahen ein, daß ein Mord unter allen Umständen ein verabscheuungswürdiges Verbrechen sei, versprachen mir, ihren Plan aufzugeben, und begaben sich wieder in ihre Heimath zurück, um dort im offenen, ehrlichen Kampfe gegen die Schaaren Bonaparte's zu fechten.

Sehr viele solche Pläne zur Ermordung Bonaparte's waren schon in früheren Jahren unserem Könige vorgelegt und von diesem stets mit der äußersten Entrüstung zurückgewiesen worden. Wie konnte man auch wohl annehmen, daß ein Mann aus dem Stamme der Bourbons Meuchelmörder zu seinen Hülfsgenossen anwerben würde, um seinen ihm schändlich geraubten Thron wieder zu erlangen. Demokratische Revolutionaire werden selbst vor dem Meuchelmord nicht zurückbeben, wenn es gilt, ihre schändlichen Pläne auszuführen; ein Legitimist wird solche Mittel aber verachten.

In den ersten Tagen des Juni begab ich mich, vollkommen kriegstüchtig ausgerüstet, obgleich ich keine eigentliche Uniform mehr trug, in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington. Der Empfang desselben war minder förmlich, als ich erwartet hatte, und ich habe den Herzog weder vor- noch nachher so freundlich gegen mich gesehen, als in dem ersten Augenblicke, da ich mich bei ihm meldete. Er reichte mir die Hand, was bei ihm als eine selten gewährte Auszeichnung galt und sagte:

„Ich beklage es, Herr Marquis, daß traurige Verhältnisse Sie abermals zwingen, zu mir zu kommen,— da dies aber nun einmal der Fall ist, so seien Sie mir als alter Waffengefährte von Portugal und Spanien her willkommen. Ich hoffe, die Interessen Ihres Königlichen Gebieters werden mit denen, welche ich auf das Kräftigste zu vertreten die Pflicht habe, stets Hand in Hand gehen. — So richten Sie sich denn bei uns ein, an meiner Unterstützung für Ihre Zwecke soll es nicht fehlen.“

Solche Worte vom Herzog von Wellington zu hören, war schon eine große Auszeichnung. Manches mochte zu dieser freundlichen Aufnahme wohl mit beitragen, daß das englische Kabinet jetzt öffentlich erklärt hatte, für die Rechte des Königs Ludwig XVIII. kämpfen und sich nur als dessen Verbündeten ansehen zu wollen. Es war dies in Betracht der augenblicklich

vorhandenen Verwicklungen von großer Wichtigkeit für uns, wie denn z. B. der Feldmarschall Blücher bei jeder Gelegenheit mit soldatischem Freimuthe offen erklärte, „er kämpfe nicht für die Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich, sondern nur dafür, daß Bonaparte verjagt und die Macht des Landes recht verringert würde. Wer dann später dort regiere, solle ihm und seinen Preußen sehr gleichgültig sein.“

Von sehr vielen älteren Waffengefährten im englischen Heere, mit denen ich früher in den Jahren 1810—1814 so manche Freuden und Leiden des Kriegslebens bestanden hatte, wurde ich jetzt mit großer Herzlichkeit begrüßt. Ich kann im Allgemeinen die englische Nation nicht recht leiden, muß aber zu ihrem Lobe bekennen, daß fast alle Engländer der höheren Stände, mit denen ich einmal Freundschaft geschlossen hatte, dann auch große Treue und Beständigkeit hierin zeigten. Ich liebte es übrigens, nur mit Engländern der Geburtsaristokratie zu verkehren, denn in den Mittelständen habe ich nur zu häufig Personen von rohen Formen, übermüthiger Anmaßung, ja selbst von komischem Gelddünkel gefunden, während das eigentliche untere Volk, aus denen das Heer sich rekrutirte, zwar körperkräftig und muthig, dabei aber von einer entsetzlichen Rohheit ist.

Das Heer, welches der Herzog von Wellington in diesem Feldzuge von 1815 befehligte, konnte mit

ungefähr 90,000 Mann in den Kampf rücken und war aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Die eigentlichen nationalenglischen Truppen, die ungefähr 50,000 Mann betrugen, hatten alle Vorzüge und wieder auch alle Fehler, die ich schon bei früheren Gelegenheiten besprochen habe. Im Allgemeinen waren diese Regimenter übrigens trefflich, die Soldaten bestanden fast durchgängig aus altgedienten Männern, die schon Kriegserfahrung besaßen, und auch die Mehrzahl der Officiere hatte schon tüchtig Pulver gerochen, und sich im Kriegsleben mehr militairische Kenntnisse erworben, als sonst so viele englische Officiere zu besitzen pflegen. Man hätte jetzt selten einen Lieutenant gefunden, der nicht gewußt, wie ein Gewehr geladen und abgefeuert werden müßte, während ich 1810 bei einigen in Lissabon so eben von England ausgeschifften Regimentern manche junge Officiere sah, die keine Kenntniß hievon besaßen. Dabei war das Heer von größtem Kriegseifer beseelt, und hatte den großen Vorzug, unbedingtes Vertrauen zu seinem Oberanführer, dem ruhmreichen Herzog von Wellington, wie auch zu den meisten Divisionsgeneralen zu besitzen. Die Ausrüstung — wenn auch, wie dies bei den Engländern stets der Fall sein wird, in mancher Hinsicht unzweckmäßig und schwerfällig, war sonst äußerst solide, und man sah, daß das reiche England einen tüchtigen Griff

in die Kassen gethan hatte, um ein möglichst stattliches Heer aufzustellen. Namentlich alle Pferde waren von ausgezeichneter Beschaffenheit und besser bespannte Artillerie und schöner berittene Cavallerie, wie der Herzog von Wellington zum Theil sie hier befehligte, sah ich in keinem Heere der Welt. Es war wirklich für ein Soldaten-Auge eine wahre Lust, diese stolzen Reiter-Schwadronen, in denen Mann wie Roß von wirklich auserlesener Kraft und Schönheit sich zeigten, in ihrem glänzenden Waffenschmuck vorbeitraben zu sehen. Für mich wenigstens giebt es, außer dem einsamen Genuß einer großartigen freien Natur, gar keinen herrlicheren Anblick, wie den eines stattlichen und muthigen Reiter-Regiments.

Ganz vortrefflich waren die braunschweigischen und noch mehr manche hannöversche Regimenter, welche sich bei dem Heere Wellington's befanden. Sie besaßen die gleiche Kraft und Zähigkeit, durch welche die Engländer sich so sehr auszeichnen, und dabei doch eine ungleich größere Beweglichkeit und Geschicklichkeit im Vorpostendienst und Marschiren, wie dies die deutschen Truppen auch schon in den spanisch-portugiesischen Kriegen von 1809—14 so rühmlichst gezeigt hatten. Leider schlug sich ein sonst vortreffliches hannöversches Husaren-Regiment, was das Unglück hatte, einen feigen und kopflosen Führer zu besitzen, das Erstemal, als es

in das Feuer kam, sehr schlecht. Die strengste Strafe muß Officiere treffen, die auf so schmähliche Weise dem Rufe einer sonst braven Truppe für alle Zeiten einen schimpflichen Fleck anhängen. Wollte man in solchem Falle Gnade für Recht ergehen lassen und gar auf die vornehme Geburt oder sonstige Protection eines Schuldigen nur die geringste Rücksicht nehmen, so fügt man der ganzen Aristokratie dadurch stets einen unwiderbringlichen Nachtheil zu. „Die Kugel vor den Kopf" ist die einzige Strafe, die einem Officier, der im Felde nur die allermindeste Ehrlosigkeit zeigt, gehört, und jede in dieser Hinsicht gezeigte Nachsicht ist eine unverzeihliche Schwäche.

Lange nicht von gleichem Werthe, wie die englischen, hannöverschen und braunschweigischen Truppen im Heere Wellington's, waren aber die Regimenter des Königs der Niederlande, die ebenfalls zu demselben gehörten. In diesen war sowohl unter Officieren wie Soldaten noch viel Bonapartismus vorherrschend und man fand daher keine rechte Begeisterung für den Zweck des Kampfes, dem sie sich widmen sollten. Auch sah man recht, daß die eigentlichen Holländer von den Belgiern in Sitte, Ansichten und Zweck des Lebens sehr abweichen, und man aus so ungemein verschiedenen Elementen weder ein dauerhaftes Königreich, noch ein kriegstüchtiges Heer würde bilden können. Auch der

König von Holland schien mir mehr ein sparsamer, klug speculirender Kaufmann, als ein ritterlicher Fürst zu sein. Unter solchen Verhältnissen konnten freilich die meisten niederländischen Regimenter lange nicht den gleichen Kriegswerth, als die englischen und hannöverschen haben, obgleich sich manche tüchtige Officiere und geübte Soldaten in ihren Reihen befanden. Einzelne dieser Truppentheile schlugen sich bei Waterloo auch äußerst schlecht, und hätte Wellington nur lauter solche Regimenter gehabt, in wenigen Stunden wäre sein Heer von Bonaparte auseinandergestäubt worden. Da herrschte in dem kleinen Truppencorps des Herzogs von Braunschweig ein ganz anderer kriegerischer Geist. Es dienten viele junge Rekruten in den Reihen der Braunschweiger und auch die ganze Ausrüstung derselben war nur etwas spärlich, und man sah, daß gerade kein Ueberfluß an Geld in den herzoglichen Kassen vorhanden gewesen sein mußte; aber der echt kriegerische Geist, den man hier durchweg antraf, wog alle diese kleinen Mängel reichlich wieder auf. Ich habe in meiner langen, bewegten Kriegerlaufbahn häufig Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu machen, daß in den Contingenten kleinerer Staaten im Allgemeinen nicht ein gleich guter militairischer Geist zu herrschen pflegt, als in denen der großen. Es giebt zwar sicherlich viele überaus brave Officiere und Soldaten in ihnen, aber

es scheint doch oft, als ob das Gefühl, uur einem kleinen Truppentheile und keinem großen Heere anzugehören, ein höheres militairisches Streben leicht unterdrücken könne. Bei diesen Braunschweigern war im Jahre 1815 solches aber wahrlich nicht der Fall, wobei das wahrhaft ritterliche Wesen ihres edlen Fürsten gewiß einen höchst vortheilhaften Einfluß ausübte. Ich hatte schon stets eine große Verehrung für diesen echten Fürsten, dessen Stolz sich nicht der Tyrannei eines Bonaparte beugte, sondern männlich dagegen ankämpfte, gefühlt, und seinen kühnen Zug im Jahre 1809 mit dem größten Interesse verfolgt. Sehr erfreulich war es mir daher, daß ich jetzt die Ehre haben konnte, mich dem Herzoge persönlich vorstellen zu lassen und ihm in seiner Muttersprache zu sagen, wie sehr ich mich stets über seinen mannhaften Haß gegen Bonaparte gefreut habe. — Die persönliche Erscheinung des Herzogs verstärkte noch die gute Meinung, die ich stets von ihm gehabt hatte. Er machte auf mich ganz den Eindruck eines tüchtigen, ritterlichen Fürsten und eines frischen, muthigen Soldaten, ohne Falsch und Tücke, der ein volles ungetheiltes Herz für die Sache, der er sich einmal gewidmet hat, mitbringt. Ob der edle Herzog große strategische Talente gehabt hat, vermag ich nicht zu beurtheilen, hörte aber von gelehrten, preußischen Generalstabs-Officieren und namentlich auch vom General

von Müffling, der im englischen Hauptquartiere als Bevollmächtigter war, daß dies nicht in hohem Grade der Fall gewesen sei. Ein muthiger Soldat und tüchtiger Reiteranführer war er aber gewiß, und hat dies auch durch seinen Heldentod bei Quatre-Bras, wo er dem Herzoge von Wellington einen sehr großen Dienst leistete, mehr als hinlänglich bewiesen. Möchten nur die deutschen Fürstenhäuser recht viele so charakterfeste und schneidige Männer, wie dieser bei Quatre-Bras gefallene Braunschweiger Herzog war, besitzen, die Folgen der Revolution von 1830, die jetzt auch Deutschland immer mehr anzustecken drohen, hätten dann wahrlich nicht solche Ausdehnung erlangt.

Mit dem preußischen General von Müffling, der im Hauptquartier Wellington's nicht ohne Einfluß war, hatte ich ebenfalls häufig Gelegenheit zu verkehren. Er war ein sehr unterrichteter, vielseitig gebildeter Mann, wie es solche so häufig im preußischen Heere giebt, dabei von angenehmen, ja selbst eleganten Formen, denen man ansah, daß sie ihren letzten Schliff durch längeres Verweilen in fürstlichen Residenzschlössern erhalten hatten. Zu große Bescheidenheit gehörte gerade nicht zu den Haupteigenschaften des Generals und ein sehr starkes Selbstgefühl berührte mitunter nicht angenehm.

Mit seiner gewohnten Energie hatte Bonaparte es inzwischen möglich gemacht, ein starkes und kriegs-

tüchtiges Heer in fast unglaublich kurzer Frist in Frankreich zu organisiren und gegen die belgische Grenze in Bewegung zu setzen. Je glühender mein Haß gegen diesen Mann wurde, desto mehr mußte ich oft zu meinem großen Verdruß sein wirklich großartiges Talent und seine eiserne Kraft auch jetzt wieder bewundern. Alle Nachrichten, welche Anhänger unserer Partei mir sandten, stimmten darin überein, daß Bonaparte sich mit aller Macht rüste, und es ihm auch gelinge, ein tüchtiges Heer bald in das Feld rücken zu lassen. Er wußte, daß ganz Europa jetzt gegen ihn die Waffen ergriffe, und nahm mit trotzigem Muthe den Fehdehandschuh auf, um den letzten Riesenkampf bald zu beginnen. Auch der Aufstand in der Vendée hatte nicht die Wirkung gehabt, die wir Legitimisten davon gehofft. Es fehlte in der Vendée ein Prinz des Königlichen Hauses, der den Schaaren der treuen Kämpfer hätte als Mittelpunkt dienen können, und so zersplitterte sich das Ganze, und wurde von einigen geschickten Generalen, die Bonaparte schnell zu der Bekämpfung hingesandt hatte, bald besiegt. Die zersetzenden Einwirkungen der Neuzeit hatten leider auch in der Vendée einigen Einfluß gehabt, und diese Provinz besaß im Jahre 1815 lange nicht mehr die gleiche Kraft der Aufopferung für das legitime Princip, die sie 1793 so glänzend zeigte.

Die Hauptstärke der französischen Armee, ungefähr

140,000 Mann Combattanten zählend, stand jetzt unmittelbar an der belgisch-französischen Grenze und man durfte erwarten, daß in nächster Zeit schon ein bedeutender Schlag hier ausgeführt würde. Unsere Spione hatten uns aber gemeldet, daß Bonaparte selbst noch in Paris verweile, und mit der größten Ruhe, die er stets besaß, harrte der Herzog von Wellington nun der Dinge, die da kommen würden, und wollte nicht recht daran glauben, daß die Franzosen in den nächsten Tagen schon zur Offensive übergehen würden. Er hatte noch niemals Bonaparte persönlich gegenüber befehligt und kannte daher nicht aus Erfahrung die große Schnelligkeit und die tigerartige Wildheit von dessen plötzlichen Angriffen. Bequemlichkeit und reichliche Verpflegung sind immer zwei überaus wichtige Sachen für ein englisches Heer und um diese beiden Vorzüge ja recht zu genießen, hatte der Herzog von Wellington seine Truppen in weitläuftige Kantonnirungen gelegt. Ich sprach wiederholt gegen den General-Quartiermeister des Herzogs von Wellington, Oberst Delancy die Besorgniß wegen eines plötzlichen Angriffes der Franzosen aus, ward aber von diesem einer zu großen Vorsicht beschuldigt. Noch am Abend des 12. Juni sagte dieser Officier, mit dem ich die englischen Vorposten bei Mons besichtigte, zu mir: „Ihr Bonaparte weilt noch ruhig in Paris, wie uns unsere

Spione melden, und denkt gar nicht, hieher zu kommen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er seinen Hauptangriff gegen den Oberrhein richten und uns hier um das Vergnügen bringen wird, persönlich ihm gegenüberzustehen."

Ich antwortete dem Obersten, es sei bekannt, daß Bonaparte in allen seinen Bewegungen die größte Schnelligkeit beobachte, und stets dort zu finden sei, wo man ihn am wenigsten erwarte, und ich es daher gar nicht für unwahrscheinlich hielte, wenn er uns in den nächsten Tagen schon mit einem Angriff überrasche.

Am Mittag des 14. Juni kam ein ehemaliger Jäger des Königlichen Hofstaates, der jetzt eine kleine Försterstelle in Frankreich verwaltete, als Postillon verkleidet, zu mir nach Brüssel, wo ich mich mit dem Hauptquartier des Herzogs von Wellington aufhielt. Der treue Mensch hatte sich unter Todesgefahr heimlich über die Grenze geschlichen, um mir die wichtige Nachricht zu bringen, daß Bonaparte, den er persönlich gesehen, bei seinem Heere angekommen sei, und höchst wahrscheinlich in den nächsten Tagen schon einen Hauptangriff unternehmen werde. Ich hatte nicht den geringsten Grund, einigen Zweifel in die Glaubwürdigkeit dieser Botschaft zu setzen, und hielt solche mit Recht für so wichtig, um den Obersten Delancy sogleich davon

zu benachrichtigen. Dieser, in echt englischer Sorglosigkeit, hielt meine ganze Nachricht für unbegründet und schenkte meinem Jäger, obgleich ich solchen persönlich zu ihm führte, kein Gehör. Er behauptete, so lange die Vorposten des englischen Heeres bei Mons ihm keine Botschaft von dem Anrücken der Feinde sendeten, würde er alle anderen Nachrichten für unbegründet oder doch wenigstens für sehr übertrieben halten. Der gute Oberst hatte auf die Wachsamkeit englischer Vorposten ein ungleich größeres Vertrauen, wie diese es verdienten, denn in keiner Armee der Welt wird der Vorpostendienst auf eine so grenzenlos nachlässige Weise betrieben, als gerade in der englischen. Wenn englische Vorposten wirklich eine Entdeckung machen sollten, so muß der Feind seine Sache äußerst nachlässig angefangen haben.

Ich ärgerte mich zwar nicht wenig über diesen unverantwortlichen Uebermuth des Obersten Delancy, doch da ich meine Pflicht gethan hatte, so konnte ich mich beruhigen, und mußte der Zukunft die Entscheidung überlassen, ob er oder ich Unrecht gehabt hatte. Dem treuen Förster, der vorläufig in Brüssel blieb, gab ich eine reichliche Belohnung und versprach, seine That unserem Könige mit gebührendem Lobe zu melden, was ich auch gethan habe. Ich selbst ließ meine Feldequipage packen und Alles vorbereiten, um beim

ersten Allarmsignal mich sogleich in den Sattel schwingen zu können.

Am Mittag des 15. Juni kam ein mit Staub bedeckter preußischer Officier auf schweißtriefendem Pferde nach Brüssel hereingesprengt, um dem General von Müffling die wichtige Nachricht zu bringen, daß die französischen Truppen die Offensive ergriffen und bei Charleroi die preußische Avantgarde angegriffen hätten. Bonaparte sei bei dem Heere angekommen und von seinen Truppen mit jubelndem „vive l'empereur" begrüßt worden. So war denn meine Nachricht nur zu schnell bestätigt, und der Herzog von Wellington von Bonaparte überrascht worden. Andere Adjutanten folgten bald, immer neue und wichtigere Nachrichten bringend, und obgleich man erst von englischer Seite das Ganze in Brüssel verheimlichen wollte, sammelte sich doch bald das Volk auf den Straßen. Man konnte bei dieser Gelegenheit deutlich merken, daß die größeren Volksmassen hier entschieden Bonapartistisch gesinnt waren, und es fehlte selbst nicht an lauten Bemerkungen, die ihm den Sieg wünschten.

Gegen Abend konnte man vor den Thoren von Brüssel ganz vernehmlich den Kanonendonner in der Richtung nach Namur zu hören. Die englischen Truppen kamen jetzt in Bewegung, es wurde allarmirt und viele Regimenter marschirten mit klingendem Spiele zu

den Thoren hinaus, während Adjutanten und Ordonnanzen überall umhersprengten. Die ganze Stadt hatte ein ungemein bewegtes Aussehen und zu Hunderten lagen die Leute mit den Ohren auf dem Erdboden, um den Kanonendonner besser hören zu können. Derselbe kam uns unverkennbar näher, was viele Bewohner Brüssels als ein sicheres Zeichen, daß die Preußen zurückgedrängt würden, ansahen und mit lautem Jubel begrüßten. Wiederholt kam es auf den Straßen jetzt zu tumultuarischen Scenen und manche englische Soldaten machten von ihren Kolben gehörigen Gebrauch. Der Ruhigste und scheinbar Gleichgültigste in diesem ganzen Getümmel war derjenige, dem die größte Verantwortlichkeit oblag, nämlich der Herzog von Wellington selbst. Ich frug einen Adjutanten, was der Oberfeldherr in den nächsten Stunden beginnen werde, damit ich meine Maßregeln danach einrichten könne.

„Auf den Ball zu der Frau Herzogin von Richmond gehen, und ich habe den Auftrag, Sie, Herr Marquis, ebenfalls dahin einzuladen — versäumen Sie ja nicht zu kommen, es wird an schönen Frauen nicht fehlen, und Sie werden schon ihre Unterhaltung finden," antwortete mir der Adjutant mit völliger Ernsthaftigkeit. Ich glaubte anfänglich, das Ganze sei nur ein Scherz des Adjutanten, und doch war es sein völliger Ernst. Während schon die feindlichen Kanonen donner-

ten und ein Napoleon Bonaparte sich zum entscheidenden Angriff gegen ihn rüstete, ging der Herzog von Wellington mit so großer Ruhe, als sei er daheim auf seiner vom Meere umgürteten, unangreifbaren Insel, auf einen glänzenden Ball; solche eiserne Festigkeit besaß dieser unbeugsame Mann. Meine Brust war nicht so ruhig, eine große Spannung hatte mich ergriffen und sehr gern wäre ich den Feinden entgegengesprengt, wenn mich nicht das Beispiel des Herzogs von Wellington jetzt hier in Brüssel gefesselt hätte.

Der Ball in den glänzenden Gemächern der Herzogin von Richmond, den ich gegen 10 Uhr Abends besuchte, bot zugleich das eigenthümlichste Schauspiel dar, was ich in meinem ganzen Leben jemals gesehen habe. Dem äußeren Anschein nach sah das Ganze wie eine jener gewöhnlichen vornehmen Gesellschaften aus, die gar leicht einem Jeden, der sie oft besuchen muß, die größte Langeweile bereiten können. Die Elite der vornehmen und eleganten Brüsseler Damenwelt war hier in den von Kerzen strahlenden, prächtigen Gemächern versammelt, und das Auge konnte sich schon an einem reichen Flor schöner Frauen und Mädchen ergötzen. Die Herren, alle in höchster Galla und mit ihren Ordenssternen auf der Brust, bestanden aus den Spitzen der Behörden Brüssels, manchen jungen belgischen Edelleuten und niederländischen, deutschen und

englischen Officieren, größtentheils zum Hauptquartier des Herzogs von Wellington gehörend. Die Musik spielte zwar die schönsten Melodien und auf den Wunsch des Herzogs traten auch mehrere Paare zum Tanze an, und doch wurde begreiflicher Weise aus dem Tanzen nicht viel, denn die Spannung Aller war zu groß. Konnte man doch in jedem Augenblick entscheidenden Nachrichten entgegensehen, und so drängte sich fast unwillkürlich Alles in kleine Gruppen zusammen, um zu fragen, zu combiniren, und sich den verschiedensten Muthmaßungen zu überlassen — denn etwas Gewisses wußten nur einzelne wenige höhere Officiere aus der näheren Umgebung des Herzogs, die ein beharrliches Schweigen hierüber beobachteten. Selbst schmeichlerische Worte aus dem Munde reizender Frauen und bittende Blicke aus schönen Augen, denen sonst so leicht kein Wunsch versagt blieb, prallten diesmal an dem gebotenen Stillschweigen gehorsamer Officiere ab. Der Herzog von Wellington verstand keinen Spaß in der Auslegung seiner Befehle, und wenn er seinen jungen Officieren auch nicht immer die nöthige militairische Geschicklichkeit beizubringen vermochte, so hielt er sie wenigstens stets zu dem allerstrengsten Gehorsam an. Und wie liebenswürdig gegen die Damen, wie unbefangen mit ihnen über alle möglichen Dinge — nur nicht über militairische Gegenstände plaudernd, zeigte sich der Herzog selbst, der an

diesem Abende vielmehr einem vollendeten englischen Gentleman, als dem Oberbefehlshaber eines mächtigen Heeres, was in den nächsten Stunden vielleicht eine blutige Entscheidungsschlacht schlagen mußte, gleich sah. Zwar hörte er auch im Lauf des Ballabends wiederholt die Meldungen einzelner Adjutanten an, aber dies geschah möglichst unbemerkt und schnell in einer Ecke des Saales und hatte mehr den Anschein, als betreffe es Ballarrangements, wie Rüstungen zum blutigen Kampfe.

Auf mich kam der Herzog mit freundlicher Miene zugeschritten, sagte mir zuerst einige Artigkeiten über die Anmuth zweier anwesenden jungen Damen von legitimistischen Adelsfamilien Frankreichs, die weitläufig mit mir verwandt waren und fuhr dann in gleich ruhigem Tone fort: „Herr Marquis — es wird wohl eher anfangen, wie ich selbst erwartet hatte. — Um 4¼ Uhr in dieser Nacht werde ich von hier aus zu meinen beiden vorgeschobenen Divisionen abreiten — wenn Sie mich begleiten wollen, halten Sie Ihr Pferd dazu bereit. Sprechen Sie aber nicht weiter davon, um Ihre schönen Cousinen nicht unnöthiger Weise zu erschrecken."

Ich verbeugte mich schweigend, wußte nun genau, woran ich war, und setzte auch lachend und scherzend mein Gespräch mit den mir bekannten Damen fort.

Gegen 2 Uhr ging ich eilig in meine Wohnung, warf mich in meinen Feldanzug, bestieg mein Roß und hielt zur angegebenen Frist vor des Herzogs Quartier. Mit der mir bekannten Pünktlichkeit, die eine Sekundenuhr noch an Genauigkeit übertraf, stieg der eiserne Herzog in den Sattel und bei schön und hell aufgehender Sonne trabten wir in zahlreicher Begleitung aus den Thoren von Brüssel. Wie viele dieser jungen, reichen, glänzenden Officiere aus dem Gefolge des Herzogs von Wellington, die jetzt in überströmender Lebenslust noch ihre Pferde courbettiren ließen und so vergnüglich über die kleinen Abenteuer dieser Ballnacht plauderten und lachten, waren in den nächsten Tagen schon Leichen. Ein junger englischer Officier, der seine Braut auf eine etwas romanhafte Weise kennen gelernt und, irre ich nicht, auch entführt hatte, da er ihren Eltern nicht vornehm und reich genug gewesen war, ließ sich noch in dieser Nacht vor dem Ausmarsche in aller Eile trauen. Unmittelbar von dem Traualtar mußte er in den Sattel seines Streitrosses und hatte kaum noch Zeit genug gehabt, seiner jungen Gattin einen innigen Kuß geben zu können. Dieser erste Kuß in ihrem ehelichen Leben war auch der letzte des jungen Paares gewesen, denn der Mann fand bei Waterloo den Soldatentod, ohne daß er seine Frau noch zuvor wiedergesehen hatte. Ich

war selbst Augenzeuge, wie die vor Schmerz fast aufgelöste, junge, schöne Gattin den Leichnam ihres Mannes unter den Tausenden von blutigen Körpern, welche das weite Schlachtfeld bedeckten, hervorsuchte. Eine Büchsenkugel war ihm gerade durch das Herz gedrungen und sein Blut hatte eine lange, blonde Locke seiner Frau, die er im Medaillon auf der Brust trug, roth gefärbt. Ruhig und friedlich lächelte sein Gesicht, wie dies sehr häufig bei Erschossenen, die durch eine Kugel mitten durch das Herz einen schnellen Tod gefunden haben, der Fall ist, und er schien nur einen sanften Schlaf zu schlummern. Vergeblich warf sich die weinende Gattin auf den leblosen Körper, ihre glühenden Küsse vermochten dem todten Munde kein neues Leben einzuhauchen, und die starren Augen öffneten sich nicht wieder, um sie mit Blicken der innigsten Liebe anzusehen. Selbst auf mich alten, im Kampf und Krieg ergrauten Soldaten machte diese Scene einen erschütternden Eindruck.

In dem Augenblicke, da ich in Quatre-Bras ankam — der Herzog von Wellington, der mit den Pferden wechselte, war zuletzt schneller geritten, — stand es dort sehr schlecht für uns. Die niederländische Reiterei, die hier kämpfen sollte, war von der französischen gänzlich zurückgeschlagen worden und kam in voller Flucht angejagt, während ihre Gegner heftig nachdrängten.

Ich ward mit einigen englischen Adjutanten zugleich in das Kampfgewühl verwickelt und mußte selbst meinen alten, treuen Pallasch wieder zu meiner Vertheidigung ziehen. Wahrlich, im Mai 1814, als der König Ludwig XVIII. einen so jubelnden Einzug in Paris hielt, hatte ich mich in die sichere Hoffnung gewiegt, daß meine Hand nie mehr dazu gezwungen werden würde, französisches Blut vergießen zu müssen, und dennoch war dies jetzt wieder der Fall.

Die Franzosen fochten hier mit großem Eifer und mitten durch den Kanonendonner scholl wieder ihr jubelndes „vive l'empereur“ in meine Ohren, ein verhaßter Ruf, den ich nun schon auf allen Schlachtfeldern Europa's hatte vernehmen müssen, und der trotzdem selbst auf mich, den grimmigen Feind dieses Kaisers, nicht ganz seine Wirkung verfehlte. Es schmeichelte stets meinem Nationalstolz, wenn meine französischen Landsleute mitten im heftigsten feindlichen Schlachtfeuer so frisch und freudig ihren Kriegsruf ertönen ließen. Welche unermeßliche Wirkung dieser Bonaparte aber auf alle seine Soldaten hervorbrachte, konnte ich in diesem Gefechte bei Quatre-Bras auf's Neue erkennen. Die niederländische Division des Prinzen von Oranien, der persönlich stets den größten Muth bewies, wäre wie Spreu auseinander geblasen worden, wenn nicht die nationalenglischen Truppen, die wie immer

auch jetzt wieder mit der größten Kaltblütigkeit kämpften, und vor allem die Braunschweiger das Gefecht gehalten hätten. Letztere besonders haben ein außerordentliches Verdienst an den guten Erfolgen dieses Tages. Sie vermochten zwar den wüthenden Angriffen der Franzosen, die von Ney, dem tapfersten General Bonaparte's, geführt, ungemein eifrig vordrangen, nicht zu widerstehen, allein sie hielten solche so lange auf, bis englische und hannöversche Truppen in immer größerer Menge herangezogen werden konnten. Es hätte Wellington schlecht ergehen können, wenn es dem Marschall Ney gelungen wäre, sofort Quatre-Bras, den wichtigen Knotenpunkt von 4 Straßen, zu nehmen.

Von dem Fall des tapferen Herzogs von Braunschweig, der den schönsten Tod, den ein Fürst nur finden kann, an der Spitze seiner anstürmenden Schwadronen gefunden hatte, wār ich kein Augenzeuge. Tiefer Schmerz ergriff uns Alle, als wir erfuhren, daß der edle Fürst von einer französischen Flintenkugel tödtlich getroffen und bald auch verschieden sei, und ich sah, daß kriegsgewohnten, braunschweigischen Officieren die hellen Thränen über die bärtigen Gesichter rollten. Es muß ein herrliches Gefühl sein, wenn ein Soldat in seinem legitimen Fürsten zugleich seinen muthigen Führer, tüchtigen Feldherrn und wahres Muster aller

militairischen Tugenden verehren kann. Mir ward solch Glück leider niemals zu Theil und meine legitimen Herrscher waren zu keiner Zeit auch meine Feldherren.

Eine gute Attaque französischer Cürassiere sah ich noch mit an und mußte in ein englisches Quarree sprengen, um nicht übergeritten zu werden. So schlecht auch sehr häufig die leichte Cavallerie Bonaparte's ritt, so festgeschlossen und feurig attaquirten gewöhnlich seine Cürassiere. Die Engländer, fast lauter altgediente Truppen, die schon die spanischen Feldzüge mitgemacht hatten, schossen aber so ruhig und sicher, daß die Cürassiere das Quarree nicht zersprengen konnten und mit großem Verlust wieder zurückkehren mußten.

Ueberhaupt neigte sich der Erfolg des Tages jetzt immer mehr zu unseren Gunsten und wir drängten unsere Feinde allmählich zurück. Englische Artillerie war mit solcher Eile, wie sie nur die trefflichen gutgenährten Pferde der Engländer aushalten konnten, angejagt gekommen und ihr überlegenes Feuer wüthete stark in den französischen Reihen.

Gegen Abend konnten wir den Gewinn des Gefechtes als ziemlich sicher ansehen, und ich durfte einen günstigen Bericht an meinen Königlichen Herrn absenden. Ich schrieb den Brief auf einem zerschossenen französischen Munitionswagen, indem ich dabei auf

einem Sitz, der aus einigen erbeuteten Cürassiersätteln zusammengetragen war, saß. Um mich herum lagen noch viele Todte und Verwundete. Unter Letzteren befand sich ein blutjunger braunschweigischer Kadet, der kaum noch zu athmen schien. Ich flößte ihm etwas Rum aus meiner Feldflasche ein und erweckte ihn dadurch zu neuem Leben, worauf ich meinem Reitknecht befahl, den Verwundeten auf ein Handpferd zu setzen und in langsamem Schritt in ein Lazareth zurückzubringen. Es geschah dies und ich hatte die große Freude, daß der junge Mann ganz wieder hergestellt wurde. Er besuchte mich später in Paris und dankte lebhaft für die geringen Dienste, die ich ihm erwiesen. Sein Vater war ein wohlhabender Domainenpächter im Braunschweigischen, und ein Jahr darauf erhielt ich von ihm in Paris eine große Kiste, in der sich mindestens vier Dutzend der berühmten Braunschweiger Mettwürste und mehrere Flaschen Braunschweiger Mumme, ein dickes süßes Bier, befanden, als Geschenk zugesandt. Die Würste schmeckten meinen Freunden ebenso vortrefflich, wie sie die Mumme abscheulich fanden, mich aber erfreute die Dankbarkeit dieses braven Deutschen ungemein.

Die freudige Stimmung, welche dieser glückliche Erfolg unserer Waffen bei Quatre-Bras im Allgemeinen in uns hervorgerufen hatte, ward leider durch die

traurigen Nachrichten, die wir von Ligny erhielten, nicht wenig beeinträchtigt. Napoleon Bonaparte, der hier persönlich befehligte, hatte die Preußen zurückgeworfen; dies ward leider nach allen Nachrichten, die wir am Abend erhielten, unzweifelhaft. Der größte Theil des preußischen Heeres, der aus alten Regimentern bestand, hatte sich zwar vortrefflich geschlagen, einzelne neu formirte Regimenter waren aber nicht sehr brauchbar gewesen und auch in der Oberleitung Fehler vorgekommen. Glückte es nun aber Bonaparte, die Preußen so zu schlagen, daß sie in den nächsten Tagen nicht wieder auf dem Kampfplatze erscheinen konnten, dann sah es für Wellington freilich sehr mißlich aus. Wie wenig auf den größten Theil des niederländischen Heeres zu zählen war, hatte sich bei Quatre-Bras zu deutlich gezeigt, und die national-englischen, hannöverschen, braunschweigischen und einige süddeutsche Truppen, welche wirklich recht festen Stand hielten, waren dem ganzen Heere Bonaparte's nicht gewachsen. Daß aber dieser gewaltige Soldatenführer es mit seiner großen Energie möglich gemacht hatte, schon wieder ein tüchtiges Heer zu schaffen, konnte man bei Quatre-Bras erkennen. Ganz so gut, als 1805, ja selbst 1809, war das französische Heer, was uns jetzt gegenüberstand, freilich nicht mehr, aber entschieden besser, wie die meisten französischen Truppen, denen ich

in Spanien gegenüber gestanden hatte. Es war wirklich fast unglaublich, was Bonaparte in der kurzen Zeit, in der er wieder in Frankreich geweilt hatte, hierin geleistet, und selbst ich, als alter Legitimist muß der Wahrheit gemäß anerkennen, daß es den Bourbons niemals mehr möglich wurde, sich ein gleich kriegsmuthiges und treuergebenes Heer zu schaffen. Wer aber über Frankreich herrschen will, der muß vor Allem ein tüchtiges, anhängliches Heer zu seiner unbedingten Verfügung haben, denn dies ist das Einzige, was ihm in diesem gänzlich zerrütteten Lande eine feste Stütze gewähren kann.

Die Nacht nach diesem ziemlich blutigen Tage verbrachte ich in Gesellschaft mehrerer hannöverscher und braunschweigischer Officiere, die ich größtentheils noch von Spanien her gut kannte, an einem helllodernden Bivouakfeuer, unweit des Pachthofes von Geminoncourt. Ich habe mich stets in der Gesellschaft dieser wackeren braunschweigischen und hannöverschen Officiere sehr wohl befunden und sie im Allgemeinen den englischen Officierkreisen weit vorgezogen. Der echt ritterliche, streng loyale Sinn, den ich fast stets bei allen deutschen Edelleuten und Officieren fand, hat mir ungemein gefallen, wie ich denn auch nur von ganzem Herzen die Sitte billigen kann, daß überall in Deutschland dem Officier die persönlichen Rechte des

Edelmannes zuerkannt werden. Gerade durch solche Vorzüge wird der ritterliche Geist in einem Officiercorps ungemein gehoben und der Militairstand erhält erhöhtes Ansehen. Gerade hierin hat man in Frankreich von 1816—1830 nur zu vieles versehen und leider nicht verstanden, das Heer an die Dynastie der Bourbons zu ketten.

Neuntes Capitel.

Beginn der Schlacht bei Waterloo oder la Belle-Alliance. Die englischen Truppen. Heldenmüthiger Kampf bei Hougomont. Ruhe des Herzogs von Wellington. Trefflichkeit der deutschen Soldaten. Die Angriffe der Franzosen auf das Centrum der Schlachtlinie. Todesmuthige Aufopferung der alten Garde. Ankunft der Preußen. Gewinn der Schlacht. Rückkehr nach Paris.

Es war eine stürmische, unfreundliche Regennacht, die dem 18. Juni 1815, an dem eine der wichtigsten und dabei blutigsten Schlachten unseres Jahrhunderts geliefert werden sollte, voranging. Nach allen in den letzten 24 Stunden bei dem englischen Heere getroffenen Vorbereitungen konnte ich sicher erwarten, daß der Herzog bereit war, dem Angriffe Bonaparte's bis auf das Aeußerste Widerstand zu leisten. Bei der eisernen Festigkeit Wellington's und der kräftigen

Energie seines großen Gegners, der an diesem Tage um seine ganze fernere Existenz zu ringen gezwungen war, mußte dieser Zusammenstoß aber ein furchtbar blutiger werden. Nur die völlige Vernichtung eines der beiden kämpfenden Heere konnte die heut zu beginnende Schlacht enden, denn so lange sie noch eine feste Brigade in das Feuer zu führen vermochten, würden weder Bonaparte noch Wellington sich als Besiegte erklären wollen; dies wußte ich von Beiden. Ich selbst für meine Person war fest entschlossen, mich in die vordersten Reihen der fechtenden Engländer zu mischen. Wenn ich auch hoffen durfte, daß mein persönlicher Muth schon von Spanien her im Heere Wellington's nicht bezweifelt wurde, so drückte mich doch ungemein das Gefühl, daß die legitime Partei in Frankreich, der ich mit Leib und Seele angehörte, auch in jüngster Zeit leider wieder nicht die Thatkraft gezeigt hatte, die ihr so dringend nothwendig gewesen wäre. Bei einem katholischen Geistlichen eines irländischen Dragoner-Regiments beichtete ich noch in der schon grauenden Morgenstunde hinter einem alten Schuppen und bestieg dann geistig neugestärkt mein Roß.

Der Herzog von Wellington hatte mir gestattet, mich vorläufig seiner Suite anzuschließen und schon in den ersten Frühstunden des langen Juni-Tages beritten

wir die ganze Linie der Truppen. Die kalte Ruhe, welche die Engländer stets vor und während des Treffens besitzen, zeigte sich auch diesmal wieder. Die Mannschaft der nationalenglischen Regimenter dachte mehr an die Bereitung ihres reichlichen Frühstücks, wie an den baldigen Angriff der Feinde, und auch die Officiere waren sorglos, aber auch — ziemlich nachlässig in ihren Dienstverrichtungen, wie dies nun einmal ihre stete Gewohnheit ist. Bei einem Cavallerie-Regiment war auch jetzt in der letzten Stunde der Rapport über den Bestand der Mannschaft noch nicht gemacht worden, und weder der Commandeur, noch sein vornehmer junger Adjutant wußten, wie viele Leute und Pferde sie in der Linie hatten. Diese unverzeihliche Nachlässigkeit brachte selbst den sonst stets ruhig vornehmen und abgemessenen Herzog in heftigen Zorn, so daß er den beiden Officieren einige sehr scharfe Worte sagte und nach beendeter Schlacht mit einer längeren Arreststrafe bedrohte. Mit der unverwüstlichen Arroganz eines jungen, stets verwöhnten Sohnes der hohen englischen Aristokratie lächelte der Adjutant dem Herzoge entgegen und meinte ruhig: „Nun, dann werde ich meinen Abschied sogleich nehmen."

Während einer Pause des späteren Kampfes traf ich diesen jungen Adjutanten schwer verwundet und schon in den letzten Zügen liegend unter den Händen

eines Militairarztes. Er lächelte mir zu und sprach mit leiser Stimme: „Nun habe ich den alten eisernen Herzog doch um seinen Arrest betrogen. — Wie werden die Gläubiger meines Bruders sich freuen, der jetzt meine Herrschaft erbt und seine Schuldscheine für voll bezahlen kann.“ Mit diesen Worten starb der junge Lord.

Bei allen deutschen und auch den irländischen Regimentern herrschte lange nicht die gleiche Ruhe, wie bei den nationalenglischen und die Mannschaft zeigte sich aufgeregter. Die treffliche Mannszucht der schon in Spanien langgedienten alten hannöverschen Regimenter zeigte sich auch jetzt hier wieder. Ich sah hannöversche Reiter ihre Pferde mit einer solchen Sorgfalt putzen, als sollten sie in den nächsten Stunden zu einer glänzenden Königsparade und nicht zu einer blutigen Schlacht ausrücken. So muß auch eine Cavallerie disciplinirt sein, wenn sie in einem langen Kriege stets gefechtsfähig bleiben will, während die französische trotz des feurigen Ungestüms ihrer ersten Angriffe selten einen größeren Feldzug gut bestehen kann, da ihre Pferde in Folge der schlechten Wartung schnell zu Grunde gehen. Die Irländer, zu denen ich mich schon, da sie strenge Katholiken sind, besonders hingezogen fühlte, sprudelten auch an diesem Morgen wieder von Witz und Humor. Ein irländischer rothhaariger Ser-

geant, ein echter Bruder „Paddy", redete den Herzog von Wellington „Alter Landsmann" an und präsentirte ihm ein derbes Stück Pfannkuchen aus Speck und Hafermehl als Nationalessen. Selbst der stolze Herzog lächelte ein wenig, genoß einige Bissen von dem heißen, schweren, fetten Gebäck und meinte: „schmeckt gut — wer aber solch kräftiges Frühstück hat, muß auch die verhungerten Feinde da drüben schlagen."

„Daran wird es nicht fehlen," antwortete der Sergeant — „heute soll ein Tag werden, von dem man in Irland noch nach vielen hundert Jahren spricht. — Hurrah für unsern Landsmann, den Herzog von Wellington, der ein so tüchtiger Bursche ist, wie nur je Einer von unserer grünen Insel kam." Brüllend und jubelnd wiederholten einige Hundert irländische Soldaten diesen Ruf.

Einige Stunden später sah ich dasselbe Regiment, was gerade im furchtbarsten Kanonenfeuer gestanden hatte, wieder. Weit über die Hälfte dieser lustigen braven Burschen lag todt oder schwer verwundet auf dem blutgetränkten Boden. Will man Witz und Lustigkeit im großbritannischen Heere finden, so muß man dies nur bei den irländischen Soldaten desselben suchen.

Ein starker Wind hatte inzwischen in den Frühstunden die düsteren Regenwolken wieder zerstreut und

eine helle Junisonne blitzte vom blauen Himmel herab, um die blutige Arbeit dieses Tages zu beleuchten.

Von unserem Recognoscirritt zurückgekehrt, nahmen wir schnell noch ein gutes Frühstück ein, denn es war sehr ungewiß, wann und wo uns die nächste Mahlzeit zu Theil werden würde. Ich selbst gewann noch Zeit, mit Bleistift einen kurzen Bericht über die letzten Ereignisse an Ludwig XVIII., meinen Königlichen Herrn, zu schreiben, und stieg dann wieder auf das Roß, um mich in die Nähe der Meierei von Hougomont zu begeben. Diesen Punkt unserer Schlachtlinie hielt ich für den gefährdetsten, und aller Wahrscheinlichkeit nach mußte gerade hieher der erste heftige Ansturm der Feinde gerichtet sein. Ich selbst wollte aber gern gleich vom Beginn der Schlacht an mich im Feuer befinden. Vor dem Schloßgarten von Hougomont lag ein dichter Erlenbusch, der von hannöverschen Scharfschützen und dem prächtigen 1. Regiment der englischen Garde unter dem Oberstlieutenant Saltoun besetzt war. Unweit hievon nahm ich meinen Platz und harrte ungeduldig der Ereignisse der nächsten Stunden.

Eine lange, dicke, dunkle Linie, aus der die Bajonnete im Sonnenschein hell hervorblitzten, die sich gleich einer schweren Wetterwolke gegen uns heranwälzte, bildeten jetzt die feindlichen Heereshaufen. Mit meinem kleinen Fernglase konnte ich die einzelnen Colonnen

deutlich erkennen, und die Schnelligkeit und Ordnung aller ihrer Bewegungen zeigte wiederum, daß der große Meister der Tactik, Napoleon Bonaparte, hier jetzt persönlich befehlige. Elf Uhr Vormittag mochte es wohl sein, als mein Ohr die ersten feindlichen Kanonenschüsse, denen unsere Geschütze bald wieder antworteten, vernahm und die Schlacht begann. Mit dem heftigen Ungestüm, wie ich solchen nur von den französischen Soldaten, wenn Napoleon selbst sie anführte, und sonst von keinen anderen Truppen der Welt sah, stürzten ganze Schwärme von Tirailleurs jetzt gegen uns vor. Ihr jubelndes „vive l'empereur — en avant — en avant" ertönte laut durch den Donner der Kanonen und das Geknatter der Flintenschüsse. Mit Standhaftigkeit empfingen die englischen Gardisten und hannöverschen Schützen den Feind und ihre Kugeln brachten Manchem der Vorstürmenden noch den Tod. Zu ungestüm drangen aber die Feinde vor und so mußten wir bald das Gehölz räumen und uns in den eigentlichen Garten, der von einer starken, inzwischen mit Schießscharten durchbrochenen Mauer geschützt war, zurückziehen. Die Engländer schossen ihrer Gewohnheit nach auch jetzt wieder äußerst schlecht und 5 Hannoveraner verursachten bei diesem einzelnen Feuergefechte mehr Schaden, als zehn Engländer. Mir war übrigens gleich im Anfang mein Pferd von einer feindlichen

Kugel im Kopfe schwer verwundet worden, so daß ich schnell aus dem Sattel springen und zu Fuß weitergehen mußte. Schon waren wir auch aus dem Garten bis in den Schloßhof von Hougomont zurückgedrängt worden, als die englische Coldstream-Garde und das 3. Garderegiment einen entschlossenen Bajonnetangriff machten. Gerade in dieser Kampfweise liegt die einzige Kraft der Engländer in der Schlacht und so vermochten die aufgelösten feindlichen Tirailleurschwärme auch diesen Angriff nicht auszuhalten und gingen schnell zurück. Wir hätten unsern Platz aber dennoch nicht behaupten können, wenn nicht brave braunschweigsche und andere deutsche leichte Truppen uns im Laufschritt zu Hülfe gekommen wären. Von den Engländern, die im Schlosse Weinvorräthe entdeckt und ausgeplündert hatten, waren viele Leute stark angetrunken, und diese vermochten wohl muthig mit dem Bajonnet vorwärts zu laufen, knallten aber sonst ihre Gewehre ganz ziellos in die Luft hinein. Ich sah selbst, daß ein betrunkener englischer Gardist einem deutschen Stabsofficier den Hut vom Kopfe schoß. Feindliche Brandraketen hatten inzwischen den größten Theil der Wirthschaftsgebäude von Hougomont in Brand gesteckt, so daß überall die hellen Flammen emporschlugen. Leider fanden auch sehr Viele von unseren Verwundeten, die man in diesen Gebäuden untergebracht hatte, bei dieser

Gelegenheit einen qualvollen Tod, wie denn überhaupt der enge Raum des Hofes und Gartens eine gar blutige Stätte ward. Hin und her wogte der wilde Kampf hier, bald errang der Ungestüm der Franzosen wieder günstige Erfolge, die ihnen dann durch die nachhaltige Kraft der englischen Gardisten und die erprobte Gefechtstüchtigkeit der deutschen Truppen, deren Officiere sich häufig durch große Geschicklichkeit hervorthaten, wieder entrissen wurden. Keine Partei konnte sich an dieser Stätte eines entscheidenden Erfolges rühmen, obgleich schon viele Hunderte von Todten den Platz bedeckten. Daß die Truppen Bonaparte's, die hier nach und nach aus den Divisionen Jérome Bonaparte und Bachelu bestanden, mit besonderer Erbitterung gegen die Engländer fochten, konnte man deutlich erkennen. Fast alle englischen Verwundeten, die beim Rückzug in ihre Hände fielen, wurden mit den Bajonneten zusammengestochen, während sie die Deutschen leben ließen, ja sogar sorgfältig behandelten. Die vielen Erzählungen von der harten, ja selbst grausamen Behandlung, welche die französischen Kriegsgefangenen auf den englischen Gefangenschiffen hatten erdulden müssen, entflammten besonders die Wuth der französischen Truppen gegen die Engländer.

Gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr Mittags bat mich der englische Oberst Macdonald, ein alter Freund von mir, einen

Rapport an den Herzog von Wellington zu überbringen, in dem dringend neue Munition, ja wenn irgend möglich, auch Verstärkung an Geschützen gefordert wurde. Ich bestieg ein altes Trainpferd von einem englischen Munitionskarren und galoppirte nun längs unserer ganzen Schlachtlinie, die jetzt schon fast überall im heftigsten Gefechte begriffen war, zu dem Oberfeldherrn.

Die englische vordere Schlachtreihe, die bisher ungemein dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt gewesen und enorme Verluste erlitten hatte, ward im Mitteltreffen gerade um einige hundert Schritte zurückgezogen, als ich beim Herzoge anlangte. Bonaparte schien diese in bester Ordnung vollzogene tactische Bewegung schon für den Beginn zum gänzlichen Rückzug zu halten und vermehrte jetzt seine Angriffe gegen unser Centrum. Sein kühnster Heerführer Ney, den er gern vorließ, wenn ein gewagter Entscheidungsangriff gemacht werden sollte, da ihm sonst der allzuhitzige Ungestüm dieses Mannes mitunter seine Pläne verdarb, mußte mit 4 vollen Divisionen gewaltige Angriffssäulen formiren und diese gegen unsere Mitte führen. Fest und geschlossen drangen diese Infanteriecolonnen vor und man konnte den scharfen Klang ihrer Trommeln, die den Sturmmarsch schlugen, mitunter durch

all das Gebrüll der Hunderte von Kanonen, die überall ihr Feuer ausspieen, vernehmen.

Die niederländischen Truppen, welche den ersten Stoß dieser Colonnen aushalten sollten, wurden sogleich gänzlich geworfen und liefen größtentheils auseinander, obgleich viele ihrer braven Officiere die größte Aufopferung zeigten. Zwei tüchtige englische Regimenter, das 92ste und 42ste, fast nur aus alten Soldaten der spanischen Kriege bestehend, stürmten unter dem General Picton, unbedingt einem der besten Corpsführer, der je im Heere Wellington's gedient hatte, dem Feinde entgegen. Es war dies einer der muthigsten Bajonnetangriffe, den ich je von herzhaften und entschlossenen Truppen ausgeführt sah, allein auch er blieb ohne Erfolg und kostete nur dem braven General Picton das Leben. Die Franzosen drangen zu wüthend vor, hatten bald die Engländer zersprengt und warfen dann die schwachen Ueberreste der beiden Regimenter zurück. Kaum der dritte Theil dieser Truppen blieb im Gliede, die Uebrigen lagen todt oder an ihren Wunden verblutend am Boden. Der niederländische General Graf Perponcher versuchte inzwischen seine versprengten Truppen wieder zu sammeln, und es gelang ihm auch, einige Bataillone zum Stillstande, ja sogar zum Vorwärtsdringen gegen den Feind zu bringen. Allein kaum einige Minuten dauerte der Widerstand dieser

Truppen, dann waren sie abermals auseinander gesprengt und flohen sogar theilweise in wilder Unordnung von dannen. Immer näher drängten sich jetzt die feindlichen Colonnen und man konnte schon, wenn ein Windstoß den dichten Pulverdampf auf Augenblicke zerriß, ihre Adler sehen, die mit schwarzem Trauerflor umhüllt waren, und die Rufe der Officiere: „en avant, mes amis — vive l'empereur!“ vernehmen, während der die Kampfeslust entflammende Sturmmarsch, den die Tamboure der meisten Regimenter Bonaparte's mit so großer Geschicklichkeit zu trommeln verstanden, dazwischen tönte. Ein ungemein kritischer Zeitpunkt war jetzt für uns gekommen, denn gelang den Feinden hier ihr Angriff, so war unser Centrum durchbrochen und damit aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Schlacht für uns verloren. Aber gerade jetzt zeigte sich die Ruhe Wellington's, dieses festen Generals der Defensive, in ihrer vollen Größe, und diese Stunden waren gewiß die ruhmreichsten seines ganzen Lebens. Keinen Augenblick verlor er die Besonnenheit, fest und kalt blieben seine Züge, gemessen und sicher alle seine Befehle. Ich sah ihm wiederholt scharf in das Gesicht, konnte aber in keiner Miene desselben auch nur die geringste Furcht oder Besorgniß entdecken. Und doch stand jetzt nicht allein sein eigener, schwer genug erworbener Ruf als Feldherr, sondern selbst das Schicksal von ganz Europa

auf dem Spiel. Das heftige Gefecht mit der Infanterie Picton's hatte die feindlichen Truppen erschüttert. Diesen günstigen Augenblick benutzte Wellington und ließ durch drei Dragoner-Regimenter unter dem General Lord Ponsonby einen Angriff auf den linken Flügel dieser Colonnen machen. Ich selbst hatte inzwischen ein neues Pferd mir geliehen und schloß mich dem aus lauter Irländern bestehenden Dragoner-Regiment der Enniskillens an, da ich unter deren Officieren manche Freunde hatte. Die Attaque dieser drei Regimenter war sehr gut und geschah mit dem ganzen kräftigen Ungestüm, welchen die englischen Halbblutpferde zeigen, so lange sie noch nicht durch die Beschwerden eines langdauernden Feldzuges halb unbrauchbar geworden sind, wie dies z. B. in Spanien so häufig der Fall war. Mit seltener Schnelligkeit, wie sie eben nur die Infanterie Bonaparte's mit ihren kriegsgeübten Unterofficieren und Officieren mitten in der heftigsten Schlacht zeigte, formirten die Franzosen sogleich Quarrees. Es half ihnen aber nicht viel, denn sie verursachten uns zwar Schaden, doch wurden mehrere Quarrees gesprengt und sogar zwei Regimentsadler genommen. Um einen dieser Adler, der dem 45. Regimente gehörte, entspann sich ein wüthendes Handgemenge. Mit seltener Entschlossenheit vertheidigte sich der Adlerträger, ein alter Veteran, dessen Arm ganz

mit Chevrons, den Zeichen langjähriger Dienstzeit, bedeckt war, gegen drei Dragoner von den schottischen Greys, einem Regimente, was nur mit Schimmeln beritten ist. In der linken Hand hielt der Franzose die Stange mit dem Adler, während er in der Rechten einen langen Dragoner-Pallasch, den er vom Boden aufgegriffen, mit der Geschicklichkeit des besten Fechtmeisters zu führen wußte. Alle Aufforderungen, den Adler und sich zu ergeben, wies er spöttisch lachend ab, obgleich er selbst schon aus mehreren Wunden zu bluten schien. Ein Pallaschhieb eines großen Dragoner-Corporals sauste endlich von oben herab auf den Schädel des muthigen Adlerträgers, so daß er mit weitklaffender Wunde zu Boden stürzte. Noch im Sterben umklammerten seine Hände aber krampfhaft den Adler, und es bedurfte eines Hiebes über seine Arme, daß er die Stange desselben fahren ließ, deren sich der englische Corporal nun sogleich bemächtigte.

Die englische Cavallerie hieb noch in die sehr zusammengeschmolzene französische Infanterie ein, als Bonaparte Letzterer Reiterei zur Hülfe sandte. Voran brauste mit verhängten Zügeln ein Regiment polnischer Lanciers, zu dem die Polen, die Bonaparte bei sich auf der Insel Elba gehabt hatte, den Stamm gebildet. Lauter altgediente, vielversuchte Reiter, deren mit Gewandtheit geführte Lanzen schon in Spanien

den Engländern oft sehr verderblich gewesen waren, standen in diesem Regimente. Sie ritten größtentheils jetzt halb wilde langmähnige Pferde von den Haiden der Landes, mit denen sie gewaltig daherstürmten. Ein Kampf Mann gegen Mann entspann sich und viele englische Dragoner fielen von den Lanzenstichen der polnischen Ulanen, durch welche auch der General Ponsonby selbst nach muthiger Gegenwehr den Tod fand. Jetzt rasselten auch die schweren Cürassier-Regimenter des Generals Milhaud auf ihren hohen normannischen Rossen gegen uns an. Mit einer bewundernswürdigen Thatkraft, wie nur er allein und kein anderer Mensch in ganz Frankreich sie besaß, hatte Bonaparte es verstanden, sich in der kurzen Zeit seit seiner Rückkehr von Elba tüchtige Cürassier-Regimenter zu schaffen. Die Elite aller aus der Gefangenschaft wieder zurückgekehrten alten französischen Cavalleristen hatte er in diesen Cürassier-Regimentern vereinigt und ihnen schwere Rosse gegeben, so gut Frankreich sie nur zu liefern vermochte. Wildbärtige Gesichter mit trotzig blickenden Augen sahen unter den hohen Helmen dieser Harnischreiter hervor, deren ganzer Anblick jetzt mich lebhaft an die Schlacht bei Wagram, wo Bonaparte ebenfalls durch seine Cürassier-Brigaden so entscheidende Erfolge errang, erinnerte. Mit dem unerschütterlichsten Muthe vertheidigten sich unsere Dragoner gegen

diese neuen Feinde, und besonders die Enniskillens und schottischen Greys, wie die englischen Royals hieben auf die Cürasse los, daß die Funken sprühten. Aber was half es, die langen spitzen Stoßpallasche, welche die alten Schlachtenreiter Bonaparte's mit vielgeübter Gewandtheit zu führen wußten, durchbohrten sicher die Brust dieser Dragoner und die schwachen Ueberreste der drei schönen Regimenter mußten endlich zurückweichen. Auch mein Leben schwebte wiederholt in der größten Gefahr und ward nur durch ein wahres Wunder gerettet. Auch eine andere englische Dragoner-Brigade, die uns jetzt zur Hülfe kommen wollte, ward bald von den Feinden zurückgedrängt.

Immer gefährlicher ward jetzt die Lage Wellington's und ich selbst gab in meinem Innern die Schlacht schon verloren. Von Neuem drang die Infanterie Ney's, jetzt unterstützt von den Cürassieren Milhaud's und der Garde-Cavallerie Guyot's, gegen unser Centrum vor. Der Besitz der Meierei von Haye-Sainte mußte hier die Entscheidung bringen, und auf Befehl Bonaparte's richtete Ney gegen diesen wichtigen Punkt die Hauptangriffe seiner Infanterie. Mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit vertheidigten aber Bataillone der hannöverschen Legion in englischen Diensten, die schon in Spanien fast mehr wie die national-englischen Truppen selbst gethan hatten, diesen wichtigen Platz.

Hätten diese wackeren Deutschen hier jetzt nicht so standhaft und geschickt die brennende Meierei vertheidigt, trotz seiner eisernen Energie hätte Wellington gegen 5 Uhr Nachmittags mit seinen zwar auf das Muthigste, aber ungeschickt kämpfenden Engländern das Schlachtfeld räumen müssen. Sehr viele Hannoveraner fanden hier ihren Tod, und ich sah selbst, daß zwei ihrer Infanterie-Quarrees von den französischen Cürassieren zersprengt und größtentheils vernichtet wurden. Auch englische Infanterie-Quarrees vermochten dem gewaltigen Ansturm dieser schweren Reitermassen nicht zu widerstehen und wurden zusammengeritten. Nur ein tüchtiges hochschottisches Regiment hielt Stand und blieb wie ein Felsen mitten unter den Schwadronen der Cürassiere. Englische Garde-Cavallerie unter Lord Sommerset und ein treffliches Husaren-Regiment der hannoverschen Legion sah ich jetzt auf die französischen Cürassiere einhauen. Die schweren Pferde Letzterer waren bereits ganz erschöpft und konnten ihre Attaquen lange nicht mehr mit dem gleichen Ungestüm wie anfänglich ausführen. So vermochten diese leichten Reiter die schwere feindliche Cavallerie wenigstens zum Stillstand zu zwingen und von weiteren Angriffen gegen die Infanterie und Artillerie Wellington's abzuhalten; dies war für Letzteren ein großer Gewinn. Von diesen muthigen Husaren und Dragonern sanken sehr viele

mit durchbohrter Brust aus den Sätteln und reiterlose Pferde sprengten genug in dem Getümmel umher. Dem Pferde, welches ich ritt, wurde jetzt durch eine französische Paßkugel der linke Vorderfuß abgerissen, so daß ich abermals aus dem Sattel mußte. Es gelang mir aber, mich eines reiterlosen Trompeterschimmels von dem 3. hannöverschen Husaren-Regiment zu bemächtigen und diesen während des ganzen ferneren Verlaufes der Schlacht zu reiten. Immer gewaltiger tobte jetzt von allen Seiten der Schlachtenlärm und der Pulverdampf umhüllte auf Augenblicke die ganze Gegend so dicht, daß man nicht an 50 Schritte weit um sich sehen konnte. Napoleon, der einsah, daß es ihm nicht so leicht wurde, das Centrum Wellington's zu durchbrechen, hatte jetzt eine gewaltige Geschützmasse auf einem Flecke vereinigen lassen und überschüttete uns mit einem mörderischen Hagel von Kanonenkugeln, wie dies in solchen Fällen stets seine Art war. Zu Dutzenden lagen die weitschimmernden Leichen der rothuniformirten englischen Soldaten oft auf einem Haufen beisammen. Schon ward die Unruhe unter den Officieren des Stabes Wellington's, von denen übrigens Viele schon gefallen waren, immer bemerklicher und man konnte ihren besorgten Gesichtern ansehen, daß ihnen vor dem Verlust der Schlacht immer mehr bange. Adjutanten über Adjutanten flogen zu

den so sehnlichst erwarteten Preußen, um den Anmarsch derselben zu beschleunigen, denn nur sie allein konnten den Gewinn der Schlacht noch retten.

„Sind bis um 6 Uhr die Truppen Blücher's nicht bei uns, so müssen wir das Schlachtfeld räumen und dieser Bonaparte kann morgen seinen Einzug in Brüssel halten," sagte ein englischer Stabsofficier zu mir. — „Sehen Sie, diese französische Reiterei stürzt sich ja so wüthend wie die Tiger auf uns ein" — und mit diesen Worten zeigte er auf einen Haufen der französischen Gardegrenadiere zu Pferde, die mit verhängten Zügeln in ein englisches Quarree einbrachen und es vernichteten. Kaum hatte der Stabsofficier, ein alter Waffengefährte von Spanien her, diese Worte zu mir gesprochen, so schmetterte eine feindliche Kanonenkugel ihn sammt seinem Pferde zu Boden. Mein Gesicht ward ganz von dem Gehirne und dem Blute des Getödteten bespritzt, und da ich mein Taschentuch verloren hatte, konnte ich mich kaum wieder reinigen.

Fest und unerschütterlich blieb aber auch jetzt in dieser gefährlichsten Krisis der Herzog von Wellington. „Heute geht es heißer zu, wie je in Spanien und Napoleon macht uns mehr zu schaffen, wie Massena und Soult zusammen," sagte der Herzog zu mir, als ich einen Augenblick in seiner unmittelbaren Nähe zu halten kam. In dem Augenblick kam abermals die

Meldung, daß die Division Picton, die bis auf ein Viertheil zusammengeschmolzen war, sich nicht länger halten könne und um Verstärkung bitte. „Ich kann ihnen nicht helfen, sie müssen bis auf den letzten Mann aushalten," antwortete der Feldherr dem Adjutanten, fuhr dabei aber mit der Hand über sein Gesicht.

Schon aber nahte die Hülfe der Preußen, die an diesem Tage, wie 1813 und 1814, wieder gut machten, was sie 1793—94 und auch 1806 arg verschuldet hatten. Vom linken englischen Flügel ertönte zuerst in weiterer Ferne ein dumpfer Kanonendonner, das Gebrüll des Geschützes rings um uns her war aber so groß, daß wir anfänglich diese Töne nicht recht erkennen konnten. Und doch war es von höchster Wichtigkeit, ob von dieser Seite her wirklich Kanonendonner gehört wurde, denn war dies der Fall, so konnte solcher nur von preußischen Geschützen kommen. Wir warfen uns der Länge nach auf den Boden, hielten das Ohr unmittelbar auf die Erde, um so besser hören zu können, und lauschten in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Anfänglich ward es uns schwer, das Richtige zu entdecken, bald aber erkannten wir immer mehr den sich nähernden Kanonendonner von jener Seite. Es konnte kein Zweifel mehr sein, preußische Geschütze mußten hier sich bereits ernsthaft mit dem Feinde beschießen. Und wie diese freudige Gewißheit

uns Allen ward, da hob sich, von banger Sorge befreit, hoch unsere Brust und Freude erglänzte auf den Gesichtern Aller. Selbst Wellington's unbewegliche Züge erhielten einen ungleich freudigeren Ausdruck, als ihm gemeldet wurde, es unterliege nunmehr keinem Zweifel, daß der auf unserem linken Flügel immer näher ertönende Kanonendonner von preußischen Geschützen herrühren müsse. So war denn aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlacht für uns gewonnen und des stolzen Großbritanniens Ansehen mußte dadurch auf's Neue unermeßlich steigen. Daß es aber preußische Krieger waren, deren große Anstrengungen es ermöglichten, doch noch zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde zu erscheinen und so dem Schicksale des Tages eine andere Wendung zu geben, wußte man in England gar bald auf die schmählichste Weise wieder zu vergessen. Haben diese Engländer alle ihre treusten Bundesgenossen doch stets mit dem größten Undank belohnt!!

Bonaparte war aber kein Mann, der so leicht eine Schlacht verloren gab und seine Bataillone waren keine undisciplinirten Freischaaren, die eiligst von dannen zu laufen pflegen, so bald sie nur einen nachhaltigen Widerstand treffen. Als er die gefährliche Ankunft der Preußen erfuhr, die so leicht alle seine bisherigen Anstrengungen vergeblich machen konnte,

erlahmte seine Thatkraft nicht, sondern verdoppelte sich sogar. Er wollte, ja mußte jetzt siegen — oder untergehen und mit vermehrter Kraft richtete er nun seinen Stoß aufs Neue gegen die Mitte der englischen Schlachtlinie. Gelang ihm jetzt in letzter Stunde, bevor die Preußen hier erscheinen konnten, noch dieser Durchbruch, so durfte er sich immer noch seines Erfolges rühmen.

Fünf Grenadier-Bataillone seiner alten Garde, die er bisher noch als Reserve zurückgehalten hatte, machte Bonaparte jetzt zum Kern der Sturmcolonnen gegen unsere Mitte. Der Marschall Ney, der seines schändlichen Treubruches eingedenk, mit dem äußersten Muthe des Verzweifelten jetzt kämpfte, sollte diesen allgemeinen Angriff abermals führen. Die Generale Friant und Michel befehligten unter ihm die Garde. Ich hatte in meinem vielbewegten Soldatenleben Gelegenheit, die Truppen fast sämmtlicher europäischen Völker im Gefechte zu sehen; ich sah sie alle mit Muth kämpfen, ich sah aber auch bei Allen mitunter sehr bemerkbare Zeichen der äußersten Unentschlossenheit, wenn die Kartätschsalven erst ihre Glieder lichteten; allein einen so festen, so unerschütterlichen Sturm, wie ihn jetzt diese Bataillone der alten Garde Bonaparte's ausführten, sah ich niemals. Der Kern der langgedienten, vielversuchten Krieger des französischen Heeres war in diesen so schönen, stolzen Bataillonen, wie die Welt wohl niemals schon

gleiche gesehen hatte, vereinigt. Auf einer Höhe, wenig entfernt von der englischen Batterie des Hauptmanns Bolton zu Pferde haltend, konnte ich mit meinem Handfernglase sehr deutlich den Sturmesmarsch dieser Bataillone der alten Garde überblicken. Es gewährte dies einen so schönen militairischen Anblick, daß ich für den Augenblick ganz vergaß, wie diese Soldaten abtrünnige Verräther ihres rechtmäßigen Königs, also bitter von mir gehaßte Feinde waren. In der festesten Ordnung, an der selbst der strengste militairische Kritiker nichts hätte tadeln können, rückte diese Garde gegen die Hügelkette vor, die sie erstürmen sollte. Kein Nachzügler, keine, auch nicht die geringste Stockung ward bei ihr sichtbar. Jetzt traf die erste gut gerichtete Kartätschsalve der englischen Batterien ihre festgeschlossenen Glieder und richtete furchtbare Verwüstungen darin an. Todte und Verwundete stürzten in Haufen zusammen, aber sicher schlossen die Ueberlebenden die Glieder, und ohne die Unordnung oder das Zaudern einer Sekunde, wurde der Sturmesmarsch fortgesetzt. Den Hügel hinauf, von dessen Krone die englischen Geschütze, die mit Kartätschen und anderen verderblichen Geschossen bis zum Zerspringen vollgeladen wurden, auf sie feuerten, stürmten nun diese Bataillone. Zum zweiten, dritten, viertenmal krachten die Geschützsalven in sie hinein, aber vergeblich waren deren mörderische Verheerungen, nichts konnte

den Vormarsch solcher Soldaten hemmen. Wer fiel, der fiel, die Ueberlebenden kümmerten sich nicht um ihre gefallenen Kameraden, sondern stürmten fest und entschlossen vorwärts, nur das einzige Ziel vor sich, was ihnen ihr großer Feldherr befohlen hatte, nämlich die Durchbrechung des feindlichen Centrums. Wahrlich, wenn je ein Kriegsführer sich stolz fühlen konnte, so durfte dies Napoleon sein, daß er es verstanden, sich eine solche Garde zu schaffen.

Sechs Bataillone englischer Garde unter Lord Maitland feuerten jetzt auf diese französische. Es war vergebens, solchen Feinden waren diese englischen Gardisten nicht gewachsen, ihre erste Linie wurde durchbrochen und sie mußten sich — wenn auch in guter Ordnung, zurückziehen. Schon war eine englische Batterie erobert, und es schien, als würde der Durchbruch unserer Mitte gelingen und Fortuna noch einmal ihrem alten Liebling Bonaparte ihre volle Gunst spenden. Aber die trefflich bespannten und kaltblütig bedienten englischen Batterien fuhren in ihrem mörderischen Wirken fort und feuerten Salve auf Salve in die Reihen der Garde ab. Noch drang diese vor, endlich aber wurden die Verluste zu groß, die kleinen Ueberreste blieben stehen und sahen sich nach neuen Reserven um, die sie in ihrer Blutarbeit unterstützen sollten. Diese fehlten aber, Bonaparte hatte seine letzten Truppen hier geopfert und

besaß keine frischen Bataillone zum Nachrücken mehr. Der über alles Lob heldenmüthige Sturm der französischen Garde war sein letzter Trumpf gewesen, den er gleich dem verzweifeltsten Spieler hier ausgespielt hatte. Wiederum krachten aus größter Nähe Kartätsch-Salven auf dies kleine Häuflein und verminderten immer mehr dessen Stärke. Jetzt endlich erst machte der linke Flügel der Sturmcolonne, der aus Linientruppen bestand, die vom Beispiele der Gardisten fortgerissen, ebenfalls auf das Heldenmüthigste mit vorgedrungen waren, Kehrt — und diesem Beispiele mußte auch die bisher unbesiegte Garde folgen. Napoleon hatte nun seine blutige Entscheidungsschlacht vollständig verloren. Von allen Seiten stürmten nun die englischen und hannoverschen Truppen gegen die zurückweichenden Feinde ein, voran die englischen Gardebataillone unter Maitland, die sich inzwischen wieder gesammelt hatten. Auch die englische Gardecavallerie unter Lord Uxbridge rasselte auf ihren prächtigen Rossen hervor, während die Dragoner-Brigaden Vivian und Vandeleur schon vorhin vom linken Flügel zur Verstärkung unseres Centrums gekommen waren. In wirrer Flucht eilten manche feindliche Truppentheile schon von dannen, und nur die kleinen Ueberreste der Chasseurs und Grenadiere der alten Garde konnte man mitten in der unbeschreiblichen Verwirrung, welche die ganze französische Schlachtlinie

darbot, auch jetzt noch an ihrer festen Haltung erkennen.

Selbst in diesem für unsere Feinde so furchtbaren Augenblicke ertönte plötzlich Sturmesmarsch und geordneter Tritt aus all diesen wirren Haufen hervor, die von den Säbeln der englischen Reiter verfolgt, rückwärts flohen. Ein Häuflein der alten Garde-Grenadiere, was ungefähr tausend Mann stark sein mochte, wandte uns nicht den Rücken, sondern versuchte, selbst mitten in unsere Uebermacht, die gewiß an das Dreißigfache betragen mochte, noch einzudringen.

Zur persönlichen Bedeckung Bonaparte's hatte die kleine Schaar bisher gedient und wandte sich jetzt auf seinen Befehl sogleich wieder gegen uns, um so wenigstens die Flucht ihres alten Kriegsführers zu decken. Daß sie selbst rettungslos dabei verloren waren, wußten diese vielerfahrenen Veteranen sehr wohl, aber selbst diese Gewißheit verringerte ihren Muth nicht im Mindesten; sie wollten ja sterben, da sie nicht mehr siegen konnten. Mit der Vernichtung von Bonaparte's Soldatenherrschaft mußte auch seine alte Garde untergehen und sie fand einen militairisch gar ruhmvollen Tod, ganz ihrer früheren Kriegsthaten würdig. Und er selbst, dieser Mann, den ich als den gefährlichsten Feind, den jemals das Princip der Legitimität in ganz Europa gehabt, so bitter gehaßt, und doch als den

größten Feldherrn seiner Zeit wieder so sehr bewundert hatte, vermochte es über sich, jetzt sein nacktes Leben durch eine Flucht zu retten. Es ist mir stets unbegreiflich geblieben, daß Napoleon sich nicht jetzt an die Spitze dieses letzten Bataillons seiner alten Garde stellte und so unter den Säbeln der englischen Reiter einen ehrenvollen Soldatentod suchte.

Von allen Seiten ward diese letzte fest geordnete feindliche Schaar jetzt von der englischen Infanterie und Cavallerie umringt, während die vollen Kartätschsalven mehrerer Geschütze noch in sie hineinschmetterten. Immer kleiner ward bald das stolze Häuflein der noch Lebenden, immer größer aber die Berge der Todten. Sie wollten ja keinen Pardon, sondern den Tod, und bis auf einzelne Versprengte fanden diese letzten Gardisten Bonaparte's hier auch das Ende ihres kriegerischen Lebens. Der General Cambronne, der von einem hannoverschen Stabsofficier gefangen genommen wurde, hat den berühmt gewordenen Ruf „la vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas“ zwar nicht gethan, aber aus dem Munde eines alten Grenadier-Capitains habe ich solchen mit eigenen Ohren gehört, und mehr wie ein Dutzend seiner Grenadiere wiederholten ihn in stürmischer Begeisterung. Im Hin- und Herwogen des wilden Kampfgetümmels, welches noch manchen Engländern den Untergang brachte, bevor diese Garde gänzlich ver-

nichtet war, sah ich einen feindlichen Hauptmann mit ungefähr 20—30 seiner Leute ganz von einer Schwadron englischer Reiter umringt. Die Gardisten, von denen Manche schon verwundet zu sein schienen, hatten sich bereits verschossen und kämpften nur noch mit ihren Bajonnetten. Der Hauptmann, ein alter, gedienter Veteran mit dem Ehrenlegionskreuz, hatte den linken Arm wie zerschmettert schlaff herunterhängen, schwang aber mit der Rechten seinen Degen mit Kraft und Gewandtheit. Ein englischer junger Dragoner-Rittmeister rief in französischer Sprache dem Häuflein zu, sie sollten sich ergeben, jeder fernere Widerstand sei gänzlich unnütz, da das französische Heer schon geflohen und Bonaparte selbst auch gefangen sei.

„Hund von einem Engländer, die alte Garde des Kaisers Napoleon stirbt, aber sie ergiebt sich nicht," rief der französische Capitain und stürzte mit seinem Degen auf den englischen Rittmeister zu.

„Vive l'empereur — la vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas," riefen jetzt auch die alten Gardisten — und hatten wenige Augenblicke darauf sämmtlich ihr Leben unter den Pallaschhieben der erbitterten englischen Dragoner ausgehaucht, nachdem sie mit ihren Bajonnetten noch einige derselben getödtet oder verwundet.

Auch auf einigen anderen Punkten des Schlachtfeldes, denn auch im Dorfe Planchenoit hat alte Garde

gegen die Preußen gekämpft, sollen ähnliche Rufe von Gardisten gethan worden sein. Thatsache ist es, daß geschlossene Abtheilungen dieser alten Garde gar nicht gefangen genommen wurden, sondern bis zum letzten Augenblicke unerschütterlich sich zu vertheidigen fortfuhren.

Es drängte mich jetzt zu den braven Preußen hin, deren Ankunft unsere fast schon verlorene Sache in den vollständigsten Sieg verwandelt hatte. Compagnien vom 1. pommerschen Regiment waren es, auf die ich zufällig zuerst stieß, und ich freute mich herzlich über diese Begegnung. Ich habe diese Pommern stets vorzugsweise gern gehabt, denn mit ihrem ehrenfesten, treuherzigen Wesen, ihren blauen Augen und blonden Haaren und der zähen Kraft ihrer Glieder, erinnerten sie mich lebhaft an unsere guten, ehrlichen Bauern der Bretagne — wie solche vor der Revolution sich zeigten. Und welche ritterliche streng royalistische Gesinnung fand ich stets unter allen Officieren dieser pommerschen Regimenter! Jetzt sahen diese tüchtigen Soldaten aber ungemein beschmutzt und abgerissen aus, und man merkte ihren ganz mit Kothflecken aus den grundlosen Wegen überzogenen Uniformen an, welche Strapazen sie in den letzten Tagen hatten bestehen müssen. Frisch und muthig blitzten ihre hellen Augen aus den beschmutzten Gesichtern hervor, und bei allen einzelnen

Soldaten wie Officieren war die große Kriegslust, mit der sie in den Kampf gingen, sichtbar.

„Das heißt doch ehrlich Wort gehalten und gerade noch zur rechten Zeit angekommen, — es kostete aber mordsmäßige Mühe, und manchmal glaubten wir selbst nicht, daß es noch gehen würde, aber unser Alter (Feldmarschall Blücher) trieb unablässig fort und fluchte, wenn nur eine Stockung kam und meinte: „Kinder, frisch drauf, wir müssen ja da sein — und so sind wir auch da," sagte mir ein preußischer Hauptmann, dem ich 1814, als er verwundet in Paris lag, einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen, das Vergnügen gehabt hatte.

Jetzt sah ich auch den alten Helden Blücher, diesen gefährlichsten Gegner, den Napoleon jemals hatte, und der mit seinem frischen, sorglosen Draufgehen oft dessen beste strategischen Pläne zu Schanden machte. Wahrlich, es war mir eine große Freude, diesen heldenmüthigen Greis, der in seiner einfachen Uniform, die kleine Feldmütze auf dem silberhaarigen Haupt, so munter zu Pferde saß, an diesem glorreichen Tage seines Lebens sehen zu können.

Trotz ihrer großen Ermüdung setzten die Preußen jetzt doch mit rastlosem Eifer die Verfolgung des in wilder Flucht forteilenden Heeres Bonaparte's noch fort. Sie konnten dies auch mit großem Erfolge thun, da die Kriegslust sie jede Müdigkeit vergessen ließ, und

die strenge Disciplin des Heeres die Officiere befähigte, ihre Untergebenen trotz einer nächtlichen Verfolgung in Ordnung zu halten.

Das Heer Wellington's war theils zu sehr von der Schlacht mitgenommen worden, theils paßte auch die Beschaffenheit der nationalenglischen Regimenter überhaupt zur ernsten Verfolgung nicht. So wie die englischen Soldaten nur eine Stunde aus der strengsten Aufsicht herauskommen, reißen Trunkenheit und sonstige Unordnung bei ihnen ein.

Ich selbst stürzte in dieser Nacht noch mit meinem gänzlich ermüdeten Trompeter-Schimmel und verletzte eine alte Fußwunde dabei so sehr, daß ich trotz meiner Ungeduld einige Tage in Brüssel das Zimmer hüten mußte. So traf ich erst später bei dem Könige Ludwig XVIII. ein, ward aber sogleich wieder mit einigen Aufträgen in die Bretagne gesandt, von wo ich Mitte Juli nach Paris, was inzwischen von englischen und preußischen Truppen besetzt war, zurückkehrte. Daß es mein Nationalgefühl schmerzlich berührte, die Hauptstadt meines Königs nun schon zum Zweitenmale von fremden Truppen besetzt zu sehen, war natürlich, und doch erkannte ich selbst die Nothwendigkeit der längeren Anwesenheit letzterer sehr wohl, um Frankreich recht gründlich von all den revolutionairen Ueberbleibseln der letzten 25 Jahre säubern zu helfen.

Paris selbst hatte bald die traurigen Erfahrungen der letzten Zeit wieder gänzlich vergessen und zeigte nach wie vor das ekelhafte Bild der schnödesten Vergnügungssucht als einzigen Zweck des Lebens und des wahnwitzigsten Taumels zwischen allen möglichen Lastern. Selbst der Palast meines Königlichen Herrn ward abermals ein Tummelplatz der frechsten Intriguen, und vornehm sein wollende Männer, die trotz Orden und Titeln und hochklingender Namen alles Andere mehr wie wahre Edelleute waren, drängten sich in gieriger Hast in den glänzenden und doch schon so oft entweihten Sälen desselben umher.

Zehntes Capitel.

Stilles Leben auf einem Schlosse in den Pyrenäen. Jagden auf Bären. Tod des Königs Ludwig XVIII. Aufenthalt in Paris im Juli 1830. Aufregung der Bevölkerung. Heimliche Aufhetzerei durch die Partei des Herzogs von Orleans. Bonapartistische Gesinnungen unter den Truppen und Gensd'armen. Viel zu geringe Truppenmacht der Regierung. Gänzliche Verblendung der Hofkreise über die drohende Gefahr. Der Marschall Marmont. Beginn des Kampfes. Theilnahme an demselben als Volontair-Officier bei Schweizertruppen. Vertheidigung des Louvre. Kampfesscenen. Bonapartismus, der Führer der Empörer. Abreise aus Frankreich und freiwillige Verbannung für immer.

Die Zustände in Paris behagten mir so wenig, daß ich fortan den festen Entschluß hegte, diese Stadt nur

äußerst selten und dann nur auf kurze Zeit zu betreten. Obgleich ich eine Menge alter Freunde daselbst besaß, so übte die Luft, die ich in Paris einathmen mußte, doch immer einen gewissen niederdrückenden Einfluß auf mich aus, und es ward mir stets wieder wohl, wenn ich diesem modernen Babylon den Rücken wenden und in meine Berge zurückkehren konnte. Ich hatte jetzt, da die weiße Fahne der Bourbons wieder in meinem Vaterlande wehte, den festen Entschluß gefaßt, mich von jeder politischen wie militairischen Thätigkeit gänzlich fern zu halten, und meiner Neigung gemäß nur auf dem Lande zu leben. Der König hatte nunmehr, da er im Glück war, ohnehin der treuen Diener genug, und so war es keine Verletzung meiner Pflicht, wenn ich beschloß, fortan für mich selbst zu leben, nachdem ich dem Dienst der Legitimität so manches Jahr geopfert hatte. Der Zustand meines Körpers hätte es mir auch selbst beim besten Willen nicht gestattet, im Frieden stets fortgesetzten militairischen Dienst zu leisten. Manche meiner alten Wunden, und besonders die 1794 in der Bretagne und 1811 in Tarragona erhaltenen quälten mich zu Zeiten außerordentlich und machten wiederholt noch schmerzliche Operationen nothwendig. Auch die Gicht, so häufig die böse Nachfolgerin erlittener Kriegsstrapazen, rumorte zu Zeiten nicht wenig in meinem morschen Körper, obgleich die sehr einfache

und streng regelmäßige Lebensweise, die ich stets führte, ihr sonst nur geringen Vorschub leistete. Ich hielt mich alljährlich jetzt mehrere Sommermonate in Biarritz, einem einfachen Bade der Pyrenäen auf, wo die warmen Bäder mir stets die trefflichsten Dienste leisteten. Auch während der übrigen Jahreszeit lebte ich größtentheils bei einer befreundeten, streng legitimistischen Adelsfamilie am Fuße der Pyrenäen. Ich hatte mir hier ein kleines, bequemes Häuschen mit einem Garten gemiethet, hielt mir eine Haushälterin und einen alten treuen Bedienten, der mir und meinem starken, sicheren Bergklepper die nöthige Aufwartung angedeihen ließ und lebte so ganz behaglich und zufrieden. Gartenbau, Zucht von Geflügel und Singvögeln aller Art, dann das Studium historischer und naturwissenschaftlicher Werke, füllten meine Tagesstunden reichlich aus, so daß ich das Gefühl der Langeweile gar nicht kannte. Erlaubten es die Witterung und meine Gesundheit, so war ich stets ein eifriger Jäger und Fischer. Ich habe während der Jahre von 1815—1830 sehr viele große Jagden mitgemacht und außer unzähligen Wildstücken aller Art, in dieser Zeit allein 22 Wölfe und 9 Bären geschossen. Besonders die Bärenjagd in den Bergen der Pyrenäen war das größte Vergnügen, welches ich kannte. Ich bin oft Tagelang mit erfahrenen Bärenjägern auf den steilsten Wegen

umhergeklettert und habe keine Strapaze gescheut, wenn es galt, einem tüchtigen Bären das Lebenslicht auszublasen. Es war dies im Hochgebirge oft eine sehr gefährliche Jagd, die einen schwindelfreien Blick, einen festen Gang, eine sichere Hand und ein ruhiges Herz erforderte. Wenn Einem mitten auf einem schmalen Felsenpfade in schwindelnder Höhe, auf dem kaum der eigene Fuß Raum finden konnte, ein wüthender oder gar angeschossener Bär entgegengestürzt kam, da galt es, Mannesmuth und Manneskraft zu zeigen. Einmal kam ich bei solcher Jagd selbst in die größte Lebensgefahr, da mir die Büchse, mit der ich auf eine wüthende Bärin, die ihr Junges vertheidigen wollte, anschlug, versagte. Schon streifte eine Pratze des Thieres meine Schulter, und seine langen, spitzen Zähne in dem rothen Rachen wollten meinen linken Arm, den ich zum Schutz vorhielt, erfassen, als eine Büchsenkugel dicht an meinem Ohr vorbeipfiff, und dem Bären so in das eine Auge drang, daß er auf der Stelle todt zu Boden stürzte. Ein junger baskischer Gebirgsjäger, ein Bursche von kaum 20 Jahren, hatte diesen kühnen Meisterschuß mir über die Schultern weg gethan und mir unzweifelhaft dadurch das Leben gerettet. Ich hatte mir vorgenommen, für meinen Lebensretter in späterer Zukunft zu sorgen und ihm eine kleine Leibrente für sein Alter auszumachen, allein lei-

der fand er schon einige Monate später bei einer Jagd selbst den Tod. Ein angeschossener Bär zerriß ihn so, daß es uns nicht mehr möglich wurde, nur die einzelnen Fetzen seines Leichnams zusammen zu lesen, um solchen ein christliches Begräbniß in geweihter Erde zukommen zu lassen. Zur Freude seiner Schwester stiftete ich eine ewige Seelenmesse für den Verstorbenen in der Kirche seines Geburtsdorfes.

Waren die Tage nun unter derartigen verschiedenen Beschäftigungen vergangen, so verbrachte ich meine Abendstunden von 6—9 Uhr fast regelmäßig in dem Schlosse der Familie, auf deren Herrschaft ich wohnte. Der Schloßherr, der früher auch im Vendéekrieg gekämpft hatte, seine würdige Frau, das Muster einer Landedelfrau, die mich in vieler Hinsicht an meine verstorbene Mutter erinnerte, ihre Tochter, die Witwe eines wallonischen Officiers in der ehemaligen spanischen Garde, der Schloßcaplan, ein ehrwürdiger, kluger Mann, und meine Person bildeten den kleinen traulichen Kreis, der gar manchen Abend auf die angenehmste Weise verbracht hat. Wir lasen gute historische Werke, spielten zu vieren Schach oder auch Trokadille, es wurde mitunter musicirt; kurz, die Zeit verging uns fast immer zu schnell. Die beiden Söhne des Schloßherrn dienten auf der Königlichen Flotte, und ihre zeitweilige Anwesenheit im Urlaub auf dem vä-

terlichen Schlosse brachte Abwechselung und Munterkeit in unseren kleinen Kreis. Wenn diese jungen Officiere anwesend waren, kam die Jugend der Nachbarschaft sehr häufig zu uns, und es wurde dann getanzt, musicirt, man machte größere oder kleinere Bergpartien, und Freude und Frohsinn, wie er der unverdorbenen, noch nicht von des Schicksals schwerer Hand hart getroffenen Jugend geziemt, herrschte dann. Wie ganz anders ging es bei uns zu, wie in den glänzenden Kreisen der Pariser vornehmen Gesellschaft, wo Förmlichkeit, Hoffahrt oder auch Intriguensucht, Immoralität und Blasirtheit nur zu sehr die Oberhand hatten.

So lange mein Königlicher Herr Ludwig XVIII. noch am Leben war, hielt ich es für meine Pflicht, mich alljährlich zur Neujahrs-Gratulation in den Tuilerien einzufinden und dann auch einige Wochen in Paris zu verweilen. Zwar war mir diese Reise in vielfacher Hinsicht ziemlich lästig, doch ertrug ich alle solche Unbequemlichkeiten gern, da es mir stets eine wahre innere Freude gewährte, mich meinem Könige vorstellen zu können. Vielfache Beweise der Königlichen Huld beglückten stets mich alten Kämpfer der Legitimität und gaben mir das erfreuliche Bewußtsein, daß ich mich der Gnade meines Monarchen erfreuen durfte. An den verschiedenen Streitigkeiten, welche damals selbst unter der legitimistischen Partei stattfanden

und dieser mehr schadeten, als alle Angriffe der Bonapartisten und Demokraten zusammen es vermocht hätten, nahm ich nicht den geringsten Antheil, wie ich es mir denn auch zum festen Grundsatz gemacht hatte, meinem Könige niemals durch eine Bitte beschwerlich zu fallen. Nur für einzelne alte verarmte Vendée-Krieger aus den unteren Ständen suchte ich mitunter einige Unterstützungen zu erlangen, reichte dann aber meine Bittgesuche, die mir niemals abgeschlagen wurden, stets schriftlich ein. So sehr ich übrigens Royalist mit Leib und Seele bin und dies auch mein ganzes Leben hindurch durch die That bewiesen habe, so konnte ich den Uebermuth einer kleinen Partei der Ultra-Royalisten doch nicht billigen. Diese Herren, größtentheils dem durch verschwenderischen Luxus verarmten Hofadel angehörend, stellten sich oft sogar, als seien sie noch royalistischer, wie selbst der König gesinnt, und verfolgten häufig unter dem Schein, als wollten sie das Königthum beschützen, lediglich ihre selbstsüchtigen Absichten. Diese in allen möglichen Hofintriguen vielgeübte Partei hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Könige die ohnehin schon äußerst schwere Bürde seiner Krone noch mehr zu erschweren und ihm manche sorgenvolle Stunde bereiten helfen. Da ich stets gewohnt war, meine Ansicht frei und ohne Scheu auszusprechen, so bin ich während meiner Besuche in Paris mitunter mit eini-

gen Führern dieser Partei ziemlich scharf zusammen gekommen und stand bei ihnen in dem Rufe eines derben, rauhen Soldaten, der nur für das Feldlager, nicht aber für die Salons passe. Es konnte dies mir gleichgültig, ja mußte mir sogar noch lieber sein, als wenn man mich für einen charakterlosen Mantelträger nach dem Winde und erbärmlichen Schwächling gehalten hätte, wie der französische Adel in neuerer Zeit deren leider nur zu viele aufzuweisen hat.

Der Tod des Königs Ludwig XVIII. im Jahre 1824 betrübte mich tief, wenn er auch bei dem von Jahr zu Jahr schwächer gewordenen Gesundheitszustande desselben nicht überraschen konnte. In freude-, wie leidvollen Zeiten war der Hochselige mir stets ein gnädiger Herr und Fürst gewesen, der mir manchen unschätzbaren Beweis seines unbedingten Vertrauens gegeben hatte. So wie ich die Todesnachricht durch den Telegraphen, der bis Bayonne ging, erfuhr, reiste ich zur selben Stunde mit Courierpferden nach Paris ab, um mich dem Leichenbegängnisse noch anzuschließen. Leider kam ich um einen Tag zu spät an und erreichte so meinen Zweck nicht, was mich sehr betrübte.

Der Person des Königs Carl X. hatte ich von jeher ungleich ferner gestanden, und es schien mir, als ob ich mich seit meinen freimüthigen Aeußerungen auf der Insel Dieu, als die Landung in der Bretagne

projectirt wurde, nicht mehr seines besonderen Wohlwollens zu erfreuen hätte. Auch mit einigen Personen der Partei, die jetzt an die Spitze der Regierung kam, stand ich gerade auf keinem besonders freundschaftlichen Fuße und so gab ich denn von jetzt an meine jährlichen Reisen nach Paris auf und lebte ganz in meinem Landhause in den Pyrenäen. Es war mir dies in vieler Hinsicht auch sehr angenehm, denn mit dem zunehmenden Alter plagten meine Wunden mich immer mehr, und besonders das lange Stehen, was bei allen größeren Hoffesten unerläßlich ist, bereitete mir stets Schmerzen.

So war ich denn seit 5 Jahren gar nicht in Paris gewesen, als mich das Arrangement unangenehmer Familienangelegenheiten in den ersten Tagen des Juli 1830 nothwendiger Weise dahin führte. Ein Neffe mütterlicher Seite, der als Officier in der Königlichen Garde diente, hatte im Verkehr mit Schauspielerinnen und anderen feilen Frauenzimmern, und im Trubel des vergnügungssüchtigen Lebens, wie es leider immer mehr unter den jungen Leuten aus guter Familie einzureißen drohte, seine finanziellen Verhältnisse sehr zerrüttet. Die Familie hatte zwar den jungen Mann, noch bevor es zu seinem gänzlichen Untergang kam, in ein Feldregiment versetzen lassen, was die Expedition gegen Algier mitmachte, bei welcher Gelegenheit er denn auch den Soldatentod fand; doch war eine Ordnung

seiner finanziellen Verhältnisse dringend nothwendig. Die wirklich rechtmäßigen Ansprüche seiner Gläubiger mußten möglichst befriedigt werden, dies verlangte die Ehre unserer Familie, und so begab ich mich denn nach Paris, um dies sehr unangenehme Geschäft auszuführen.

Die Stimmung in der Hauptstadt schien mir ungemein aufgeregt zu sein und eine unbehagliche Luft sich über die Straßen dieses für mich stets unheimlichen Ortes gelagert zu haben. In einem einfachen langen Oberrock, ohne Orden gekleidet, besuchte ich an den warmen Sommerabenden häufig die öffentlichen Wirthschaften vor den Thoren und andere Orte, die das untere Volk sich zum Tummelplatz seiner Lust ausgesucht hatte, und hörte und sah Vieles, was mir gerechten Zorn einflößen mußte. Es war unverkennbar, daß eine festgeschlossene Partei geflissentlich alle Mittel anwandte, um das Volk zur Unzufriedenheit aufzureizen und gegen die Regierung einzunehmen, und bei dem stets tumultuarischen Charakter der Pariser hatte dies frevelhafte Beginnen nur zu sichere Aussicht auf Erfolg. Große Geldsummen schienen hierbei die Hauptrolle zu spielen und ich habe wiederholt gesehen, daß wohlgekleidete Männer zahlreiche Arbeiterschaaren aus der Vorstadt St. Antoine und den derartigen Gegenden der Stadt, mit Wein bewirtheten, um bei dieser

Gelegenheit aufrührerische Reden zu halten. Leider entwickelte das Ministerium nicht die gehörige Kraft, um solchem gefährlichen Treiben sogleich entschieden entgegenzutreten, und es schien mir, als habe man in den höheren Kreisen nicht die Kenntniß von dem, was in den unteren und mittleren Volksschichten vor sich gehe. Wiederholt theilte ich meine Ansichten einflußreichen Persönlichkeiten aus den Hofkreisen mit, fand aber größtentheils damit kein rechtes Gehör und wurde der politischen Schwarzseherei beschuldigt. „Wir haben das ganze Heer für uns und die Truppen würden einen etwaigen Aufstand sogleich unterdrücken und das freche Gesindel zu Paaren treiben — der Marschall Marmont hat sich mit seinem Kopfe für die Ruhe der Hauptstadt verbürgt," antwortete man mir. Leider hatte man das Heer aber nicht für sich, denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte der schmachvolle Juli-Aufstand freilich nicht gelingen können. Das Heer war noch ungemein Bonapartistisch gesinnt und dies allein konnte den Empörern Hoffnung auf Erfolg geben. Der ganze Juli-Kampf in Paris ist fast nichts wie eine Bonapartistische Schilderhebung gewesen, deren Früchte Louis Philipp sich dann mit gewohnter Schlauheit zu bemächtigen wußte. Fast alle Gensd'armen und ähnliche Diener der Polizei waren noch ehemalige Soldaten Bonaparte's, die jetzt nur sehr nachlässig

ihre Pflichten erfüllten und im Geheimen einen Umsturz der Dinge, der dann wieder einen Sprößling aus der Familie Bonaparte's auf den Thron setzte, herbeiwünschten. So duldeten die Gensd'armen und Patrouillen denn manche Unordnungen, die sie sonst sicherlich sogleich unterdrückt hätten. Ich war selbst Zeuge, daß ein alter Gensd'arm in einem öffentlichen Garten ruhig dabei stand, als ein Haufe junger Arbeiter ein lautes Lebehoch „auf die demokratische Republik unter dem Präsidenten La Fayette" ausbrachte. Ich ging an den Alten, einem lange gedienten Soldaten heran und frug, wie er solches Treiben nur dulden könne.

„Pah, mein Herr," antwortete er lachend, „was die da schreien, ist dummes Zeug und ihr La Fayette ist ein Kerl, dem unser Kaiser gewiß kein Bataillon zu führen gegeben hätte, den wollen wir schon wieder fortjagen — wenn nur erst die Bourbons weg sind, dann kommt der Sohn unseres Kaisers auf den Thron." So dachten und handelten aber nur zu viele alte Soldaten und gerade ihre Sympathien gaben der Partei der Unruhstifter eine größere Macht als alle sogenannten liberalen Principien dies jemals gethan hätten. Bei dem ganzen Juli-Kampfe befehligten alte Bonapartistische Officiere und Soldaten die Aufrührer, und wußten die militairischen Bewegungen mit solchem Geschick zu leiten, daß sie schon dadurch für uns Roya-

listen gefährlich wurden. Hätten diese Bonapartisten gefehlt, und wäre der ganze Aufstand durch die geschickte militairische Leitung, die er gleich anfänglich erhielt, nicht so bedeutungsvoll geworden, von den Kanonen des Marschalls Marmont wäre der Sieg bald errungen worden. Was vermögen auch Hunderttausende roher Kerle gegen nur 10,000 gutdisciplinirte und energisch gesinnte Truppen, wenn diese ihre Kartätschensalven nicht sparen wollen!

Die eigentlichen Kämpfer während der Kampftage selbst, waren Handarbeiter der untersten Klasse, dann junge Leute aus den Schulen und Ateliers, die mehr Muth im Herzen, wie politische Reife in den Köpfen besaßen und an 5—6000 ehemalige Verbrecher, wie solche in Paris leben, denen jede Gelegenheit zum Plündern recht ist. Von den eigentlichen Bürgern, die sich nachher, als die Gefahr vorbei war, sogleich auf den Straßen einstellten, haben sich bei dem Gefechte selbst nur äußerst wenig betheiligt. Ebenso auch die Herren von der liberalen Zeitungspresse, welche vorher und nachher zwar sehr großen Lärm zu machen verstanden, in den Stunden aber, als die Kanonen donnerten und die Kugeln pfiffen, fein säuberlich daheim in ihren sicheren Stuben blieben. Ihr kostbares Leben war diesen Helden von der Feder zu lieb, als daß sie es den Kugeln der treuen Schweizer hätten aus-

setzen sollen, denn das von ihnen aufgehetzte Volk war ja dumm genug, für sie die Kastanien aus der Asche zu holen. Ebenso waren auch die politischen Freunde des schlauen Louis Philipp vorsichtig genug, sich beim Kampfe selbst nicht zu betheiligen, obgleich die Aufhetzerei dazu wesentlich als ihr Werk anzusehen ist, und ihnen manche tausend Francs gekostet hat. Nun, diese Ritter der Börse verstanden es später schon, die verausgabten Summen mit reichen Zinsen wieder zu erhalten und sind die Einzigen, die von dem ganzen Aufstande wirklich reellen Vortheil gehabt haben. Vor Allem gar ihr Herr und Meister Louis Philipp selbst, der jetzt an der Börse gewiß überreichlich die Summen wieder zu gewinnen wußte, die es ihm kostete, seine Vettern, die letzten Reste des alten Hauses der Bourbons, aus den Tuilerien zu vertreiben. Die rächende Nemesis wird auch für diesen Frevel nicht ausbleiben, und obgleich ich ein alter Verbannter bin, der fern vom Vaterlande seinen müden Leib bald in fremder Erde zur Ruhe legen wird, möchte ich doch für alle Schätze der Welt jetzt nicht an Louis Philipp's Stelle in den Tuilerien wohnen. „Wer Wind gesäet hat, der wird auch Sturm ernten,“ heißt es ja in der heiligen Schrift.

Meine Geschäfte waren schon geordnet und da mir Paris, je länger ich dort weilte, desto unheimlicher

wurde, so wollte ich die Stadt wieder verlassen und in meine schönen Berge, in deren Mitte ich mich so wohl fühlte, zurückkehren, als der Aufstand selbst ausbrach. Jetzt hielt ich es für eine Pflicht der Ehre, zu bleiben und für die bedrohte Legitimität wieder mit dem Schwerdte in der Hand zu kämpfen, wie ich dies mein ganzes Leben hindurch gethan hatte.

Mit einer unglaublichen Unkenntniß aller Verhältnisse war das Ministerium Polignac bei seinen letzten Regierungsmaßregeln zu Werke gegangen. Ich selbst habe niemals alle politischen Schritte, die man jetzt unternehmen wollte, gebilligt, wie ich denn überhaupt Manchem, was seit dem Regierungsantritt Carl's X. geschehen war, gerade keinen Beifall zollen konnte; wollte man aber kräftig einschreiten, so mußte man auch zuerst auf die hierzu nöthigen Mittel Bedacht nehmen. Man mußte mindestens an 25,000 Mann treue Truppen um Paris zusammenziehen und hundert Kanonen so aufstellen, daß ihr Feuer alle Hauptplätze und Hauptstraßen bestreichen konnte. Erst wenn man dies gethan, konnte man die Hoffnung hegen, das, was man beabsichtigte, auch mit Gewalt durchzusetzen und jeden Widerstand der Volksmassen bald zu brechen. Der Marschall Marmont, dem man das Obercommando übergab, war von Bonaparte an energisches Handeln gewöhnt, und hätte man ihm die

Streitmittel verschafft, so wäre der Aufstand auch von ihm besiegt worden, und wenn selbst halb Paris dabei in Flammen hätte aufgehen sollen. Aber diese Mittel fehlten gänzlich, denn die gesammte Truppenmasse, über welche der Marschall gebieten konnte, betrug kaum 10,000 Mann, und dies war zur gewaltsamen Bezwingung einer so großen aufrührerischen Volksmenge, als Paris sie liefern konnte, zu wenig. Dazu war nur auf die Garde einigermaßen mit Sicherheit zu zählen und die Stärke derselben betrug nicht viel über 5000 Mann, während die 4 Regimenter Linieninfanterie, von zusammen nur 4000 Mann, entschieden unterwühlt waren. Nicht die liberalen Ideen hatten diese Truppen angesteckt, denn das französische Militair im Allgemeinen wird stets ein Feind des doctrinairen Liberalismus sein, sondern ihre Anhänglichkeit an den Bonapartismus machte sie unsicher. Habe ich doch von mehreren Compagnien des 15. leichten Regiments mit meinen eigenen Ohren den Ruf „vive Napoléon le second" gehört. Auch die Artillerie, die nur 3 schwache bespannte Batterien besaß, war für einen Straßenkampf, bei dem Artillerie stets eine Hauptthätigkeit finden wird, viel zu schwach.

Man hätte den Montmartre mit Festungsartillerie besetzen, und zu deren Bedienung einige Compagnien Marineartilleristen aus den nördlichen Häfen comman-

diren müssen. Diese braven Leute hegten stets eine besondere Abneigung gegen Paris, und hätten keinen Augenblick gezaudert, die Stadt auf das Nachdrücklichste zu bombardiren, sobald sie den Befehl dazu erhalten. Die 4 bisher in Paris garnisonirenden Linienregimenter, die größtentheils ihre Rekruten aus den östlichen Provinzen, in denen der Bonapartismus stets seine meisten Anhänger hatte, erhielten, hätten durch andere Regimenter, die sich besonders aus der Bretagne und Vendée rekrutirten, ersetzt werden müssen. Es gab mehrere Regimenter im französischen Heere, in denen Officiere wie Soldaten streng legitimistisch gesinnt waren, und an deren unbedingter Standhaftigkeit im Gefecht man nicht zweifeln konnte. Ein Theil der Garde-Cavallerie wie Infanterie stand dazu nicht einmal in Paris und konnte somit am Kampfe nicht Antheil nehmen, was doch so dringend nothwendig gewesen wäre. Auch von den Truppen selbst, die in Paris garnisonirten, fehlten fast die Hälfte aller Officiere. Man war damals sehr nachsichtig im Urlaubertheilen, besonders gegen reiche und vornehme Officiere, und so fanden diese Herren es denn bequemer, während der schönen Jahreszeit in den Bädern herumzustreifen, oder auf den Landgütern den großen Herrn zu spielen, statt in den engen heißen Straßen von Paris dem beschwerlichen Garnisondienst obzuliegen, wie es doch ihre

Pflicht und Schuldigkeit war, wenn sie einmal Offiziere sein wollten. Es war kein Nerv, keine Kraft mehr in einem leider nur zu großen Theile des jungen französischen Adels; diese Herren wollten nur genießen, aber nicht entbehren und die beschwerlichen Pflichten ihres Standes nach alter Rittersitte getreulich erfüllen, und so mußten sie freilich zu Grunde gehen.

Auch für die Verproviantirung der Truppen und für Bereithaltung eines genügenden Vorrathes von Munition war auf das Kläglichste gesorgt — und doch wollte man den Kampf mit einer Stadt wie Paris beginnen. Es war wirklich das unbesonnenste, kopfloseste Unternehmen, was mir jemals vorgekommen ist, so viele militairische Dummheiten ich auch schon mitangesehen hatte, und so mußte der Ausgang denn leider ein so trauriger sein, wie er es zur Schmach Frankreichs endlich auch geworden ist.

Ich war am Morgen des 25. Juli nach St. Cloud, wo sich der Hof damals befand, hinausgefahren, um eine Cousine, die einen wichtigen Posten im Hofstaate der Herzogin von Berry bekleidete, zu besuchen. Meine Stimmung war düster, denn was ich in den letzten Tagen wieder in Paris gehört und gesehen hatte, mußte meine Besorgnisse erhöhen, zumal ich wußte, über welche geringen, wahrhaft zuverlässigen Streitkräfte der König hier zu gebieten hatte. Ich

theilte meine Besorgnisse mehreren Herren des Hofes mit, fand aber wieder nur ungläubige, ja selbst spöttische Zuhörer.

Am Nachmittage kam der Herzog von Duras, der erste Kammerherr des Königs, der großen Einfluß bei diesem hatte, zu meiner Cousine, um in ihrem Salon ein Stündlein zu verplaudern, wie es seine tägliche Gewohnheit war. Ich konnte nicht umhin, mit ihm über die immer unruhiger werdende Stimmung der Bevölkerung von Paris und über die geringe Truppenmenge, welche der Regierung zu Gebote stand, zu sprechen. Er meinte spöttisch lächelnd: „Einige Dutzend Literaten, die viel Lärm machen, und einige Hundert Müssiggänger sind das Ganze — und die halten kaum die Attaque einer Escadron Lanciers aus. Die guten Bürger, die jetzt auch schon unzufrieden sein sollen, hüten sich wohl, in den Kampf zu gehen, so gern sie auch sonst Soldaten spielen mögen. Die werden schon von ihren Weibern eingesperrt, sobald der erste Flintenschuß kracht.“

„Hätte der König es nur mit den Journalisten, Deputirten und dem liberalen Theil der Bürgerschaft zu thun, dann würden unsere Streitkräfte vollkommen ausreichen. Man darf aber nicht vergessen, daß 3 bis 4000 ehemalige Bonapartistische Officiere und Soldaten, die gute Führer abgeben, 6—7000 verwegene,

wilde Gesellen, größtentheils bestrafte Verbrecher, und mindestens 30 — 40,000 junge Arbeiter der Fabriken und Werkstätten in Paris leben, die schon eine tüchtige und muthige Revolutionsschaar bilden," war meine Antwort.

Der Herzog von Duras ging nicht weiter auf mein Gespräch ein, was ihn unangenehm zu berühren schien, sondern begann einer anwesenden hübschen Dame den Hof zu machen. Ich sah ein, bei einem solchen Verkennen der Verhältnisse wären meine Worte vergebens.

Am Nachmittage dieses Sonntages erfuhr ich die Unterzeichnung der bekannten Ordonnanzen, die am anderen Tage im Moniteur publicirt werden sollten. Jetzt war meiner Ueberzeugung nach der Kampf unvermeidlich, was ich auch meiner Cousine sagte, aber kein rechtes Gehör bei ihr faud. Ich fuhr noch in der Nacht nach Paris zurück, putzte meinen Säbel und brachte meine Pistolen in Ordnung.

Die Aufregung in Paris, als die bekannten Ordonnanzen verlesen wurden, war ungeheuer und die Wühler und Hetzer der liberalen Partei sparten kein Geld, solche noch mehr zu steigern. Sie überredeten viele Fabrikbesitzer und Handwerksmeister, ihre Lokale zu schließen und so strömten Tausende von unbeschäftigten Arbeitern auf den Straßen zusammen, bildeten

Gruppen und stimmten die Marseillaise an. In allen niederen Schenken war freie Zeche für die Arbeiter, denn man wollte diese absichtlich berauschen, damit sie leichtsinniger in das Feuer gingen. Mußten diese armen Leute doch jetzt wieder für die ihnen gänzlich fern liegenden Interessen eines La Fayette, Lafitte, Casimir Perier und anderer dieser selbstsüchtigen Intriguanten ihre gesunden Glieder unserem Kanonenfeuer opfern. Von all den Leuten, die in den Juli-Tagen wirklich kämpften, hat nicht ein Viertheil gewußt, warum es sich eigentlich handle. Ich frug selbst einen bärtigen, kräftigen Arbeiter, der mit einer Flinte bewaffnet, auf den Kampfplatz eilen wollte, „wofür er denn kämpfe?" „Die Charte ist in Gefahr, mein Herr, und das erfordert Rache," antwortete er mir, wild seine Flinte um den Kopf schwingend. „Und was ist denn die Charte, guter Freund?" frug ich weiter. „Ho — ho, das weiß ich, die Charte ist das Gesetz, daß der Wein vor den Barrieren das Litre 2 Sous wohlfeiler sein soll als in der Stadt," rief er, und rannte dann davon. Aehnliche Züge der Unwissenheit der Menge, die kämpfte, könnte ich noch viele anführen. Wie im October 1789, so spielten auch jetzt die vielen Freudenmädchen, die Paris besitzt, wieder eine große Rolle bei dem Aufstande. Hunderte dieser Dirnen wohnten in dem Palais-Royal, was dem Herzoge von Orleans

gehörte, und man hatte ihnen jetzt auf einige Tage die Zimmermiethe erlassen, mit der Bedingung, sich dafür unter die Haufen der jungen Arbeiter zu mischen und solche zum Kampfe aufzuhetzen. Ich selbst hörte, wie ein grell aufgeputztes Freudenmädchen einigen Dutzenden Arbeitern eine Rede hielt, und ihnen sagte, daß die Partei des Königs beschlossen habe, eine strenge Sittenpolizei einzuführen und das Beisammenleben von ungetrauten Paaren zu verhindern. Nichts wäre den Pariser Arbeiter aber schrecklicher, wie eine strenge Polizei in dieser Hinsicht; man kann ihnen alle sogenannten politischen Rechte nehmen, und es wird sie nicht sehr kümmern, wenn man ihnen nur eine geschlechtliche Zügellosigkeit gestattet. Die Frivolität in dieser Hinsicht ist furchtbar in ganz Paris.

Daß dieser bis jetzt noch ziemlich planlose Tumult immer mehr eine festere militairische Gestaltung anzunehmen begann, konnte man besonders am Dienstag Mittag sehr deutlich bemerken. Viele ehemalige Officiere und Soldaten Bonaparte's, die an ihrer ganzen straffen militairischen Haltung unverkennbar waren, eilten hin und her, um das Ganze zu ordnen.

Am Abend des Dienstags begab ich mich in Uniform zum Marschall Marmont und bat, daß ich mich als Volontair-Officier dem 1. Schweizer-Regiment, dessen Oberst mir persönlich befreundet war, anschließen dürfe.

Der Marschall, der großen Mangel an Officieren hatte, bewilligte meine Bitte sehr gern und sagte mir einige artige Worte über meinen Eifer. Ich habe niemals zu den besonderen Freunden des Marschalls Marmont gehört und seine ungeheure Eitelkeit, wie die Sucht, sich bei jeder Gelegenheit möglichst vorzudrängen, hielt mich stets fern von seiner Person; in den Tagen des Juli-Aufstandes jedoch mußte ich ihn sehr achten lernen. Sein viel geübter militairischer Scharfblick ließ ihn die Unzulänglichkeit der Mittel, über die er leider nur zu gebieten hatte, leicht erkennen und er war in sichtlich gedrückter Stimmung; aber treu der einmal übernommenen Verpflichtung, führte er dennoch den Oberbefehl bis zur letzten Stunde unerschütterlich fort. Alle von ihm ausgehenden Befehle waren klar und den Verhältnissen angemessen, und wenn das Recht unterliegen mußte und die Revolution abermals ihr scheußliches Haupt siegreich erheben durfte, so trägt der Marschall Marmont wahrlich keine Schuld hiervon. Hätten nur 20,000 Mann aus der Vendée und Bretagne rekrutirte Soldaten und hundert von Marineartilleristen bediente Geschütze unter seinem Befehle gestanden, die weiße Fahne der Bourbons wehte heute noch in ganz Frankreich, trotz aller Intriguen Louis Philipp's und aller liberalen Phrasen der Deputirten und Journalisten.

Um 6 Uhr Abends am 27. Juli drang zu meinen Ohren zuerst das so lange nicht gehörte Getöse der knatternden Gewehrsalven. Alle meine Besorgnisse, all mein politischer Unmuth, waren bei diesen Tönen plötzlich gewichen, ich war jetzt ganz wieder der alte Soldat und die Brust schwoll mir von Kampfeslust. In der Rue Saint-Honoré kam es zuerst zum Widerstande und die Truppen, die vom Volke verhöhnt und angegriffen wurden, mußten zweimal Feuer geben, bis es ihnen gelang, eine fest gebaute Barrikade zu nehmen. Der Erbauer derselben, ein Maurerpolirer, der erschossen wurde, war ein ehemaliger Pionier-Korporal Bonaparte's.

Die Nacht verlief ruhig und man erkannte deutlich, daß diese Angriffe in der Rue St. Honoré nur von Seiten der Demokraten eine Prüfung, wie die Truppen sich dabei benehmen würden, sein sollte. Leider waren die Linientruppen schon schwankend und es fingen die häufigen Desertionen bereits an. — Alle ehemaligen Soldaten Bonaparte's schlichen sich fortwährend in die Kasernen und verführten die Truppen, nicht auf das Volk zu schießen, was ja den König von Rom, den Sohn des großen Napoleon, zu seinem Kaiser machen wolle.

In der Nacht vom 27. bis zum 28. Juli hatten die Verschworenen mehrfache Zusammenkünfte gehabt

und kein Mittel gespart, um ihre Sache zu fördern. Im Hause des Bankiers Lafitte soll eine Hauptzusammenkunft gewesen sein, und der General Gerard, ein alter Soldat Bonaparte's, hierbei den vollständigen strategischen Plan des Aufstandes vorgelegt haben. Dieser wurde angenommen und durch die Thätigkeit der vielen alten Officiere und Soldaten, die alle Arbeiterhaufen befehligten, auch vollständig zur Ausführung gebracht.

Ich selbst legte in dieser Nacht, nach meiner alten Sitte, wenn ich ernsten Augenblicken entgegenzugehen glaubte, in einer Kapelle von Notre-Dame die heilige Beichte ab, schrieb dann einige Briefe, ordnete und sicherte möglichst mein Vermögen, packte selbst meinen Mantelsack, denn meinen Pariser Lohnbedienten, einen frechen Schlingel, hatte ich mit einem wohlverdienten Fußtritt auf den H... zur Thür hinausgeworfen, da er es gewagt, in meiner Gegenwart, sich spöttisch über die Herzogin von Berry zu äußern. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf einer Wache des Louvre in Gesellschaft einiger Officiere des 1. Garde-Regiments.

Kaum graute der Tag, da füllten sich wieder die Straßen mit der wilden Volksmenge und das aufrührerische Geschrei begann von Neuem. Die Garden und Schweizer marschirten in ziemlich geschlossener Haltung nach den ihnen bestimmten Aufstellungsplätzen, bei der

Linie wurde aber die Unzuverlässigkeit immer sichtbarer. Vom 50. Regiment gingen plötzlich an 70—80 Mann unter lautem Jubel zum Volke über und wurden sogleich von den Freudenmädchen umringt und in die Weinhäuser geführt, um in feiler Liebe und in geistigen Getränken den Lohn für ihren schändlichen Treubruch zu finden.

Bis gegen Mittag kam es nur zu einzelnen Neckereien, dann aber begann der Kampf in seiner ganzen Ausdehnung. Ich befand mich bei einer Kolonne, die unter dem Befehl des Generals Talon den Greveplatz behaupten sollte. Wir kamen bald in ein tüchtiges Flintenfeuer und rechts und links knatterten die Schüsse aus den Fenstern und den Dächern auf uns herab. Glücklicher Weise schossen die meisten Insurgenten nur schlecht und überluden ihre Flinten so stark, daß die Kugeln weit über das Ziel hinausgingen; sonst wäre unser Verlust ungleich größer gewesen. Ich selbst ward leicht an der Hand verwundet, nachdem schon am Morgen ein Steinwurf meine alte Wunde am Fuß arg getroffen und mir viele Schmerzen bereitet hatte.

Immer heftiger fing jetzt der Kampf zu toben an, immer zahlreicher wurden allmählich die Schaaren unserer Feinde und immer mehr konnte man die planmäßige Leitung des Aufstandes erkennen. „Dies sind keine Advokaten, die gegen uns commandiren, sondern

alte Soldaten," rief der General Talon aus, als ihm gemeldet wurde, durch welche Mittel es den Empörern gelungen war, die Colonne des Generals Saint-Chamans von uns abzuschneiden. Wahrlich, er hatte Recht, denn nur erfahrene Genie-Officiere vermochten solche Barrikaden zu erbauen, wie sich ringsumher auf den Boulevards aufthürmten. Förmliche kleine Festungen mit regelmäßigen Schießscharten waren dies, die nur durch schweres Kanonenfeuer zusammen geschossen, aber nicht mehr von Truppen erstürmt werden konnten.

Gegen Abend sah ich einen Officier mit seinem ganzen Detaschement Linientruppen zum Volke übergehen. Dieser Anblick empörte mich, ich legte meine Büchse an, und obgleich der verrätherische Officier schon über 500 Schritte von mir entfernt war, glückte es mir doch, ihm meine Kugel durch den Unterleib zu jagen, so daß er zusammenstürzte. Selten habe ich größere Freude über einen gelungenen Schuß gehabt, wie diesmal.

Am Abend brachte uns ein verkleideter Officier den Befehl, daß wir uns über die Insel und den Pontneuf zurückziehen sollten. Wir hatten ungefähr 16 — 18 Todte und einige 40 Verwundete. Im Allgemeinen schlugen sich die Gardisten und mehr noch die Schweizer an diesem Tage recht gut, obgleich gegen Abend ein gewisser Mißmuth und eine Abspannung aller

Kräfte sich unverkennbar zeigte. Die Truppen hatten schon über 14 Stunden bei brennender Sonnenhitze auf dem Kampfplatze zubringen müssen, ohne Nahrungsmittel zu erhalten. Auch am Abend, als wir auf den bestimmten Sammelplatz kamen, fehlte es sehr an Lebensmitteln. Die Häuser in der Nähe waren alle fest verschlossen oder gar verrammelt, und die Bewohner schienen keine Lust zu besitzen, uns zu unterstützen. Hier war kräftiges Einschreiten nothwendig, wenn den Truppen die Kampfeslust erhalten bleiben sollte. In der Nähe lag das Geschäft eines großen Pastetenbäckers, der von den höheren Gesellschaftskreisen stets vielen Verdienst gehabt, und sich immer für einen sehr eifrigen Legitimisten ausgegeben hatte. Jetzt war Alles fest verschlossen und der Besitzer schien auf unser Rufen und Pochen nicht zur Oeffnung der Ladenthüre geneigt zu sein. Einige Schweizer-Soldaten mußten nun auf meinen Befehl die Thüre gewaltsam erbrechen und wir drangen in den Laden ein. Der alte Pastetenbäcker kam uns mit sehr verlegenem, sein Schwiegersohn, eine mächtige dreifarbige Kokarde auf dem Hut, aber mit sehr zornigem Gesicht entgegen. Ich verlangte Brod, Fleisch und Wein für meine Soldaten und versprach gute Bezahlung dafür. Der Alte stammelte einige unverständliche Worte, sein Schwiegersohn schrie mir aber laut zu: „für Söldlinge des Tyrannen besitze er keine

Lebensmittel.“ Diese Frechheit ging mir doch zu weit und ich gab dem Kerl mit der geballten Faust eine Ohrfeige, daß ihm das Blut aus der Nase stürzte und sein Gesicht gewiß noch auf Wochen eine Tricolorfarbe behalten hat. Zugleich warf ich meine Börse, in der an 20 Louisd'ors sein mochten, auf den Ladentisch, wonach der Alte gierig griff, und befahl den Schweizern, alles Eß- und Trinkbare aus dem Laden zu nehmen und nach unserem Bivouacsplatze zu bringen. Die hungrigen, derben Burschen ließen sich diesen willkommenen Befehl nicht zweimal sagen und Schinken, Pasteten, Würste, Geflügel, dazu Wein- und Liqueurflaschen in Menge, wurden fortgetragen und fanden bald ihre Abnehmer unter den hungrigen und durstigen Soldaten. Die braven Schweizer knallten dafür am anderen Morgen, wo wir den Louvre vertheidigen mußten, desto besser auf die Empörer los, welche das Schloß angriffen. In dieser Nacht hatten sich auch eine Menge von Freudenmädchen, die bei jeder französischen Revolution eine Rolle spielen, an unsere Soldaten herangeschlichen, um diese zum Uebergange zu verleiten. Es kamen manche Unordnungen und Orgien vor, die wir Officiere selbst beim besten Willen nicht gänzlich verhindern konnten. Ich sah überhaupt jetzt schon immer mehr einen schlimmen Ausgang voraus, denn die Mittel, über welche wir gebieten konnten,

waren zu gering. Kaum eine Stunde schlief ich, in meinen Mantel gehüllt, auf den Steinquadern des Platzes, so groß war meine innere Aufregung.

Kaum graute der Morgen des 29. Juli, so nahmen wir unsere Plätze wieder ein und der Kampf begann bald von Neuem. Unsere Munition war gering, unsere Zahl hatte sich in dieser Nacht durch vielfache Desertionen wieder sehr vermindert, während unsere Gegner sich durch immer neuen Zuzug mindestens verdoppelt hatten. Wir besetzten den Louvre mit 2 schwachen Bataillonen, während die übrigen Truppen die großen Plätze in der Nähe bewachen sollten, denn der Marschall Marmont, der fortwährend seine Kaltblütigkeit bewahrte, sah ein, daß er zur Offensive viel zu schwach sei, und sich auf die Defensive beschränken müsse. Bei jeder Revolution ist dies aber ein Unglück, denn gleich einer Lawine wächst sogleich die Zahl der Empörer, sobald diese sehen, daß die Truppen zu schwach sind, um ihnen mit Nachdruck entgegentreten zu können. So auch hier jetzt, denn den vielen Bürgern von Paris, die bis dahin zu feige gewesen waren, sich persönlich beim Kampfe zu betheiligen und dies den Arbeitern, ehemaligen Sträflingen und alten Soldaten Bonaparte's überlassen hatten, schwoll jetzt gewaltig der Muth, da sie unsere geringe Zahl bemerkten und unseren verminderten Munitionsvorrath erfuhren. Jetzt,

da es für sie wenig gefährlich war, griffen auch diese Helden zum Gewehr und rückten gegen uns an, um später mit ihrem Muthe prahlen und sagen zu können: „Auch wir waren Kämpfer der Juli-Revolution." Mit einigen guten Kartätschensalven hätte man Tausende dieser Art Kämpfer auseinanderstäuben können; leider war jetzt unsere Artillerie größtentheils schon ohne Munition. Es grenzte theilweise wirklich fast an das Unglaubliche, auf welche gänzlich kopflose Weise von Seiten des Ministeriums der Kampf begonnen war.

Gegen Mittag schändeten mehrere Bataillone vom 5. und 53. Linien-Regiment, die den Vendome-Platz besetzt hatten, die Ehre ihrer Fahnen, indem sie zum Volke übergingen. Man sagt, eine Rede Perier's habe viel hiezu beigetragen; Officiere dieser Truppen haben dem aber widersprochen und behauptet, daß eine Bonapartistische Verschwörung unter den Unterofficieren bestanden habe. Letzteres scheint mir auch glaubwürdiger zu sein, denn von einem Menschen wie Perier würden französische Compagnien sich niemals verführen lassen. Ein alter Capitain dieser Truppen schoß sich selbst eine Kugel durch den Kopf, da er die Schande nicht erleben wollte, daß eine von ihm befehligte Compagnie ihrem Könige abtrünnig geworden sei.

Wir im Louvre hatten jetzt wiederholte heftige Angriffe der Empörer zu bestehen und auf beiden Seiten

knatterten die Flintenschüsse, da die Schweizer sich längere Zeit mit standhafter Energie vertheidigten. Alle Kämpfer, die gegen uns in erster Reihe fochten, und von denen sich Manche durch die sorglose Kühnheit, die den Gamins von Paris so eigen ist, auszeichneten, waren Arbeiter in ihren Blousen, Lehrjungen aus den Werkstätten oder auch junge Leute aus den Schulen, anständig gekleidete Bürger sah man fast gar nicht, denn diese liebten es mehr, sich aus der gefährlichen Schußlinie fern zu halten. Wir hatten einen harten Stand, und konnten uns kaum der in den Hof des Louvre eindringenden Feinde erwehren. Dazu war unsere Munition nur noch sehr spärlich, und die meisten Flinten der Schweizer eigneten sich nicht zum Scharfschießen, so daß viele Schüsse unnütz verknallt wurden. Auch eine moralische Abspannung und physische Ermüdung stellte sich allmählich bei unseren Soldaten ein, unter denen sich viele junge Burschen, die des Kampfes noch gar nicht gewohnt waren, und keine Strapazen ertragen konnten, befanden. Unsere Vertheidigung ward immer matter, die Schaaren unserer Feinde schwollen immer mehr an, und so sah der Marschall Marmont bald ein, daß er den Louvre auf die Länge nicht mehr würde vertheidigen können. Schon waren von der Rue du Coq her Feinde in den Hof eingedrungen und es kam zu einem persönlichen Hand-

gemenge, bei dem noch manche Empörer fielen. Besonders ein alter Schweizersoldat, ein tüchtiger Sohn des Bergvolkes von Uri, der von riesiger Körperkraft war, schlug mit seinem Kolben so gewaltig auf die Köpfe dieser frechen Pariser los, daß er förmlich einen Kreis um sich frei hielt. Es krachte ordentlich, wenn sein Schlag darniedersauste, und links und rechts stürzten seine Gegner mit eingeschlagenen Köpfen zusammen. Mir war jetzt meine Büchse von einer feindlichen Flintenkugel aus der Hand gerissen, und dadurch unbrauchbar geworden, und ich mußte mein Schwert zu meiner weiteren Vertheidigung gebrauchen. Einen hübschen, zierlich geputzten Studenten, der mich im Namen der Freiheit und des französischen Volkes zur Streckung meiner Waffe aufforderte, gab ich lachend einen tüchtigen Hieb über seinen Mund, so daß er gewiß längere Zeit verhindert wurde, ähnliche freche Reden zu führen.

Am Nachmittag erhielten wir den Befehl, den Louvre, den wir von den eingedrungenen Insurgenten wieder gesäubert hatten, zu räumen und nach der Avenue Marigny zu marschiren. Der Marschall Marmont wollte den Kampf in der Stadt aufgeben und sich nach St. Cloud zurückziehen und in Betracht der Umstände war dies auch das Beste, was er thun konnte. Immer zahlreicher wurden die Desertionen der Liniensoldaten, ja selbst viele Gardisten verließen

schon ihre Reihen und fraternisirten mit den Empörern. Die Schweizer blieben fest und wenn sie sich auch nicht sehr kampflustig mehr zeigten, so bewährten sie doch ihre Treue. Ein schuftiger Corporal der Schweizer, der desertiren wollte, wurde von seinen eigenen Kameraden mit den Kolben niedergeschlagen.

Unter fortwährenden Gefechten traten wir langsam unsern Rückmarsch an. Mich traf dabei ein Ziegelstein, der von einer Flintenkugel abgesprengt wurde, so heftig an meiner wieder aufgesprungenen Fußwunde, daß ich vor Schmerz in die Knie sank. Ich versuchte zwar zu gehen, allein es wollte mir nicht gelingen und so mußte ich mich in den Sattel eines Officierpferdes heben lassen, um reitend die Truppen zu begleiten. Das Blut lief mir dabei in Strömen den Fuß herunter und vor Schmerz und Ermattung ward ich fast ohnmächtig, so daß ich die äußerste Mühe hatte, mich im Sattel zu erhalten. Trotz aller meiner Körperschwäche hätte ich aber gern eine recht herzhafte Attaque gegen die frechen Empörer gemacht, so gewaltig war meine Erbitterung gegen sie. Wie rächte es sich jetzt, daß man in unbegreiflicher Sorglosigkeit die Versäumniß begangen hatte, den Montmartre mit der schweren Artillerie von Vincennes besetzen zu lassen. Jetzt, wo Alles schon verloren war, kamen schwere Geschütze an, doch nun war es zu spät. Zwei Tage früher hätten

hundert Bomben, in die aufrührerischen Quartiere von Paris geworfen, den Bourbons vielleicht die Königskrone für immer erhalten. Kleine Versäumnisse entscheiden im Laufe der Geschichte gar häufig die wichtigsten Ereignisse. Leider hatte die Schwäche unserer legitimen Partei, die völlige Verblendung vieler Personen der näheren Umgebung unseres Königlichen Herrn, Verrath und demokratische Wühlerei in Paris abermals gesiegt und ein König von Frankreich mußte dem Throne seiner Väter wiederum den Rücken wenden. Die Vergeltung für diese Revolution des Juli 1830 wird nicht ausbleiben und dies Paris noch einmal in die Hände eines kühnen Usurpators fallen, der es mit der eisernen Strenge, die allein solch entartetes Volk zügeln kann, regiert.

Der Kampf war am Nachmittage des Donnerstag beendet und die Revolution hatte in Paris vollständig gesiegt; dies war klar. Der König konnte in den Provinzen seine weiße Fahne aufs Neue erheben und seine treuen Anhänger um sich schaaren, um der Insurgenten-Regierung in Paris entgegenzutreten; für den Augenblick blieb ihm aber nur der Rückzug von St. Cloud übrig. Seine persönliche Sicherheit war hier auf das Aeußerste bedroht, denn die wenigen, wirklich zuverlässigen Truppen, die wir noch hatten, reichten nicht aus, einen energischen Angriff von 10,000 Parisern, die von

ehemaligen Soldaten angeführt wurden, auszuhalten. Daß man aber in Paris im Plane hatte, den König in St. Cloud aufzuheben und als Geißel zu behalten, war unzweifelhaft.

Es herrschte in den Hofkreisen jetzt eine große Bestürzung, und viele dieser eleganten Herren, die mich noch vor wenigen Tagen wegen meiner Besorgnisse verspottet hatten, ließen die Köpfe jetzt kläglich hängen. Keine Kraft, kein kühner Entschluß war unter diesen Männern zu finden, und viele Damen zeigten jetzt mehr Energie, als diese Herren mit ihren Galanteriedegen an der Seite. Paris war jetzt für den Augenblick wenigstens verloren und St. Cloud nicht mehr zu halten, dies konnte man sich nicht verhehlen; aber in der Bretagne und Vendée gab es noch treue Anhänger in Menge. Wenn der König in Eilmärschen, von seiner Garde du Corps und denjenigen Soldaten, welche ihre Ehre in ihrer Treue gegen ihren legitimen König suchten, escortirt, jetzt nach Brest aufgebrochen wäre, und von dort eine energische Proclamation an seine treuen Unterthanen erlassen hätte, so konnte er seinen Thron noch retten. Der Landadel Frankreichs und die Bauern in vielen Districten hätten sich ganz und gar nicht um alle liberalen Phrasen der provisorischen Regierung gekümmert und ihrem königlichen Herrn willigeren Gehorsam geleistet, als den Pariser Bankiers und Advo-

katen. Auch vom Heere wäre bei einiger Energie ein nicht geringer Theil treu geblieben, und der König hätte mindestens an 150,000 Mann gehorsamer Soldaten und Chouans sammeln können. Mit dieser Menge unter dem Marschall Marmont dann kühn auf Paris losmarschirt und diesen ewigen Heerd der Revolution durch Gewalt wieder zum Gehorsam gezwungen. Man hätte sich hiebei gar nicht auf einen Sturm gegen die Barrikaden in den Straßen einzulassen brauchen, sondern einfach den Parisern alle Lebensmittel vom Lande abschneiden müssen. In wenigen Wochen hätte bei solchen Maßregeln der Hunger die Bevölkerung gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Man wollte aber nicht kühn und energisch sein, obschon man die Mittel dazu besaß, und so mußte die Krone der Bourbons freilich verloren gehen und ein Louis Philipp konnte sich seines Erfolges erfreuen. Ich habe nie ohne den tiefsten Schmerz und ohne die größte Entrüstung an die Scenen zurückdenken können, die ich am Donnerstag Abend noch in St. Cloud mit ansehen mußte. Auf solche Weise erhält man sich freilich keine Krone von Frankreich.

Ich selbst litt an meiner, durch den Steinwurf gequetschten alten Fußwunde die unerträglichsten Schmerzen, und mußte meine ganze moralische Kraft zusammenraffen, um mich aufrecht zu erhalten. Gehen konnte

ich gar nicht mehr und auch das Reiten verursachte mir Pein; allein ich war fest entschlossen, bis zum letzten Augenblicke in der Vertheidigung des legitimen Königstammes auszuharren. Dies geschah nicht aus persönlicher Neigung, denn solche fühlte ich für keine der jetzt in St. Cloud noch anwesenden hohen Personen, sondern einfach im Gefühl der Pflicht. Wer ein wahrer Legitimist ist, darf seine Anhänglichkeit nicht an eine bestimmte Persönlichkeit ketten, sondern muß vor Allem sein festes Princip niemals verläugnen.

In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag kam es noch zu kleinen Gefechten, denn freche Burschen von Sèvres und Versailles wollten einen Angriff auf das königliche Hoflager machen. Leider war der Geist in der Garde schon so demoralisirt, daß ein ganzes Bataillon vom 3. Garderegiment sich weigerte, die Waffen gegen die Empörer zu gebrauchen. Eine Abtheilung der Garde du Corps, der ich mich angeschlossen hatte, jagte diesen frechen Haufen leicht zurück. Ein junger Mann, der wie ein Student aussah, schoß seine Pistole auf mich ab, ohne mich jedoch zu treffen. Meine Pistole traf ihr Ziel besser, und der Getroffene stürzte schwer verwundet zusammen. Es ist mir dieser Schuß deshalb erinnerlich geblieben, da es der letzte war, den meine Hand auf einen Menschen abfeuerte.

Einen Officier der Garde, der unter höhnischen

Bemerkungen zum Volke übergehen wollte, hieb ich in gerechtem Zorn mit meiner Reitgerte über den Kopf. Er forderte Genugthuung mit den Waffen von mir, allein einige inzwischen gekommene junge Gardes du Corps waren so wüthend über den Treubruch dieses Elenden, daß sie ihm seinen Degen zerbrachen, und ihn dann aus dem Park von St. Cloud, wo dieser Auftritt sich ereignete, werfen ließen.

Immer schmachvoller zeigte sich jetzt bei diesem Rückmarsch der Verrath, und immer kleiner ward das Häuflein der Getreuen, die den König auf seinem Rückzuge escortirten. Selbst die 3 Regimenter der schweren Gardecavallerie unter General Bordesoulle schändeten jetzt ihre Ehre, indem sie nach Paris abmarschirten, um sich unter die Befehle der sogenannten provisorischen Regierung zu stellen, obgleich der König sie ihres Eides noch nicht entbunden hatte. Ich besaß leider einen Cousin unter diesen übergehenden Officieren, von dem ich bisher viel gehalten hatte. Jetzt ist er aus meinem Herzen für immer verbannt, ich habe das Legat, welches ich ihm in meinem Testamente bestimmt hatte, gestrichen, und alle Briefe, die er seitdem an mich richtete, unerbrochen wieder zurückgeschickt, denn zwischen uns Beiden ist jegliche Gemeinschaft für dies Leben hindurch aufgehoben.

Bis nach Rambouillet blieb ich noch im Königlichen

Zuge, welcher aus den bis auf den letzten Augenblick treu gebliebenen Garde du Corps und einigen Geschützen bestand; dann vermochte ich mich vor Schmerz und Entkräftung nicht mehr im Sattel zu halten. Ich war schon seit vier Tagen nicht mehr aus den Kleidern gekommen, zählte bereits 60 Lebensjahre, und in dem Alter erträgt man nicht mehr die gleichen Strapazen, wie im Alter von 30 Jahren. Dazu gab es jetzt keine Gefechte mehr, in denen ich vielleicht von Nutzen sein konnte und die mich in Aufregung erhalten hätten.

Ich habe mich niemals der besonderen persönlichen Gunst des Königs Carl X. zu erfreuen gehabt, als ich mich aber jetzt bei meinem Königlichen Herrn verabschiedete, reichte er mir gerührt die Rechte und sagte mir manche freundliche Worte. Ich kann es nicht beschreiben, welch tiefer Schmerz mein Herz durchschnitt, als ich jetzt abermals einen König aus dem edlen Hause der Bourbons fliehen sehen mußte.

Mein Gesundheitszustand war so schlecht und meine Wunde schmerzte so sehr, daß ich mich in einer Sänfte in ein Landhaus, was eine mir befreundete Familie nicht weit von Rombouillet besaß, tragen lassen mußte. Ich verfiel in ein heftiges Gallenfieber und blieb einige Wochen still im Bett liegen, was in einem abgelegenen Nebenzimmer aufgestellt war. So hörte und sah ich von der Welt nichts und freute mich darüber, denn

was ich jetzt in Frankreich erfahren mußte, hätte mich doch nur mit tiefstem Abscheu erfüllt. Besonders das Treiben Louis Philipp's erregte meine Entrüstung im höchsten Grade und rechtfertigte den innern Widerwillen, den ich stets gegen diesen Mann im Herzen getragen hatte. Daß ein kühner, gewaltiger Soldat wie Bonaparte sich durch die Bajonnete seiner Soldaten eine Kaiserkrone erobern konnte, war mir begreiflich; daß aber ein Prinz aus dem alten, den Bourbons so nahe verwandten Hause der Orleans, sich nicht zu stolz dünkte, um eine im Schmutze der Pariser Gassen gelegene Krone aus den Händen des Pöbels entgegenzunehmen, ja sogar förmlich darum zu betteln, unerklärlich. Die göttliche Gerechtigkeit wird für solchen Frevel nicht ausbleiben, wie sie ja schon den Philippe Egalité auf dasselbe Schaffot, was er für seinen Königlichen Vetter aufbauen half, geführt hat.

Mitte September war ich vollständig wieder genesen, und da mein längerer Aufenthalt bei Rambouillet, wenn er entdeckt worden wäre, mir leicht Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, so reiste ich nach einem Schlosse in der Bretagne ab. Ich traf hier, wie auch in der Vendée, zwar überall die lebhafteste Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge in Paris und ein energischer Prinz des vertriebenen Königshauses hätte leicht mit Aussicht auf Erfolg die Fahne der Legitimität hier

aufpflanzen können. Solch ein Prinz erschien aber nicht, es fehlte eine Persönlichkeit von hervorragendem Namen und militairischer Tüchtigkeit, um welche sich die Legitimisten hätten schaaren können, und so sah ich ein, daß auch diese treuen Landestheile sich vorläufig der unrechtmäßigen Regierung in Paris würden fügen müssen. Ich selbst besaß nicht mehr die Jugendkraft und Rüstigkeit, um bei einem Kriege in der Vendée als Führer der Chouans noch einen bedeutenden Platz einnehmen zu können, dies fühlte ich leider selbst nur zu sehr.

In Frankreich war meines Bleibens nun nicht länger, denn ich hätte lieber die härtesten Entbehrungen ertragen, als daß ich Louis Philipp als meinen König anerkannte. Ich ordnete so gut es gehen wollte, meine Vermögensangelegenheiten, wobei ich freilich bedeutende Einbußen erleiden mußte, und schiffte mich im October 1830 nach England und von dort nach Deutschland ein. Mein Entschluß stand fest, unter allen Umständen niemals wieder den Boden meines Geburtslandes zu betreten, sondern mir in den deutschen Alpenländern ein friedliches Plätzchen zu suchen, wo ich dereinst in Ruhe sterben könnte. Was ich suchte, fand ich auch und habe bisher die Wahl meines Aufenthaltes noch niemals bereut.

Meine Tage sind jetzt gezählt und nicht lange wird

es mehr währen, so ruft den Gesetzen der Natur nach der oberste Lenker aller Heerschaaren mich alten 76jährigen Greis von dieser Erde ab. Mit Ruhe sehe ich auch jetzt dem Tode entgegen, dem ich auf so vielen Schlachtfeldern für die gerechte Sache muthig Trotz geboten habe. Als schwacher, sündhafter Mensch habe ich gewiß der Fehler gar viele und auch Manches gethan, was den göttlichen Geboten zuwider war. Mit meinem Wissen und Willen bin ich den Pflichten der Ehre aber niemals untreu geworden und schnöde Selbstsucht oder eitle Weltlust sind nie die Triebfedern meiner Handlungen gewesen; dies innere Bewußtsein wird mir meine Sterbestunde erleichtern helfen.

Auf meinem Grabsteine mögen außer meinem Namen die Worte stehen:

„Hier ruht ein alter Soldat der Legitimität, der in 22 Feldzügen für ihre unerschütterlichen Rechte kämpfte."



Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

Druckfehler.

Band II.

Seite 33 Zeile 3 von unten lies Preußen statt Franzosen.
» 47 » 4 von oben lies Assignaten statt Assignation.
» 54 » 4 v. o. l. Eigensinnigkeit statt Eigenthümlichkeit.
» 166 » 13 v. o. l. Trebbia st. Zürich.
» 307 » 13 v. o. l. willig st. völlig.
» 308 » 11 v. o. l. Wertingen st. Wentingen.
» 312 » 1 von unten l. unter st. und.
» 415 » 9 von oben l. Vincent statt Vinant.

Band III.

Seite 113 Zeile 9 von oben l. Taragona st. Saragossa.
» 189 » 5 v. unten lies Alain statt Allestan.
» 244 » 7 v. oben l. närrisches st. mürrisches.
» 250 » 1 v. unten l. berühmtesten st. bewährtesten.
» 263 » 2 v. u. l. jetzigen st. endlichen.
» 301 » 14 v. o. l. einwilligen st. nicht einwilligen.
» 305 » 1 v. u. l. 10. April st. 1. April.
» 311 » 4 v. u. l. 1815 st. 1816.

Wandcharte vom Preußischen Staate. Zum Vortrage der Feldzüge Preußens in den Jahren 1806, 1807 und 1813, 1814 und 1815. Entworfen und lithographirt von **C. v. Rosenberg**, Kgl. Preuß. Pr.-Lieut. im Kais. Franz-Gren.-Regt. 12 Bl. illum. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Geschichte des Kgl. Preuß. 2. Ulanen-Regiments. Zugleich enthaltend die Geschichte der Towarczys von 1675, der Bosniaken von 1745, des Tartaren-Pulks von 1795, der Towarczys von 1800, als den zum Theil den Stamm bildenden Truppen, mit Beiträgen zur Biographie der bekannten Generale v. Rüsch, v. Lossow, Freih. v. Günther und v. L'Estocq. Unter Revision und Leitung des General-Majors a. D. v. Schöning, Historiographen der Kgl. Armee, herausgegeben von **J. D. v. Dziengel**, Rittmeister a. D. Mit 4 Farbendruckbildern. gr. 8. br. $2^2/_3$ Thlr.

Sammlung interessanter Erzählungen und Novellen der neuesten französischen Literatur. Zum Gebrauche in höheren Töchterschulen, sowie zur Privatlectüre für junge Damen herausgegeben und mit einem Vocabulaire versehen von **C. Goldbeck.** Band I. Nouvelles rustiques par Emile Souvestre. kl. 8. br. Pr. 15 Sgr. Band II. Un diamant à trois facettes. kl. 8. br. Pr. 15 Sgr. Band III. Recueil d'Histoires à l'usage des jeunes Demoiselles par Catherine Narbel. kl. 8. br. Preis $17^1/_2$ Sgr.

Ueber heilige Natur- und Kunstanschauung in und gemäß der heiligen Schrift. Nebst einem Excurs über die Kunstrichtung Göthe's und seiner Zeit. 3 Vorträge von Dr. **Fr. Liebetrut**, ev. Pfarrer. $5^1/_2$ Bogen. 8. br. 10 Sgr.

Heintz, A., Vier Clavierstücke. Op. 2. 25 Sgr.

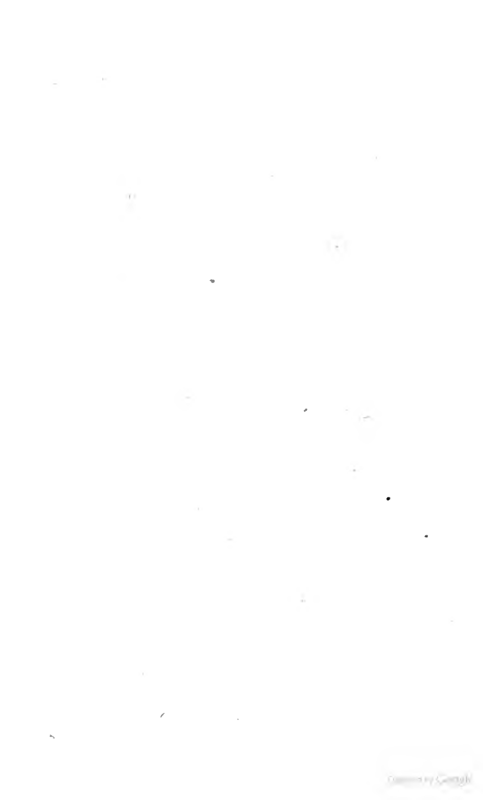
Schärtlich, J. C., Mein Wunsch, Preislied für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. 5 Sgr.

Stein, C., Jugendklänge, leichte Sätze für Pianoforte. Op. 3. $17^1/_2$ Sgr. 2 Duette für Sopran und Tenor mit Pianofortebegleitung. Op. 5. 15 Sgr.

Steinmann, L., 2 Clavierstücke. Op. 2. 10 Sgr. — Polka-Masourka p. Piano. Op. 3. 10 Sgr. — Valse brillante p. Piano. Op. 5. $12^1/_2$ Sgr. — Aus der Kinderwelt. Leichte Clavierstücke für Kinder. Op. 7. $12^1/_2$ Sgr.

Die Jugendklänge von Stein und alle 4 Hefte von Steinmann zeichnen sich besonders durch Melodienreichthum aus und sind allen Clavierspielern als Compositionen von geringer Schwierigkeit zum Vortrag angelegentlich zu empfehlen.






München

